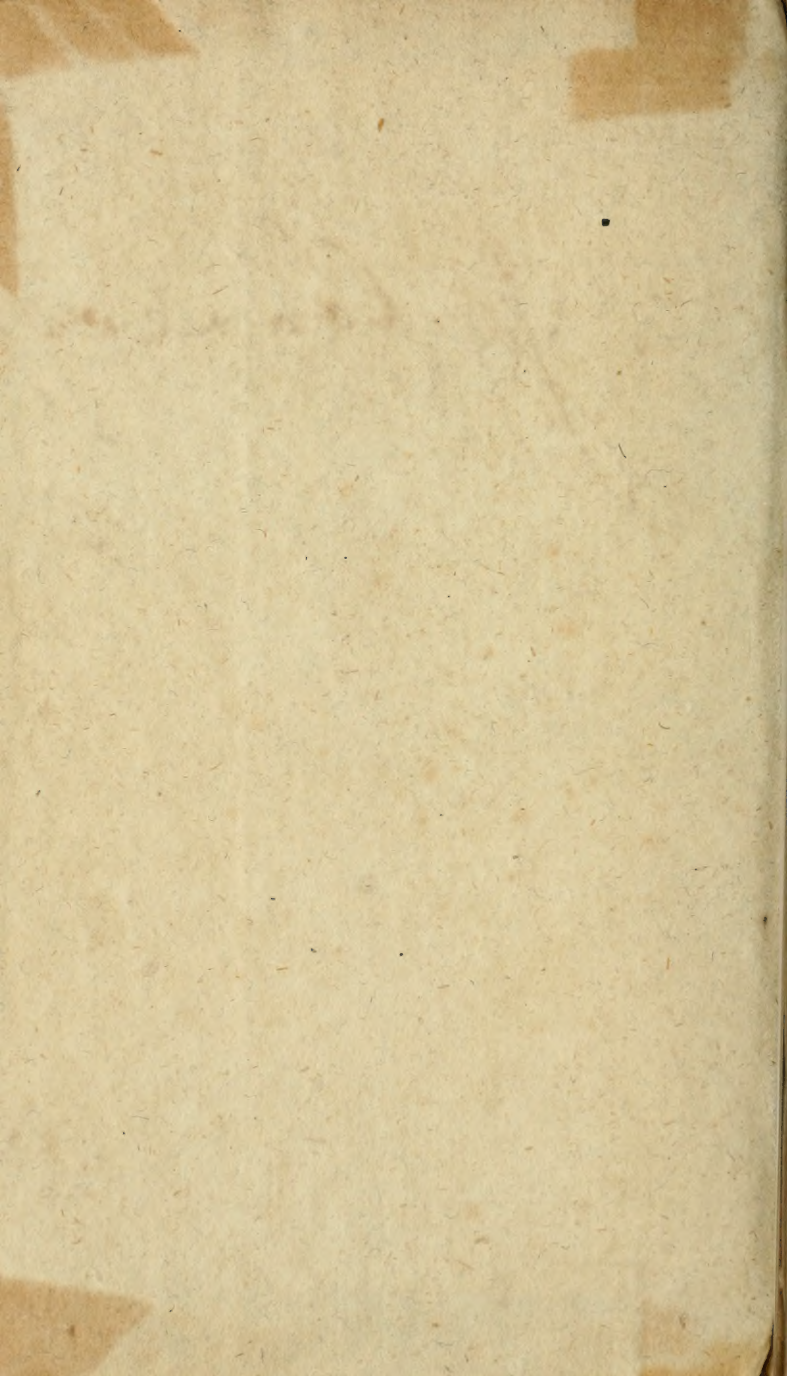
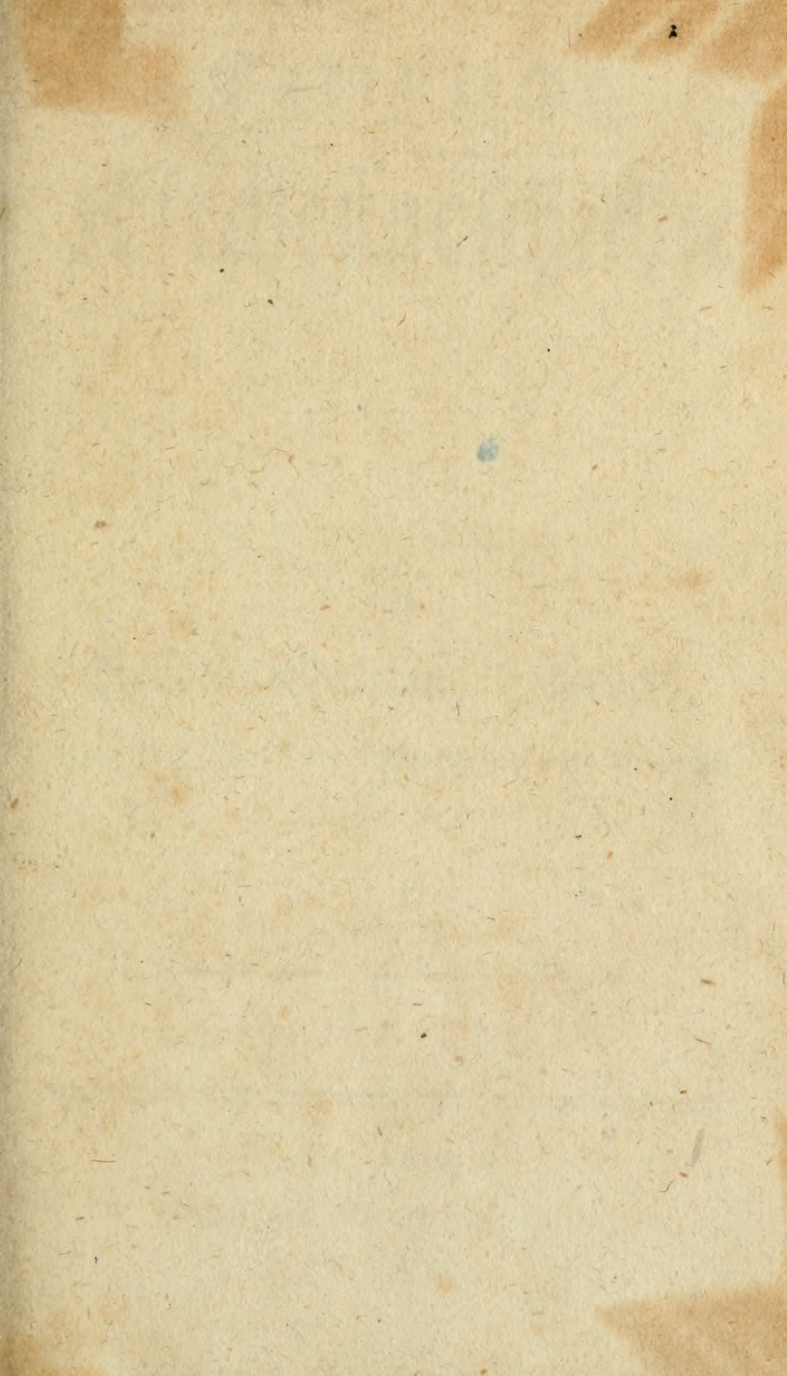
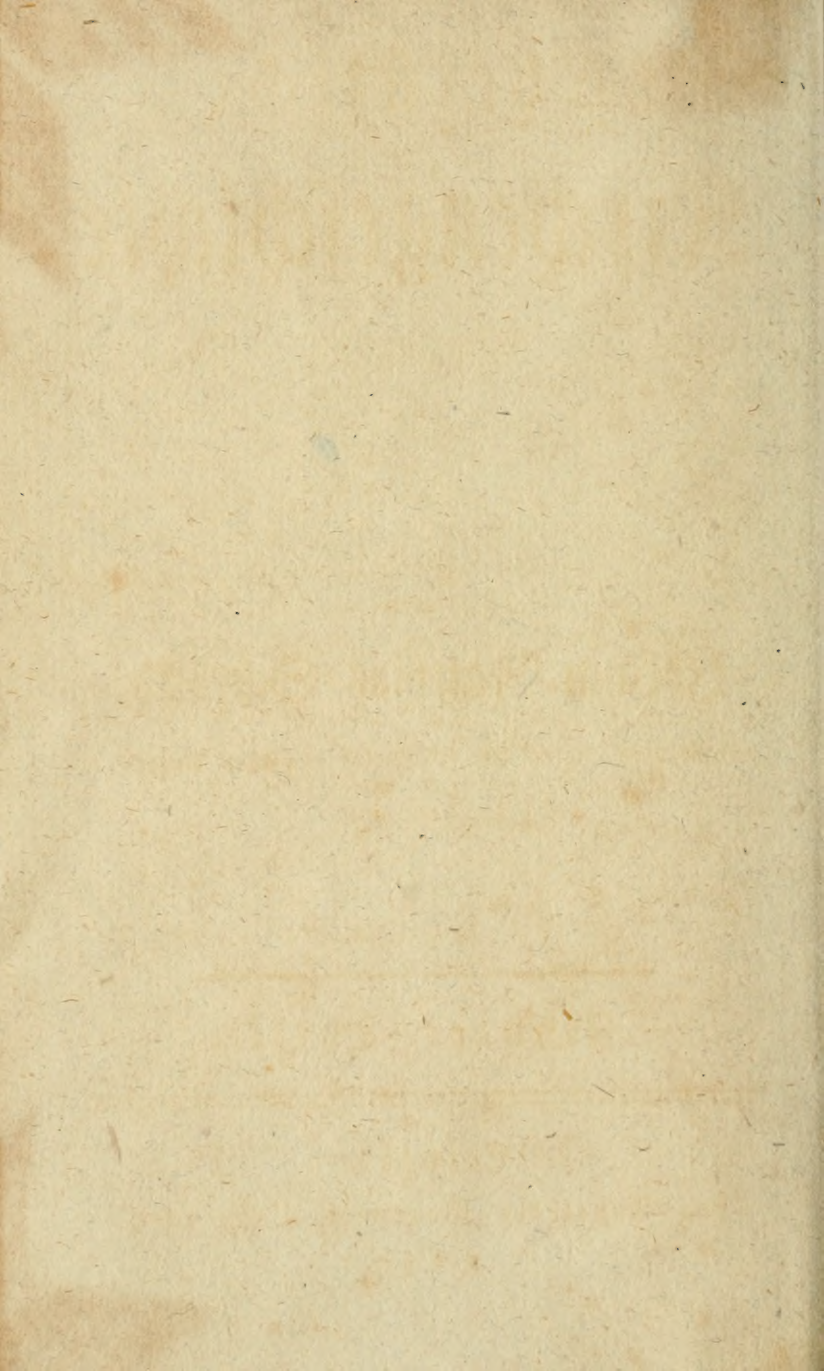








Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Zehnter Theil.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1785.

Vorrede.

Obgleich die Geschichte der besondern Religionsstreitigkeiten in dem Umfange des dritten Buchs vom zweyten Zeitraum, welche mit diesem Theil angefangen wird, sich nicht weiter als über die Origenianischen erstreckt; so hoffe ich doch die Leser dafür durch die Mannichfaltigkeit anderer kirchlicher Auftritte, die mit denselben in eine natürliche Verbindung gebracht worden sind, einigermaaßen schadlos gehalten zu haben. An Statt der einförmigen und ermüdenden Methode, ganze und mehrere Bände nach einander mit der Erzählung theologischer Streitigkeiten anzufüllen, wird mit denselben allemal das Leben der berühmtesten Lehrer, welche einen vorzüglichen Antheil daran genommen haben, verbunden. So haben hier Epiphanius und Chrysostomus ihre, wie es scheint, bequemste Stelle gefunden. Dadurch aber ist zugleich eine Veranlassung entstanden, von vielen merkwürdigen Schriften, Meinungen, Lehrarten, kirchlichen Gebräuchen,

Me-

Methoden zu predigen, die heilige Schrift zu erklären, u. dgl. m., Nachricht zu geben. **Chrysostomus** bot dazu besonders einen sehr reichlichen Stoff an; ich habe ihn zwar, wie die Größe dieses Theils zeigt, sorgfältig genüzt; aber doch mir gewisse Schranken dabey gesezt. Es sey mir erlaubt, hier noch eine kleine litterarische Aufgabe, welche die französische Lebensbeschreibung deßelben vom **Hermant** (S. 526.) betrifft, vorzulegen, weil ich sie selbst nicht auflösen kann. Dieser Schriftsteller wird von den Franzosen einmüthig vor den Verfaßer derselben ausgegeben, und gleichwohl wird sie im königlichen Privilegium dem Doktor **Menard** beygelegt. — Ich fahre übrigens ohne langen Aufschub in der fernern Ausarbeitung dieses Wercks fort, und hoffe den eilften Theil deßelben im bevorstehenden Jahre weit früher als den gegenwärtigen ans Licht zu stellen. Wittenberg, am 5 November des J. 1785.

Christliche Kirchengeschichte.

Zehnter Theil.

Ausführliche Geschichte des Zweyten Zeitraums.

Fortsetzung des Dritten Buchs,

oder

der Geschichte der christlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kaisers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Augustinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Leben und Schriften des Epiphanius.

J. n. C. G. 363 bis 430

Die allgemeine Geschichte der christlichen Religionsstreitigkeiten in diesem Zeitalter, die gegen das Ende des neunten Theils angefangen worden ist, bleibt ohngeachtet aller Anmerkungen, Grundsätze, Beispiele und Auszüge, welche bereits darüber mitgetheilt worden sind, doch immer noch sehr unvollständig, so lange man nicht den Epiphanius von allen Seiten kennt. Er schrieb das Hauptwerk in der alten Kirche über die Ketzergeschichte und Ketzerwiderlegung. An der Me-

 thode,

J. n. C. G. 363 bis 430.

thode, welche er darinne befolgt, hat man zugleich das Muster vor den Augen, nach welchem die christlichen Lehrer dieser Zeit mit den Irrgläubigen stritten. Fast alles was ihre Polemik am Ausgange des vierten Jahrhunderts Gutes und Schlimmes an sich hatte, findet sich an ihm beisammen. Der große Ruf, der sich von seinem Religionseifer, der Heiligkeit seines Lebens, seiner Gelehrsamkeit und seinen Verdiensten in der ganzen Kirche verbreitete, gründete sein Ansehen überaus fest; wenn gleich so viele Fehler, die er begieng, und noch seine lezten Handlungen demselben hätten nachtheilig werden sollen. Zwar wurden um die Zeit seines Todes, oder im Anfange des fünften Jahrhunderts, in der abendländischen Kirche Hieronymus und Augustinus noch mehr als glückliche Religionsvertheidiger bewundert. Allein eben sie trugen auch daselbst nicht wenig zu seiner Verehrung bey, indem sie ihn als den vornehmsten Anführer der theologischen Streiter vorstellten; nicht zu gedenken, daß man überhaupt schon gewohnt war, die morgenländischen Lehrer als die ersten und gelehrtesten in jedem Theil der Religionswissenschaft anzusehen. **Epiphanius** nahm auch an einer der berühmtesten theologischen Streitigkeiten einen solchen Antheil, der ihre entscheidende Wendung stark beförderte. Mit ihm geht man auf den vollen Kampfplatz der Christen hinüber, der noch niemals von einem lautern Getümmel, als zu seiner Zeit, wiederschallte.

Er kam ohngefähr zwischen den Jahren 310 und 320. zu Besanduke, einem Flecken im Gebiete der Stadt Eleutheropolis in Palästina, zur Welt. Dürfte man einer alten Lebensbeschreibung von ihm trauen, die **Petav** zuerst in griechischer Sprache ans Licht gestellt hat, (Epiphan. Opp. T. II. p. 318. sq. ed. Colon. 1682. fol.) so könnte nicht allein von den frühern Jahren

ren des Epiphanius, sondern auch von seinem übrigen Leben sehr viel Sonderbares erzählt werden, das keiner von seinen Zeitgenossen, oder bald darauf lebenden Schriftstellern, meldet. So war er, nach derselben, von jüdischen Eltern gebohren, und that sich schon in seiner ersten Jugend durch uneigennützige Rechtschaffenheit hervor. Da sein wildes Pferd von einem Christen, blos durch einen Befehl im Namen des Erlösers, getödtet wurde: machte ihn dieses zuerst auf die Religion desselben aufmerksam. Aber ein jüdischer Lehrer, der ihn an Sohnes Statt annahm, unterrichtete ihn eine Zeitlang in seinem Glauben, bis er nach dessen Tode durch den Mönch Lucianus zum Christenthum bekehret wurde. Denn da er sah, daß dieser einem Armen, welcher drey Tage lang gehungert hatte, seinen Mantel schenkte, um ihn zu verkaufen, und daß gleich darauf ein weißes Kleid, vom Himmel herabgelassen, die Blöße des Mönchs deckte: entschloß er sich, voll Furcht über diesen Anblick, zugleich ein Christ, und auch ein Mönch zu werden. Indem ihn nun der Bischof in der Kirche das Vorlesen der heiligen Schrift anhören ließ; sah auch er das Gesicht des Epiphanius glänzend werden, und eine Krone, die auf sein Haupt gesetzt worden war. — Einen solchen wundervollen Gang nimmt diese sehr ausführliche Lebensbeschreibung vom Anfange bis zum Ende. Obgleich zween Freunde und Gefährten des Epiphanius vor Verfasser derselben ausgegeben werden; so ist sie doch mit so vielen unwahrscheinlichen, offenbar falschen, oder ungereimten Stellen angefüllt, daß man über denselben auch das Wahre, wovon sie manches enthalten mag, verliert, oder ganz unbrauchbar findet. Dies ist Tillemonts richtiges Urtheil von derselben. (Mémoires, T. X. Notes sur St. Epiphane, p. 803. ed. de Paris.) Ein neuerer Schriftsteller vom Leben des Epiphanius,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430

welchen man vor den Abt Jacob Gervais hält, (Histoire et la vie de St. Epiphane, à Paris, 1738. 4.) glaubt, daß man wenigstens solche Umstände aus ihr nutzen könne, die weder dem Zeugnisse der Alten, noch der gesunden Vernunft zuwider laufen, auch nicht fabelhaft sind. (Préface, p. IX.) Allein dieser Probierstein der historischen Wahrheit ist sehr unzulänglich: zumal da Leser genug alle solche spätere Wunderwerke zum Fabelhaften rechnen möchten; die doch Gervais ohne Bedenken nachgeschrieben hat.

Mit mehr Gewißheit kann man die Geschichte des Epiphanius aus seinen eigenen Schriften, aus verschiedenen Stellen des Hieronymus (de viris illustr. c. 114. et in Epistt.) aus dem Sokrates, (H. Eccl. L. VI. c. 10 12.) dem Sozomenus, (H. E. L. VI. c. 32. L. VII. c. 27. L. VIII. c. 14. 15.) und aus andern Schriftstellern gleicher Zeiten schöpfen; ohne daß man doch auch dabey vergessen darf, gegen Nachrichten, welche das Uebernatürliche als etwas sehr Gewöhnliches anführen, auf seiner Hut zu seyn. Schon vor seinem zwanzigsten Jahre also, ergriff er die Lebensart der Mönche, von welchen er zeitig unterwiesen worden war, und übte dieselbe besonders in Aegypten, wo noch Antonius, ihr berühmtes Vorbild, lebte, mit ungemeiner Strenge aus. Dort geschah es auch vermuthlich, wie er selbst erzählt, (Haer. XXVI. p. 99. sq. T. I. Opp.) daß ihm die Gnostiker durch Frauenspersonen von ihrer Parthey, welche ihm die Bücher derselben brachten, und ihre Reizungen an ihm versuchten, ohne Würkung nachstellten. Er zeigte vielmehr diese Ketzer dem Bischof der dortigen Stadt an, welcher sie bald daraus vertrieb. Als er um das Jahr 330. nach Palästina zurückgekommen war, bauete er nicht weit von seinem Geburtsorte ein Kloster, dessen Vorsteher er wurde. Hier übte er sich mit denen, welche sich häufig unter seine

seine Aufsicht begaben, über dreyßig Jahre lang in der Mönchsfrömmigkeit. Seine vertraute Freundschaft mit dem Hilarion, der damals gleichsam der allgemeine Vater der Einsiedler und Mönche in Palästina war, bildete und stärkte ihn noch mehr in dieser Art von gottseligen Sitten. Er wurde auch in diesem Kloster zum Presbyter geweiht; (Hieron. Epist. XXXIX. p. 337. T. IV. Opp. P. II. ed. Bened.) und sorgte daher als öffentlicher Lehrer, desto eifriger für die Erhaltung des katholischen Glaubens, während der Stürme, die seine Bekenner nach dem Tode des ältern Constantins trafen. Da sein Bischof zu Eleutheropolis ein Freund der Arianer war: hob er die Kirchengemeinschaft mit demselben auf; warnete auch andere vor dieser Parthey, und verband sich genauer mit den von ihr verfolgten Bischöfen. Außer dem Gebete, Fasten, und ähnlichen Andachten, beschäftigte er sich in seinem Kloster auch mit der theologischen Gelehrsamkeit; das heißt, er las die Schriften der vornehmsten christlichen Lehrer fleißig.

Endlich wurde er im Jahr 367. von den versammleten Bischöfen in Cypern, zum Bischof der Hauptstadt ihrer Insel, Constantia, welche in den ältern Zeiten Salamis hieß, erwählt. Sein alter Freund Hilarion, auf dessen Empfehlung dieses vielleicht geschah, brachte auch damals seine lezten Tage in Cypern einsam zu. Eine alte, zwar nicht völlig zuverläßige Nachricht von einer Zusammenkunft zwischen beyden, (in Vitis Patrum per Rosweidum, L. V. c. 4. p. 568. Antverp. 1615. fol.) ist wenigstens lehrreich. Man trug ihnen bey Tische Vögel auf; allein Hilarion weigerte sich davon zu essen, weil er seit dem Anfange seines ascetischen Lebens nie etwas genossen hätte, das lebendig gewesen wäre. Und ich, gab Epiphanius, vermuthlich um die anwesenden Geist-

 lichen

J. n. C. G. 363. bis 430.

lichen zu belehren, zur Antwort, habe, so lange ich diese Lebensart führe, niemals zugegeben, daß jemand, der etwas wider mich auf dem Herzen hatte, sich schlafen legte; so wie ich selbst niemals eingeschlafen bin, wenn ich mit einem andern einen Zwist hatte. Mein Vater! rief Hilarion aus, die Regel, welche ihr beobachtet, ist vortrefflicher als die meinige.

Epiphanius sezte in der That sein ehemaliges Klosterleben auch als Bischof fort, fühlte aber gar bald, daß sein Körper die Härte desselben nicht mehr ertragen könne. Dagegen breitete er solches in Cypern so glücklich aus, daß man ihn zwar nicht vor den ersten Stifter der Klöster ansehen kann, wie eine neuere Muthmaaßung behauptet; wohl aber den sehr blühenden Zustand des Mönchslebens daselbst von seinem Beispiele und seinen Anstalten herrechnen muß. In Ansehung der Rechte seines Amtes, bezeigte er sich gegen die übrigen Bischöfe der Insel sehr gefällig. Er bat die ihm am nächsten wohnenden, daß sie auch über denjenigen Theil des ihm eigenen und allem Ansehen nach sehr großen Kirchensprengels, der an den ihrigen gränzte, einige Aufsicht führen möchten. Auch ließ er es geschehen, daß andere Bischöfe, zuweilen Aeltesten oder Kirchendiener, sogar in seinem Sprengel weihten, und ihm dieselben zuschickten. Denn weil manche Christen dem geistlichen Stande auswichen, dessen Pflichten Epiphanius mit einem furchtbaren Ernste vollstreckt wissen wollte: so wurden sie, wegen ihrer Würdigkeit von andern Bischöfen mit einer Art von Gewalt in dieselbe gezogen. Aber auch er selbst erstreckte den Vortrag der christlichen Lehre noch weit über Cypern, in andere Länder hinaus. Die Kenntniß des Syrischen, seiner Landessprache, des Hebräischen, des Aegyptischen,

des Griechischen, und einigermaaßen auch des Lateinischen, welche er besaß, erleichterte ihm diese Arbeit.

Sechs und dreyßig Jahre lang verwaltete Epiphanius sein bischöfliches Amt: und der Ruhm, welchen er sich darinne erwarb, stieg nach und nach so hoch, daß man ihm wunderthätige Kräfte, oder Wunder, die zu seinem Dienste geschehen sollten, und göttliche Offenbarungen zutrauete. Seine außerordentliche Mildthätigkeit gegen die Armen, auf welche er sein ganzes Vermögen wandte, hatte einst auch alle Einkünfte seiner Kirche, (wiewohl dieselbe durch die Schenkungen, welche ihr andächtige Christen in dieser Absicht machten, überaus reich war) verzehret. Gerade aber, da es an allem fehlte, sagt Sozomenus, brachte ein Unbekannter dem Kirchenverwalter einen Sack mit Goldstücken: zu einem Beweis, daß Gott unmittelbar diese Noth gehoben habe. Ein andersmal, als ihn zween Bettler kommen sahen, warf sich der eine zur Erde nieder; der andere aber blieb neben demselben stehen, und beklagte nicht allein mit Thränen den Todt seines Gefährten; sondern auch seine Dürftigkeit, welche es nicht erlaubte, ihn begraben zu lassen. Epiphanius gab ihm so viel, als er dazu brauchte; ermahnte ihn jedoch, sich zu beruhigen, weil dieser Todte nicht wieder auferstehen würde. Dieses traf auch würklich ein; der Lebende lief zwar voll Bestürzung dem Bischof nach, bekannte den Betrug, und bat ihn, dem nun würklich Todten zum Leben zu verhelfen; aber vergebens. Sozomenus sezt hinzu, man erzähle zwar vom Gregorius dem Wunderthäter eine vollkommen gleiche Geschichte; (sie ist auch in diesem Werke, Th. IV. S. 361. beigebracht worden;) allein darum sey es nicht unglaublich, daß mit dem Epiphanius ebenfalls eine solche Begebenheit vorgefallen sey. In der vorher angeführten Sammlung (Vitae Patrum, L. V. c. 15. p. 629.) steht noch

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

eines von den vielen Beispielen, was vor außerordentliche Begriffe man von ihm gehabt habe. Zween Mönche in Aegypten, welche sich aus Mißverstand einer Rede Jesu, entmannet hatten, (wie es, nach der Bemerkung des Epiphanius, (Exposit. fid. cath. c. 13. p. 1095. T. I. Opp.) um diese Zeit viele thaten,) wurden von dem Erzbischof zu Alexandrien von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Sie glaubten, daß ihnen dadurch großes Unrecht wiederfahre, und wandten sich daher nach und nach an andere der vornehmsten Bischöfe, an die von Jerusalem, Antiochien, und Rom, um von einem derselben wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Alle aber wiesen sie ab, weil ihr Verlangen mit den Kirchengesetzen stritt. Darauf entschlossen sie sich, einen Versuch beym Epiphanius zu machen. Denn, sagten sie unter sich, die übrigen Bischöfe verstehen sich mit einander, und keiner will dem andern widersprechen; aber dieser ist ein Prophet, bey welchem kein Ansehen der Person gilt. Doch indem sie sich seiner Stadt näherten, offenbarte ihm Gott, wer sie wären; er ließ ihnen also melden, daß sie nicht hineinkommen sollten. Der Ausspruch eines solchen Mannes wider sie, brachte sie endlich zur Reue und Demüthigung. Auch dieses machte Gott dem Epiphanius bekannt; nunmehr erlaubte er ihnen, zu ihm zu kommen; nahm sie in die Kirchengemeinschaft auf, und schrieb dem Alexandrinischen Erzbischof, er möchte eben dieses mit seinen Kindern thun, weil sie ihr Vergehen würklich bereuet hätten.

Ganz konnten diese wenigen Erzählungen von so vielen andern nicht wegbleiben, wenn die hohe Ehrerbietung abgeschildert werden sollte, in welche sich Epiphanius ohne Zweifel durch seine heilig geachtete Mönchsstrenge von weit mehr als einem halben Jahrhunderte

hunderte gesezt hatte. Nicht geringer dachte man von seiner theologischen Wissenschaft und Geschicklichkeit, den Glauben wider die Ketzer zu vertheidigen. Mehrere Lehrer, Mönche und andere Christen, bewogen ihn durch ihr Bitten, seit dem Jahr 374. Schriften darüber herauszugeben. Schon früher hatte er eine Parthey von vermeinten **Widersachern der Jungfrau Maria** schriftlich bestritten; wie er mit ihnen und mit den von ihm selbst genannten **Collyridianern** umgegangen sey, ist bereits in dieser Geschichte erzählt worden. (Th. IX. S. 217 fg.) Unterdessen fanden seine Werke einen vorzüglichen Beifall; aber er ward auch immer thätiger in der Theilnehmung an öffentlichen Kirchenangelegenheiten, und besonders Streitigkeiten. Die Geschichte dieser leztern, welche bald besonders wird beschrieben werden, macht es um der Deutlichkeit ihres Zusammenhangs Willen nothwendig, daß einige der auffallendsten Schritte, welche **Epiphanius** bey denselben gethan hat, erst dahin verspart werden. Hier ist es genug, zu bemerken, daß er um das Jahr 376. nach Antiochien gereiset ist, um die Uneinigkeit zu stillen, welche über die Lehrsätze des **Apollinaris** entstanden war; und daß er einen Beisitzer der zahlreichen **Kirchenversammlung** abgegeben hat, welche zu **Rom** im Jahr 382. wegen der **Meletianischen** Spaltung zu Antiochien gehalten wurde. In jener Hauptstadt machte er mit der berühmten ältern **Paula** Bekanntschaft. Sein Beispiel stärkte sie nicht bloß in der äußersten Anstrengung zur ascetischen Gottseligkeit; sondern sie übertraf ihn auch in derselben, wie man anderwärts (Chr. Gesch. Th. VIII. S. 371.) schon gelesen hat. Zulezt verwickelte er sich tief in die über den **Origenes** ausgebrochene Händel. Seit dem Jahr 394. erklärte er sich öffentlich gegen verschiedene Lehrsätze desselben; gerieth darüber mit dem Bischof

J. n. C. G. 363 bis 430.

Johann

J. n. C. G. 363 bis 430.

Johann von Jerusalem, und mit dem Bischof von Alexandrien, Theophilus, in sehr verdrießliche Streitigkeiten; wurde zwar mit dem Theophilus im Jahr 401. ausgesöhnt, als dieser ebenfalls Parthey wider den Origenes nahm; verband sich aber nunmehr zu seiner Schande mit diesem Bischof, einem der unwürdigsten, der damals ein solches Amt bekleidete, gegen einen der ehrwürdigsten, Johannes Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel, weil er die Lehrsätze des Origenes nicht verdammen wollte; reiste selbst im Jahr 402. in die gedachte Hauptstadt, um ihn zur Aenderung seiner Denkungsart gewissermaaßen zu nöthigen; und begieng daselbst manche übereilte und unanständige Handlungen, bis er auf der Rückreise im Jahr 403. in einem mehr als neunzigjährigen Alter, auf der See sein Leben endigte.

Diese Schwachheiten seiner lezten Jahre, (wenn anders ein solcher Name nicht zu gelind für dieselben ist,) verringerten gleichwohl sein Ansehen gar nicht. Denn brennender Eifer gegen vorgebliche Irrthümer, zumal mit dem Schein der frommen Selbstverleugnung verbunden, deckte zu dieser Zeit alle Fehltritte desselben zu. Hieronymus, ein Freund und Verehrer des Epiphanius, den er den Vater von fast allen Bischöfen, und ein Ueberbleibsal der alten Heiligkeit nennt, (Epist. XXXVIII. p. 313. T. IV. Opp. P. II. ed. Bened.) versichert auch, (p. 308. sqq.) daß man ihn allein verschont habe, wenn gleich die Arianer im ganzen Reiche geherrscht hätten, und daß sich die regierenden ketzerischen Fürsten durch die Verfolgung eines solches Mannes zu beschimpfen geglaubt haben würden. Als er zu Jerusalem mit dem dortigen Bischof öffentlich gieng, drängten sich unzählige Christen zu ihm hin; man brachte ihm Kinder, damit er ihnen den Seegen ertheilen möchte, küßte ihm die Füße, zupfte ihm die Verbrämung des

Kleides

Kleides ab, und wartete bis fast an den Abend in der Kirche, um ihn predigen zu hören. (l. c. p. 312.) Es erhub sich sogar nach seinem Tode ein Gerücht, daß bey seinem Grabe Teufel ausgetrieben und manche Krankheiten geheilt würden. (Sozom. L. VII. c. 27.)

J. n. C. G. 363. bis 430.

An eine freyere Beurtheilung des Epiphanius wagte sich also auch in jenen Zeiten beinahe niemand, den einzigen Sokrates etwan ausgenommen, der jedoch nur gesteht, (L. VI. c. 10.) daß er eben so einfältig als fromm, oder wegen seiner gottseligen Gesinnungen leicht zu hintergehen gewesen sey. Freylich bildeten sich die vollkommenern Asceten auf diese Einfalt des Herzens und der Sitten, für welche sich ausnehmende Religionskenntniß und Tugend sehr wohl schicken sollten, nicht wenig ein. Aber sie und die Schriftsteller, von welchen sie bewundert wurden, durften es auch eben deswegen niemanden verargen, welcher glaubte, daß sie unzählige Dinge nicht richtig gesehen, gehört, oder sonst empfunden hätten, auf deren Würklichkeit sie alles baueten. Der gutherzigste Mann kennt immer die Welt und die Menschen am wenigsten; und jene edlere Einfalt ist von der, welche den Verstand herabwürdigt, bey einem eingeschränkten schüchternen Gange den er nimmt, oder wegen gewisser Lebensarten, Lehrgebäude, die sich ihm in den Weg stellen, und anderer Bedenklichkeiten, nehmen darf, nicht weit entfernt. Epiphanius hat selbst in seinen Schriften und durch Handlungen, welche mit den darinne lebenden Gesinnungen völlig übereinstimmen, treffender als es sonst jemand thun kann, gezeigt, wie viel ihm von diesen Eigenschaften zukomme.

Sein erstes wichtigeres Werk schrieb er im Jahr 374. auf Verlangen vieler Lehrer in Pamphylien, Pisidien und Aegypten, welche von ihm einen Unterricht

J. n. C. G. 363 bis 430.

und ein Verwahrungsmittel wider die in diesen Ländern sich immer mehr ausbreitenden Arianischen und Macedonischen Lehrsätze zu haben gewünscht hatten. Er nannte es Ἀγκυρωτὸς, oder den Anker, „weil er, wie er selbst an einem andern Orte sagt, (Panar. Haer. LXIX. p. 751. sq. T. I. Opp. ed. Petav.) darinne aus „der ganzen heil. Schrift die wahrhaften Lehren Gottes „gesammelt, und den heiligen Apostolischen und Pro„phetischen Glauben der Väter, welcher vom Anfange „her bis auf seine Zeiten in der heiligen Kirche Gottes „gepredigt worden, gleichsam als einen Ancker für „diejenigen, welche ihn gebrauchen wollten, deutlich „vorgetragen hätte, um ihre Gemüther zu unterstützen „und zu befestigen, damit sie nicht durch die Erfindun„gen des Teufels herumgetrieben würden, und durch „die stürmischen Wellen, welche die Ketzereyen in der „Welt so häufig erregten, Schaden leiden möchten." Hauptsächlich aber war es seine Absicht, die damals am meisten angefochtene Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, nebst einigen andern Glaubenslehren, wider ihre Gegner zu retten.

Er fängt mit der Bestimmung an, daß Ein Gott der Vater, und der einzige wahre Gott sey, indem der einzige Eingebohrne aus dem Einigen, und der einzige heilige Geist aus eben demselben; überhaupt aber die Dreyheit in der Einheit, und Ein Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist sey; jeder sey wahrer Gott, und die Dreyheit werde in Einem Geiste gezählt. Zwar, fährt er fort, nennt der Sohn nur den Vater wahren Gott; von dem eingebohrnen Gotte wird dieses nicht gesagt; aber eben so heißt es von dem Vater, er sey das Licht, und von dem Sohne, er sey das wahre Licht; ohne daß in beyden Fällen die Weglassung dem einen nachtheilig wäre. Es ist genug, das ganze Band der Dreyeinigkeit dergestalt auf eines zu führen, daß man aus

dem

dem Vater den Sohn als wahren Gott, und auch den wahren Geist erkenne. Daher nennt auch Christus den heiligen Geist, Geist der Wahrheit, und sich die Wahrheit; er heißt auch der Geist des Vaters und des Herrn. Wenn Gott bey dem Propheten sagt, er befestige den Donner, und erschaffe den Geist: so gilt dieses vom Vater. Allein von seinem Christus sagt er nicht, daß er ihn erschaffe oder befestige; sondern daß er ihn den Menschen, als den wahrhaftig von ihm gezeugten, den ungeschaffenen und unveränderlichen, den immer vorhandenen aus dem immer vorhandenen, verkündige. Denn Moses sagt: der da ist, hat mich gesandt; und Johannes: der in des Vaters Schooße ist, hat es verkündigt. Der da ist, ist der Sohn; der da ist, ist der Vater; der da ist, bey dem, der da ist, und von ihm gezeuget; der mit dem Vater nicht vermischt ist, auch nicht angefangen hat, zu seyn; sondern immer der ächte Sohn mit dem Vater ist; so wie dieser immer Erzeuger des Sohns ist. Denn wäre eine Zeit gewesen, da er nicht Vater war: so wäre er selbst der Sohn eines andern Vaters gewesen, ehe er der Vater des Eingebohrnen wurde. Bey Gott läßt sich nicht die geringste Zeit denken: und sobald man sich nur den Sohn vorstellt, hat man auch sogleich den Begriff des Vaters. Der Sohn ist immer, nicht mit dem Vater vermischt; noch sein Bruder; sondern der ächte Sohn vom Vater gezeugt; der natürliche Sohn, und kein angenommener. Der Sohn ist gleiches Wesens mit dem Vater; nicht zugleich mit seinem Wesen, (συνούσιος) sondern gleiches Wesens, das heißt, nicht außer dem Vater gezeugt: und es ist ein Band des Glaubens, dieses Wort ὁμοούσιος von ihm gebrauchen. Es schlägt die Macht des Sabellius darnieder; wo dieses Wort statt findet, da zeigt es Ein Wesen (ὑπόστασις) an;

und

J. n. C. G. 363 bis 430.

und daß in diesem Wesen der Vater ist, der Sohn ist, und der heilige Geist ist; (ἐνυπόστατος) es drückt nur Eine Gottheit aus; so daß von eben derselben Gott aus Gott, der Sohn, und Gott der heilige Geist, nicht aber mehrere Götter sind. Wir sagen, Gott der Vater, Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist, nicht Götter. Es ist nur Ein eingebohrner Sohn, und der heilige Geist, der immer mit dem Vater und Sohne ist, ist nicht ein anderer als Gott, ist von Gott, geht von dem Vater aus, und nimmt es von dem Sohne, sowohl der Sohn als der heilige Geist, ist unbegreiflich; dieser ist nicht mit dem Vater und Sohne vermischt; sondern es ist immer Dreyheit von Einem Wesen; (ὀσία) Gottheit aber und Wesen sind nicht verschieden. Der Geist also ist der heilige Geist, und der Sohn ist der Sohn. Der Geist geht vom Vater aus, und nimmt es vom Sohne; er erforschet die Tiefen Gottes, und verkündigt, was des Sohnes ist, in der Welt; er heiligt die Heiligen durch die Dreyheit, und ist der dritte in der Benennung, wie man aus der Taufvorschrift sieht. Er ist das Siegel der Gnade, das Band der Dreyeinigkeit, gehört auch in ihre Zahl, Benennung und Gabe. Die Dreyeinigkeit ist immer Dreyeinigkeit, und es kann nichts zu ihr hinzugesezt werden: sie wird so gezählt: Vater, Sohn und heiliger Geist. Sie ist nichts Vermischtes; es giebt in ihr nichts, das von ihrer eigenen Einheit verschieden wäre. In der Substanz (ὑποστάσει) der Vollkommenheit ist der Vater vollkommen, der Sohn vollkommen, und der heilige Geist vollkommen. Der Geist wird auch von den göttlichen Gaben gesagt. In der Dreyeinigkeit ist nichts Geschaffenes, oder nachher Gemachtes. Der Vater zeugt den Sohn; aber es gab keine Zeit, da der Sohn nicht gewesen wäre. Der Vater ist zu keiner Zeit nicht Vater genannt worden;

sondern

sondern der Vater war immer, und auch der Sohn, nicht Bruder, sondern Sohn, und auf eine unbegreifliche Art gezeugt, nicht geschaffen, nicht Mitbruder, nicht Vatersbruder, nicht Großvater, nicht Enkel; sondern aus eben demselben Wesen mit dem Vater und dem Sohn, ist der heilige Geist. Denn der Geist ist Gott (Joh. C. IV. v. 24.) Jeder dieser Nahmen gehört nur Einem allein; er darf nicht auf einen andern übergetragen werden. Denn der Vater ist Vater, und hat nichts, was mit ihm verglichen oder mit einem andern Vater verbunden werden könnte, damit nicht zween Götter würden. Der Sohn ist der Eingebohrne, wahrer Gott aus dem wahren Gott, der nicht den Nahmen des Vaters hat; aber auch nicht für den Vater fremd ist; sondern der Vorhandene Eines Vaters; der eingebohren heißt, damit er der Sohn von einziger Benennung sey, und Gott aus Gott, damit Ein Gott der Vater und der Sohn genannt werde. Und ein einziger (μονογενὲς) heiliger Geist, der weder den Nahmen des Sohns, noch die Benennung des Vaters hat; sondern der heilige Geist genannt wird, und für den Vater nicht fremd ist. Denn selbst der Eingebohrne sagt: **der Geist des Vaters, der vom Vater ausgehet, und es von dem meinigen nehmen wird**; damit man nicht glaube, er sey für den Vater oder den Sohn fremd; sondern vielmehr eben desselben Wesens, und derselben Gottheit. Es ist der göttliche Geist, der Geist der Wahrheit, der Geist Gottes, der Geist der Tröster, der allein diese Nahmen führt, der keinen hat, welcher mit ihm verglichen werden könnte, noch einem andern Geiste gleich ist; der nicht nach dem Nahmen des Sohns, oder nach der Benennung des Vaters genannt wird, damit nicht aus Nahmen, die nur einem einzigen zukommen, gleichbedeutende werden. Es ist also Gott im Vater, Gott im Sohne, und Gott im

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

heiligen Geiste, welcher aus Gott und Gott ist. Er ist der Geist Gottes, der Geist des Vaters, und der Geist des Sohnes: nicht durch eine Zusammensezung, wie bey uns Seele und Leib; sondern in der Mitte zwischen Vater und Sohn, aus dem Vater und Sohn, der dritte an Benennung. Denn es heißt: Gehet hin, und taufet im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Diese Worte zeigen Ein Siegel der Dreyeinigkeit an: und es ist also eine Kraft der Gottheit in der Dreyeinigkeit. Es ist eine gotteslästerliche Lehre zu sagen, der Name des Vaters habe allein nicht selig machen können; er habe sich daher zwey andere Elemente geschaffen, damit seine Gottheit noch andere Kräfte bekäme, und er sowohl den von ihm versiegelten seelig machen könnte, als auch der von ihm geschaffene Mensch Erlösung der Sündenvergebung erhalten möchte. Ein solcher falscher Glaube ist schlimmer als der Unglaube. Denn dieser wird durch die Annehmung des Glaubens verbessert; jener aber ist unverbesserlich, und schwer zu retten, wenn nicht die Gnade von oben herab hinzukömmt. Man sieht weiter auch aus den Worten des Petrus zum Ananias: Du hast Gott gelogen; ingleichen aus der Versicherung Pauli, die Gläubigen wären Gottes Tempel, daß der heilige Geist Gott sey. Dieses hat Gott dem vornehmsten und ersten der Apostel geoffenbaret, welcher wieder den heiligen Geist geoffenbaret hat. Dieses war jenem festen Felsen gemäß, auf welchen die Kirche Gottes gegründet worden ist; den die Pforten der Hölle, das heißt, die Stifter der Kezereyen nicht überwältigen können; in dem der Glaube auf alle Art befestigt worden ist; der die Schlüssel des Himmels empfangen hat; weil in ihm alle spizfindige Glaubensfragen gefunden werden; der selbst durch die Thränen nach seiner Verleugnung gezeigt hat, daß er den Erlöser

löser als Gottes Sohn und auch als Mensch erkannt habe; der ein Gesellschafter des geliebten Jüngers Jesu war; dem das Weiden der Heerde anvertrauet worden ist; der dem Paulus und Barnabas, zum Zeichen der Gemeinschaft die rechte Hand gab, nebst dem Jacobus und Johannes, damit jedes Wort auf drey Zeugen beruhen möchte. Die unter dem Gesetze lebenden erkennen nur den Vater, wenn sie nicht die Kraft des Sohnes erhalten; sie werden durch diese Zeugen, den Vater und Sohn, gestärkt; müssen aber durch das dritte Zeugniß den heiligen Geist empfangen, und offenbar mit den Stimmen der Cherubim und Seraphim erfüllt werden, welche zum drittenmal schrieen: Heilig! Heilig! Heilig! Denn das Loblied Gottes im Himmel wird nicht durch zwo Stimmen vollendet; auch rufen diese heilige, unsichtbare, geistliche Thiere nicht zum viertenmal, oder nur einmal; sondern dreymal rufen sie jene Worte einzeln aus. Sie sagen nicht Heilige! Heilige, um dem Einfachen die mehrere Zahl beizulegen; oder die Zahl von dreyen zu verbergen; sondern dreymal sprechen sie das Heilig! in einer einzigen Rede dergestalt aus, daß sie zugleich die Vielgötterey vermeiden. Denn es ist Ein Gott der Vater im Sohne, und der Sohn im Vater, mit dem heiligen Geiste. Sobald man Gott nennt, begreift man auch die Dreyeinigkeit darunter. Jede Person wird zwar für sich verehrt; aber eben dadurch, daß man den Vater nennt, zeigt man auch den Sohn an, und ehret ihn: und wenn man den Sohn nennt, ehrt man auch den Vater, indem man Christum nicht vor geringer hält, als Ihn. Da unter den Menschen die Söhne nicht vor schlechter gehalten werden, als die Väter, und die Beschimpfung von jenen auf diese zurückfällt: wie viel weniger wird Gott und der Vater seinen Sohn geringer geachtet wissen wollen, als sich?

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Niemand kennet den Vater, als der Sohn; und niemand kennet den Sohn, als der Vater. Man kann aber auch ohne Bedenken sagen: Niemand kennet den Geist, als der Vater und der Sohn, von welchem er ausgehet, und von welchem er es nimmt. Wie können sich denn jene wütende Menschen unterstehen, den heiligen Geist ein für Gott fremdes Wesen zu nennen? Sie verstehen gewiß die Lehre des glaubwürdigen und heiligen Paulus nicht, dem der vornehmste Apostel Petrus, welcher würdig gehalten worden ist, die Schlüssel des Himmels zu empfangen, die Rechte gereicht hat: Niemand weiß, was im Menschen ist, als der Geist, der in ihm wohnet. Denn dadurch erläutert und bildet er das Himmlische ab. Zwar können alle Geschöpfe, von den Engeln an, mit ihrem Herrn nicht genau verglichen werden; wenn gleich jeder Mensch, durch die göttliche Gnade, das Ebenbild Gottes hat. Aber doch bedient sich der Apostel dieser Vergleichung, um die Würde des heiligen Geistes zu erklären. Also weiß auch niemand, was Gottes ist, als der Geist Gottes, der alles durchforscht, auch die Tiefen Gottes. Und dieses Forschen geschieht nicht wider das Verbot der Schrift, (Pr. Sal. C. III. v. 22.) zu hohe oder unergründliche Dinge nicht zu erforschen; sondern vermöge seiner göttlichen Natur, und weil der heilige Geist den Heiligen, in welchen er wohnet, das Vermögen ertheilt, die Tiefen Gottes zu erforschen, damit sie ihn aus der Tiefe ihres Herzens verherrlichen können.

Es würde unverantwortlich seyn, mit einer so langen, und gleichwohl größtentheils an lehrreichen Gedanken so leeren, so äußerst weitschweifigen und seichten Stelle, so viele Seiten in dieser Geschichte anzufüllen, wenn es nicht die Treue der Geschichte erforderte,

derte, einen Lehrer vom höchsten Ansehen, und von welchem viele andere Lehrer im wahren Glauben gegen herrschende Irrthümer befestigt zu werden verlangten, selbst reden und sich abschildern zu lassen. Vielleicht glaubt man, das bisher angeführte sey ein Auszug aus dem Ancoratus des Epiphanius; es ist aber nur ein Inbegriff von den zwölf ersten Hauptstücken desselben, deren es zusammen in diesem Buche hundert und ein und zwanzig giebt; und man kann sich dennoch kaum von dem geschwäzigen Wortkram und von der eckelhaften Wiederholungssucht des Verfassers in dieser Stelle einen völligen Begriff machen, wenn man sie nicht ganz gelesen hat. Unterdessen giebt ihm die Behauptung der Gottheit des heiligen Geistes Gelegenheit, nicht allein der entgegengesezten Irrlehren zu gedenken; sondern zugleich alle sogenannte Kezereyen, von den ersten Zeiten der Welt her, bis auf die seinigen, in Classen abgetheilt, anzuführen: ein Verzeichniß, welches mit seinem Werke, von den Kezereyen, füglich wird verglichen werden können.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Darauf kehrt er wieder zur Vertheidigung der vorhergedachten Lehre zurück. Einige, sagt er, machen den Einwurf, der heilige Geist erforsche zwar die Tiefen Gottes; aber der Apostel seze nicht hinzu, daß er sie auch erreiche. O der Thorheit! als wenn dieses Wort nöthig gewesen wäre! Auch von dem allmächtigen Gott steht in der Schrift bloß, er prüfe die Nieren, und erforsche das Geheime des Bauchs; und doch weiß jedermann, daß er dieses auch genau kenne. Eben dieses muß desto mehr von dem heiligen Geiste gelten, da ihm in mehr als einer Stelle (1 B. Mos. C. I. v. 26. Ps. XXXIII. v. 6.) selbst die Schöpfung beygelegt wird. Zwar sagt der Sohn Gottes, daß nicht einmal er, sondern nur der Vater,

J. n. C. G. 363 bis 430.

den Tag des Gerichts wisse. Allein da er an einem andern Orte versichert, er habe, gleichwie der Vater, das Leben in sich selbst, und alles was der Vater habe, sey auch sein: so muß Gottheit und vollkommene Erkenntniß und alles übrige, auch im Sohne und heiligen Geiste seyn. Der Sohn weiß allerdings den Tag des Gerichts, weil er das Größere, nämlich den Vater selbst, kennet; nur muß man seinen geistlichen Vortrag recht verstehen. Sagt er gleich, der Vater sey größer als er; so heißt dieses doch nur so viel, er ehre ihn als seinen Vater. Wenn er weiter spricht: Niemand ist gut, als der einige Gott, so kömmt dieses gewiß mit mehrerm Rechte dem Sohne zu, als manche Menschen und andere Dinge in der heiligen Schrift gut genannt werden. Da ihm überdieß in derselben so viele göttliche Eigenschaften und hohe Lobsprüche beygelegt werden: so darf man gar nicht daran zweifeln, daß er den Tag des Gerichts kenne. Man muß dieses auch nach der zweyfachen Erkenntniß beurtheilen, deren die Schrift gedenkt. Die eine besteht in der Würkung; die andere im bloßen Wissen. Nach beyderley Gattungen kennt der Vater jenen Tag: er weiß ihn, und hat auch schon gerichtet; der Sohn aber kennt ihn nur nach der leztern, indem er das ihm aufgetragene Gericht erst dereinst halten wird. Die Engel hingegen besitzen keine von beyden Kenntnissen. So müssen wir die heilige Schrift erklären, damit uns nicht ihr Buchstabe, in welchem eigentlich Leben ist, durch eine ungeschickte Auslegung tödte. Die heilige Dreyeinigkeit wird also in Einem Namen gezählt. Es wird nicht Einheit und Zweyheit, oder Einheit und Einheit; sondern Einheit in der Dreyheit, und Dreyheit in der Einheit, in Einer Gestalt und Einer Benennung gesagt. Selbst die drey Männer im Babylonischen Feuerofen, welche das Alte Testament ins

Neue

Neue verwandelten, indem sie die Opfer bey Seite sez- ten, haben zwar, vom Geiste Gottes angetrieben, alle göttliche Geschöpfe besonders genannt; aber den Sohn und den heiligen Geist darunter nicht gerechnet: zum Beweise, daß sie dieselben vor ungeschaffen hielten. Hier erkühnt sich der Teufel, jenen frommen Männern Unglauben Schuld zu geben; er wirft ihnen vor, daß sie, als Juden, weder den Sohn noch den heil. Geist gekannt hätten. Doch diesen Einwurf der Kețer widerlegen die Worte: das Gesicht des Vierten war wie das Gesicht des Sohnes Gottes; ingleichen die Stelle in der Geschichte der Susanna, (v. 46 fq.) daß Daniel, voll des heiligen Geistes, die Aeltesten gerichtet habe. Man sage nicht, daß die gedachten Männer auch die Cherubim und Seraphim unter den Geschöpfen Gottes nicht anführen. Andere Stellen ihres Gesangs beweisen es, daß sie dieselben ebenfals davor angesehen haben. Aus dem Siegesgesange der Engel im Himmel, welche dreymal Heilig, nicht etwan Heilig und Halbheilig rufen, sieht man auch, daß sie in Einer Vollkommenheit die Dreyheit in der Einheit, und die Einheit in der Dreyheit verherrlichen. Um uns diese Erkenntniß zu lehren, ist der Sohn Gottes gekommen; der heilige Geist hat sie uns verkündigt, und der Vater geoffenbaret, damit wir auf diesen immerwährenden Grund bauen können. Aber nicht alle erlangen diese Erkenntniß; sondern nur diejenigen, welche durch den heiligen Geist würdig geachtet werden, die Geheimnisse der Wahrheit einzusehen. Denn die heilige Schrift, welche dieses lehret, ist meistentheils in einem geistlichen Verstande geschrieben; besonders aber über dasjenige, was unser Leben und die Erkenntniß des Herrn betrift. Daher sind ihre tiefern Lehren, welche unsere Seelen recht befestigen können, denen anstößig, die Gottes Erkenntniß nicht empfangen ha-

J. n. C. G. 363 bis 430.

 ben.

J. n. C. G. 363 bis 430

ben. So verkannten ehemals die Juden Christum, weil sie die Weißagungen der Propheten von ihm nicht zu erklären wußten; und jezt denken die Ketzer irrig von ihm, weil sie seine Worte falsch verstehen. Schon die Anrede des Vaters an den Sohn und heiligen Geist: Lasset uns Menschen machen nach unserm Bilde, (nicht etwan: ich werde Menschen machen, oder nach meinem, oder nach deinem Bilde,) zeigt die Gleichheit der göttlichen Würde unter allen drey Personen an.

Hier wendet sich nun der Verfasser besonders mit einer Vertheidigung der Gottheit Christi gegen die Arianer. Sie erregten den Zweifel, daß der Sohn nichts gemacht habe; sondern alles nur durch ihn gemacht worden sey. Allein er antwortet darauf, daß außer der erst angeführten Stelle, auch die Worte des Erlösers: Mein Vater würcket, und ich würcke ebenfalls, das Gegentheil darthun. Wäre er ein Knecht, nicht ein wahrer Herr, so würde es nicht heissen, daß er Knechtsgestalt angenommen habe. Nach der Gottheit hat er niemals von dem Vater gesagt: Mein Gott, oder euer Gott. Eben so wenig kommen diese Ausdrücke vor, da er mit zwey Engeln dem Abraham erschien. Von ihm sagt Moses: alle Engel sollen ihn anbeten. Seine Gottheit beweisen ferner die Stellen, Psalm CX. v. 1. Jesaiä C. VII. v. 14. und Mich. C. V. v. 1. Auch da er den Vater seinen Gott nach der menschlichen Natur nennt, sezt er hinzu: mein Vater, um zu zeigen, daß er der ewige Sohn desselben sey. Vergebens wenden die Ketzer ein, daß Christus gehungert habe, ermüdet sey, und andere menschliche Schwachheiten empfunden habe. Er nahm alles dieses zu unserm Besten auf sich, und damit er desto gewisser als wahren Menschen sich darstellen möchte. Wenn bey dem Propheten

(Jerem.

(Jerem. C. XVII. v. 9.) gesagt wird: Er ist ein Mensch, und wer wird ihn kennen? so geht das erste auf seine menschliche Natur; das leztere aber auf die göttliche. Bey einem andern Propheten (Jes. C. II. v. 14.) heißt es nicht: ich werde seinen Nahmen nennen, als wenn er erst entstanden wäre; sondern, man wird ihn nennen. Er hat auch deswegen alle menschliche Schwachheiten übernommen, um zu beweisen, daß er eine Seele habe; welches die Lucianisten leugnen: denn das Fleisch allein ißt und trinkt nicht; seine Gottheit konnte dieses gar nicht thun; aber seine Seele dürstete; und Seele und Leib zugleich fühlten Ermüdung. Mehrere Stellen der Bibel legen ihm eine Seele bey; er selbst sagt, seine Seele sey betrübt. Doch verriethen diese und andere seiner Worte keine Furcht vor dem Tode; sondern er betrug sich gegen denselben wie ein mächtiger König, der mit einem weit schwächern Krieg führt. Ein solcher Fürst bedient sich nicht seiner ganzen Macht gegen den Feind, weil sich dieser sonst in keine Schlacht mit ihm einlassen würde; sondern er nimmt vielmehr eine verstellte Flucht, damit derselbe Muth zum Streite bekommen möge. Eben so reizte der Heiland seinen Feind zum Angriffe, damit dieser, in der Voraussetzung, er fürchte sich vor dem Tode, ihn zwar, zum Heil der sterblichen Menschen, tödten, aber auch desto leichter von ihm besiegt werden könnte. Die Beschaffenheit seines Todes lehrt vornehmlich Petrus, (1 Br. C. III. v. 18.) Denn seine Gottheit übernahm zwar das Leiden im Fleische; kann aber an sich und konnte niemals leiden; so wie seine Ewigkeit unveränderlich blieb. Daraus, daß auch dem Vater eine Seele im uneigentlichen Verstande zugeschrieben wird, folgt nicht, daß der Sohn keine wahre gehabt habe: denn er mußte sie als ein Mensch haben. Seele und Leib litten eigentlich bey ihm; seine Gottheit

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

aber ließ es sich gefallen, daß ihr diese Leiden zur Erlösung der Menschen zugeeignet wurden; wie man die Flecken eines Kleides demjenigen beylegt, der es trägt. Der Angstschweiß, den der Erlöser ausgestanden hat, beweiset freylich seine Menschheit; aber die Erscheinung des stärkenden Engeln zeigt nicht eigentliche Stärkung an, deren er, über alle Engel erhaben, nicht bedurfte; sondern Anbetung desselben, als durch welche nach 5 B. Mos. C. XXXII. v. 43. die große von ihm erwiesene Kraft und Stärke gerühmt wird. Die Frage, welche Christus that: **Wo habt ihr den Lazarus hingelegt?** und dergleichen mehr, sind nicht einmal Proben von menschlicher Unwissenheit; sondern vielmehr Verweise für den Unglauben der Menschen; oder Veranlassungen zur Bekanntmachung seiner Wohlthaten. Denn auch der Vater fragte: **Adam, wo bist du?** und es ist falsch, wenn die Ketzer alle solche Fragen im Alten Testamente dem Sohne zuschreiben. Man darf sich auch nicht wundern, daß er sagt: **Durch mich kommen sie zum Vater,** als wenn er verschiedenen Wesens von demselben wäre; indem er anderswo versichert, **der Vater ziehe zu ihm.** Seine Geburt, sein Uebergang von einem Orte zum andern, und mehrere örtliche Einschränkungen, hinderten doch nicht, daß er die ganze Welt erfüllte. Die Stellen, Hebr. C. III. v. 1. und Apost. Gesch. C. IV. v. 10. nach welchen ihn Gott zum **Hohenpriester** und **Christus** gemacht hat, betreffen auch nur seine menschliche Natur. In den Sprüchen des Salomo, C. VIII. v. 22. steht zwar geschrieben: **Der Herr hat mich geschaffen, als den Anfang seiner Wege zu seinen Werken.** Aber in Sprüchwörtern muß man die Worte nicht so sehr nach ihrer eigentlichen Bedeutung nehmen. Wir wissen auch nicht einmal, ob in dieser Stelle von dem Sohne Gottes die Rede sey.

Denn es giebt mehrere Gattungen der Weisheit; und wenn der Sohn die Weisheit des Vaters, aber nicht aus ihm hervorgekommen wäre: so würde es dem Vater in ihm selbst an Weisheit fehlen. Gott weiß es allein, wie diese Stelle zu erklären sey; wenigstens enthält sie manches Widersprechende, wenn sie auf die ewige Weisheit gezogen werden soll, und müßte bloß von der Menschwerdung Christi verstanden werden. Sogar die wahre Uebersetzung dieser Stelle ist noch streitig, indem sie Aquila dem Hebräischen ganz gemäß, übersetzt: Der Herr hat mich erworben. Wir pflegen auch dieses wohl von unsern Kindern zu sagen; aber man kann jene Worte auch so übersetzen: Der Herr hat mich wie ein Küchlein ausgebrütet. So viel ist gewiß, daß der natürliche Sohn des Vaters das Fleisch im Leibe der Maria angenommen hat; und daß er solchergestalt Mittler zwischen Gott und Menschen, aber nicht mit Verwandlung seiner Natur, geworden ist. Unsere Gegner deuten auch die Worte: er hielt es nicht vor einen Raub, Gott gleich zu seyn, irrig, als wenn sie anzeigten, Christus habe nicht durch einen Raub Gott gleich seyn wollen: denn sie sezen vielmehr seine göttliche Natur voraus, die er frey gegen die Juden behauptet hat. Die figürlichen Ausdrücke, welche von ihm gebraucht werden, lassen sich leicht erklären. Ein Geschöpf aber ist er nicht, weil er nicht körperlich, sondern geistlich, ohne Zeit und Anfang, kurz unbegreiflich, gezeugt worden ist. Gott hat durch diese Zeugung nichts von seiner Natur verloren, da selbst das sich mittheilende Feuer nichts von der seinigen verliert. Freylich aber ist das Wort nicht erst hinzugekommen, und mit dem Vater verbunden worden. Denn gegen die thörichte Meinung des Manes, daß die Seelen von einer Lichtsäule entsprungen wären, und Einen Körper ausmachten;

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

machten; wenn sie aber ihre Leiber verließen, in Ein Wesen gebildet würden, streitet die Stelle: In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen. Die Erzeugung des Sohnes Gottes verursachte also keine Veränderung in dem Vater; welche zu vermeiden, die Ketzer den Sohn vor ungezeugt ausgeben. Sie schliessen auch fälschlich aus den Worten: Dieser ist mein Sohn, den ich erwähler habe, er sey blos aus Gottes Gnade, nicht der Natur nach, desselben Sohn: denn Gott konnte nur diesen einzigen erwählen. Eben so heißt er auch der Sohn der Liebe, weil Gott ihn, und uns in ihm liebt. Er kann auch kein Geschöpf seyn, weil er nach Psalm XCVII. v. 7. von den Engeln angebetet werden soll. Nirgends hat in den vier Evangelien, welche aus tausend, ein hundert und zwey und sechszig Abschnitten bestehen, entweder der Sohn gesagt: Der Vater hat mich erschaffen; oder der Vater: ich habe mir einen Sohn, oder meinen Sohn erschaffen. Der Leib Christi ist zwar ein Geschöpf; aber wir beten auch nicht den Leib besonders, sondern den Eingebohrnen im Leibe an: so wie man einen König auf dem Throne, aber nicht seinen Thron verehrt. Die Arianer machen vergebens den Unterschied: der Sohn sey zwar ohne Zeit gezeugt; aber doch nicht ewig; er sey einmal nicht da gewesen. Denn dieses Einmal, das sie vor keine Zeit ausgeben, ist doch gewiß eine. Sie fragen überdies: Hat der Vater den Sohn mit Willen, oder nicht mit Willen gezeugt? Ist das leztere: so ist Gott durch die Nothwendigkeit dazu gedrungen worden; gilt aber das erstere: so war sein Wille eher vorhanden, als der Sohn, und dieser also nicht ewig. Doch keines von beyden läßt sich von Gott behaupten: er brauchte nicht erst, wie die Menschen, Entschließung und Willen; sondern er hat das heilige Wort und Gott durch seine unendliche

und

und unbeschreibliche Natur gezeugt.* Ueberhaupt verdrehen die Kezer eigentliche Redensarten, wie das Wort Gezeugt, in uneigentliche, und uneigentliche, wie das Wort Geschaffen, das dem göttlichen Worte gar nicht zukömmt, in eigentliche, um nur die ewige Zeugung desselben streitig zu machen. Sie geben auch den Propheten Lügen Schuld, weil dieselben versicherten, Gott gesehen zu haben, welches sich doch, nach der ausdrücklichen Erklärung Christi, von niemanden sagen lasse. Aber sie unterscheiden eine vollkommene Anschauung und Uebersicht, nicht von dem Sehen eines Theils, den man an statt des Ganzen sezen kann. Die Propheten haben auch Gott nicht bloß mit dem Verstande, sondern mit den Augen selbst, so weit es möglich war, gesehen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Man darf also hier nicht, so sezt Epiphanius seine Widerlegungen fort, eine allegorische Erklärung annehmen, wie es viele beym Paradiese gethan haben; insonderheit Origenes, welcher behauptet, daß gar kein Paradies auf der Erde sey. Er beruft sich auf die Stelle des Apostels, 2 Corinth. C. XII. v. 2. allein dieser hat keineswegs den dritten Himmel mit dem Paradiese vermischt. Ist dieses leztere gar nicht vorhanden: so muß auch die ganze Schöpfungsgeschichte, in welche es gehört, allegorisch erklärt werden. Das ist aber bey würklich geschaffenen Dingen unmöglich. Der Mensch wurde allerdings nach dem Bilde Gottes geschaffen; nur wollen wir die göttlichen Gnadengaben nicht zu neugierig durchforschen, und also auch eben nicht untersuchen, wie die Menschen das Ebenbild Gottes empfangen haben. Wir sagen nicht, daß der Leib nach demselben gebildet worden sey; wir sezen es auch nicht in die Seele, oder in den Verstand, oder in die Tugend. Doch sagen wir auch nicht, daß der Leib oder die Seele nicht nach dem Bilde Gottes sey.

Es

J. n. C. G. 363 bis 430.

Es ist also zwar dasjenige im Menschen, was nach dem Bilde ist; wie aber, das weiß Gott allein. Soll es im Leibe gesucht werden: so macht man das Sichtbare, Begreifliche und Fühlbare zu einem Bilde des Unsichtbaren und Unbegreiflichen. Gleichwohl ist es im Leibe, weil es im Menschen ist, und der Leib, noch ehe ihm die Seele eingeblasen wurde, Mensch hieß, 1 B. Mos. C. II. v. 7. Man sieht auch aus diesem Einblasen, daß die Seele ein Geschöpf sey. Wir halten sie zwar nicht vor einen Theil Gottes; denken aber doch von ihr, dieser Einblasung würdig, ohne dieselbe genauer bestimmen zu können. In der Seele kann das Bild Gottes auch nicht seyn; denn sie ist Gott darinne unähnlich, daß sie theilbar ist, (Hebr. C. IV. v. 12.) das Zukünftige nicht kennt, und nur die Vorderseite der Körper sieht. Und doch muß es auch gewissermaaßen in der Seele seyn, weil diese ebenfals Mensch genannt wird. Man wird vielleicht sagen, das Bild Gottes sey im Verstande. Allein da Paulus von demselben schreibt, (Br. an die Römer, C. VII. v. 23.) er werde gefangen gehalten: so ist dieses auch nicht möglich. Weiter kann es auch nicht in der Tugend seyn, an die man doch hier vorzüglich denken muß. Denn Adam wurde nach dem Bilde Gottes geschaffen, ehe er noch eine Tugend geübt hatte. Wollte man endlich behaupten, die Tauffe sey nach dem göttlichen Bilde: so würde daraus folgen, daß die Gerechten, welche nicht getauft worden, auch nicht nach diesem Bilde gewesen wären; wenn gleich das Vorbild der Tauffe schon vom Moses und vom Meere an seinen Anfang genommen hat. Alle Menschen haben also dasjenige an sich, was nach dem Bilde heißt; aber nicht nach ihrer Natur. Denn sie haben das, was nach dem Bilde ist, nicht nach einer Aehnlichkeit mit Gott; als welcher unbegreiflich, ein Geist über jeden

Geist,

Geist, und ein Licht über alles Licht ist. Wir glauben es unterdessen, daß Gott den Menschen nach seinem Bilde gemacht habe: so wie wir an der Versicherung Jesu nicht zweifeln, daß das Brodt, welches er in die Hand nahm, sein Leib war; obgleich zwischen dem Brodte und dem menschlichen Leibe weder Gleichheit noch Aehnlichkeit ist. Wer dieses nicht glaubt, der verliert Gnade und Seligkeit. Wir wissen auch, daß unser Herr ganz Gefühl und fühlend, ganz Gott, ganz bewegend, ganz würkend, ganz Licht, ganz unbegreiflich ist; aber uns nach seiner Gnade dieses geschenkt hat. — Man kann mit dieser Stelle des **Epiphanius** vom göttlichen Ebenbilde, diejenige ähnlichen Innhalts in seinem Werke von den **Ketzereyen** vergleichen, welche bereits in dieser Geschichte, (Th. VI. S. 216. der zweyten Ausgabe,) angeführt worden ist.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er kömmt nun wieder zum **Paradiese**, und zu den irrigen Meinungen des **Origenes**. Daß jenes würklich auf der Erde gewesen sey, beweiset er auch aus der Redensart: **Es erhob sich eine Quelle**, weil es sonst, wenn bloß das himmlische **Paradies** gemeint wäre, heißen müßte: **es kam eine Quelle herab**. Die vier Ströhme, welche aus diesem Quell entsprangen, werden als eben so viele noch vorhandene Beweise von ihm erläutert. Darunter sagt er vom **Phison**, es sey der **Ganges**, bey den Griechen **Indus** genannt, der das große und kleine **Evilat**, oder das Land der Elymäer durchlaufe, das große **Aethiopien** durchziehe, und gegen Süden gehe; endlich aber innerhalb **Gades**, sich in das große Weltmeer ergieße. Der zweyte Fluß, fährt er fort, der **Gheon**, ist eben so sichtbar und nicht allegorisch; es ist der **Nil**, wie man aus Jerem. C. II. v. 18. sieht. Wenn es kein würkliches **Paradies** gab: so ist auch keiner von diesen Flüssen da gewesen; so

war

J. n. C. G. 363 bis 430.

war kein Adam und kein Eva; so sind überhaupt keine Menschen. Nun aber sind wir doch alle vom Adam entstanden: und hier fällt es dem Verfasser ein, zur Bestätigung einer Wahrheit, die niemand geleugnet hat, das völlige Geschlechtsregister von Adam bis auf Christum beizubringen. Es unterscheidet sich von dem im Anfange der Geschichte des Matthäus befindlichen dadurch, daß er einige Namen anders schreibt, als dieser Evangelist auch zwischen den Joram und Ozias, den Ochozias, Joas und Emesias einrückt. Vom Joseph erzählt er, daß derselbe mit seiner ersten Frau vier Söhne, Jacobus, Judas, Simon und Johannes; ingleichen zwo Töchter, Anna und Salome, gezeugt; endlich aber als Wittwer in seinem Alter, nach der nothwendigen Bestimmung des Looses, das auf die beym Tempel erzogenen erstgebohrnen Kinder fiel, die Jungfrau Maria geheyrathet habe, von welcher der Erlöser, lediglich durch die Kraft des heiligen Geistes, gebohren worden sey. Da sich nun dieses unter der Regierung des Augustus zugetragen hat: so rückt Epiphanius gleich das ganze Verzeichniß der römischen Kaiser, von diesem an, bis auf den Gratianus, aber nicht ohne Fehler, ein. Also ist die Geschichte der Menschen, so fährt er fort, nicht allegorisch, auch alles, was im Paradiese vorfiel, eigentlich zu verstehen. Denn Gott ist alles möglich; hat der Sohn Gottes den verweslichen Leib, welchen er empfieng, als er ihn mit der Gottheit vereinigte, zum unverweslichen machen können: so konnte Gott auch ein irdisches Paradies hervorbringen, und in demselben dasjenige geschehen lassen, was davon erzählt wird. Adams Leib und unserer, und der Leib des Erlösers sind aus einerley Materie; der leztere aber ist mit der Unsterblichkeit des Worts im Himmel geistlich verbunden worden. Origenes hat noch eine andere

thörichte

thörichte Allegorie ersonnen. Er behauptet, die Röcke, welche Gott unsern Stammeltern gemacht haben sollte, bedeuteten ihren fleischigten Körper, in den ihre Seelen erst nach dem Sündenfalle eingeschlossen worden wären: denn Kleider zu verfertigen, sey Gott unanständig. Allein es war gewiß für Gott leichter, dieses zu thun, als Himmel und Erde aus Nichts zu erschaffen; oder einen Stab in eine lebendige Schlange zu verwandeln; oder die Bekleidung der Israeliten vierzig Jahre hindurch unabgenüzt zu erhalten. Bereitete sich nicht Christus selbst neue Kleider, als er bey seiner Auferstehung die alten Tücher im Grabe ließ. Doch die ganze Allegorie des Origenes fällt schon dadurch über den Hauffen, daß Adam noch vor dem Falle von seinem Fleische spricht.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Von diesen Meinungen des Origenes aber, und von der Behauptung eben dieses Schriftstellers, daß der Sohn den Vater, der heilige Geist den Sohn, und die Engel den heiligen Geist so wenig sehen können, als diese von den Menschen gesehen würden, geht Epiphanius aufs neue zur Bestätigung des Lehrsatzes über, daß im **Vater, Sohn und heiligen Geiste nichts Verschiedenes, sondern die heilige Dreyeinigkeit gleiches Rangs und Wesens sey.** Zum Beweise davon führt er zuerst die Schriftstellen, Tit. C. II. v. 11-14. Coloss. C. II. v. 14. Johann. C. I. v. 14. 2 Corinth. C. V. v. 15. 19. Coloss. C. I. v. 19. 20. Ephes. C. I. v. 10. C. II. v. 14-16. 1 Corinth. C. I. v. 30. und andere mehr an, aus welchen er die hohen Verdienste des Erlösers um die Menschen erklärt. Daß aber, sezt er hinzu, Christus aus dem Vater, als Gott aus Gott, und der Geist aus Christo, oder aus beiden, auch die Geburt Christi aus dem heiligen Geiste, geglaubt wird; dieses Geheimniß verstehe ich durch den Glauben, durch das Gehör, und durch

J. n. C. G. 363. bis 430.

die Liebe gegen denjenigen, der zu mir herabgekommen ist. In der heiligen Schrift wird die Dreyeinigkeit so vorgestellt: Drey sind heilig, und drey zugleich heilig; drey von Einer, und von gleicher Gestalt; drey würkende und zugleich würkende; drey bestehende und mit einander bestehende. Das heißt die heilige Dreyeinigkeit: Drey welche sind, Eine Uebereinstimmung, Eine Gottheit eben desselben Wesens, eben derselben Gottheit und Selbstständigkeit, ähnlich aus dem ähnlichen, in der Gleichheit der Gnade des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Wie dieses aber zugehe, muß ihnen selbst zu lehren überlassen werden; welches sie auch gethan haben. Sie werden Licht, Feuer, Geist, und mit andern Namen sichtbarer Dinge genannt, so wie es ein jeder Mensch, dem ein Dienst geleistet wird, würdig ist. Christus wurde ein Diener der Beschneidung, um die göttlichen Verheißungen zu erfüllen; und der heilige Geist dient nach der Versicherung. Christus wird vom Vater gesandt: und auch der heilige Geist wird gesandt. Beyde reden in den Heiligen, heilen Heilige, und tauffen in ihrem Namen. Aus beyden kommt Gerechtigkeit und Gnade. Der Geist wird mit dem Vater und mit dem Sohne verbunden; er wird Gott genannt, (Apost. Gesch. C. V. v. 3. 4.) und es wird gesagt, Gott sey im Geiste gerechtfertigt worden. (1 Timoth. C. III. v. 16.) Der Sohn wird auch Gott genannt. (Röm. C. IX. v. 5. Apost. Gesch. C. XVI. v. 32. 34. Johann. C. I. v. 1. Tit. C. II. v. 10. 11. Apost. Gesch. C. XX. v. 28. 1 Timoth. C. I. v. 12.) Sohn und heiliger Geist würken also mit dem Vater; sie sind mit demselben nach Psalm XXXIII. v. 6. Schöpfer; und der heilige Geist soll nach Joh. C. IV. v. 24. angebetet werden; sie sind also beyde Gott. Der Vater, Sohn und heilige Geist werden in der Schrift mit verschiedenen Namen belegt. Wie Gott der Va-

ter Licht ist: so ist der Sohn Licht aus dem Lichte. Gott ist auch ganz Kraft, und ist deswegen Herr der Kräfte. Der Sohn ist ganz Weisheit, und also Weisheit aus Weisheit. Gott ist ganz Leben; mithin ist der Sohn Leben aus Leben. Der heilige Geist aber ist aus beyden, Geist aus dem Vater: denn der Geist ist Gott. Er ist der Geber göttlicher Gaben; er verkündigt den Willen des Vaters, wie der Sohn. Sagt jemand, daß wir auf diese Weise zween Söhne annehmen: so antworte ich, daß Gott selbst denjenigen, der aus ihm ist, Sohn, und denjenigen, der aus beyden ist, Vater nenne. Der Vater ist wahrhaftig der Vater des Sohns, und ganz Licht; der Sohn wahrhaftig der Sohn des Vaters, und Licht aus Licht; und der heil. Geist das dritte Licht vom Vater und Sohne. alles andere ist es erst durch gewisse göttliche Veranstaltungen geworden. Der wahre Vater hat niemals angefangen, Vater zu seyn, und wird es auch nie aufhören, zu seyn: und so ist auch der Sohn kein neugemachter, und der heilige Geist kein erschaffener. In der Schrift kommen viele Geister vor; aber der heilige Geist wird allein vom Vater und Sohne der Geist der Wahrheit, der Geist Gottes, Christi und der Gnade genannt. Er allein schenkt jedem besondere Gaben, und ist selbstständig, wie man aus den Worten sehen kann: **Der Geist bläset wo er will**; ingleichen aus diesen: **Ihr müsset aus Wasser und Geist gebohren werden**, welche gleichbedeutend mit jener Stelle des Apostels sind: **Ich habe euch in Christo Jesu gezeugt.** Gleichwie niemand den Vater kennet, als der Sohn, und niemand den Sohn, als der Vater: so erkühne ich mich auch zu sagen, daß niemand den heiligen Geist kennet, als der Vater und Sohn. Der Sohn ist natürlicher und wahrer Sohn, der einzige vom einzigen, mit ihm ist es auch der heilige Geist; wird aber Geist

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

genannt. Eine Gottheit wird hauptsächlich beym Moses verkündigt; eine Zweyheit vornemlich in den Propheten, die Dreyheit aber ward in den Evangelien geoffenbaret, weil sie sich für die Erkenntniß und den Glauben dieser Zeiten mehr schickte. So ist auch zuerst Rechtfertigung des Fleisches; sodann der Seele, endlich des Geistes, verschafft worden.

Mit dieser Ausführung, in welche eine große Anzahl biblischer Stellen eingeflochten worden ist, glaubt der Verfasser die Lehre vom gleichen Wesen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, aus der heiligen Schrift hinlänglich, zum Nutzen der Gläubigen, und zur Widerlegung der Ketzer bewiesen zu haben. Weil aber, so fährt er nun weiter fort, die Festigkeit unsers Heils auf dem festen Bekenntnisse von der Menschwerdung unsers Heilandes, ingleichen auf der gewissen Hoffnung von der Auferstehung der Todten und unsrer Wiedergeburt, beruhet: so führt er einen ähnlichen Beweis auch für diese Lehren. Der Herr selbst, sagt er, befohl den Aposteln, in seinem, des Vaters und des heiligen Geistes Nahmen zu tauffen: er, der heilige und in dem göttlichen Wesen befindliche, (ἐνυπόςατος) der aus dem Vater hervorgeht; durch den die Aeonen und die Zeiten gemacht worden sind. Denn die Zeit war nicht vor dem Sohne; sonst wäre sie größer als der Sohn; und man könnte nicht mit der Schrift sagen, daß alles durch ihn gemacht worden sey; man müßte alsdann noch fragen, durch wen die Zeit gemacht worden wäre. Aber einige verfälschen die gedachte Stelle, indem sie nach den Worten: und ohne denselben ist nichts gemacht, die folgenden: was gemacht ist, weglassen. Weder der Vater, noch der Sohn, noch der heilige Geist ist gemacht worden; der leztere aber wehet aus dem Vater und Sohne. Alles an-

andere ist vom Vater, Sohn und heiligen Geist, durch das ewige Wort gemacht worden. Dieser heilige Erlöser kam vom Himmel, und würdigte die Werkstätte der Jungfrau, unser Heil zu vollbringen. Von ihm gebohren, und vom heiligen Geiste empfangen, nahm er das Fleisch an, ohne seine Natur zu verändern; sondern er nahm die Menschheit, Fleisch und Seele, zur Gottheit auf, indem er vollkommen vom Vater war. Er bildete sich aber auch zum vollkommenen Menschen aus der Gottesgebährerinn (θεοτοκȣ) Maria, durch den heiligen Geist. Er hat nicht bloß im Menschen gewohnt, wie er durch die Propheten geredet und gewürkt hat. Vielmehr wurde das Wort Fleisch; verwandelte aber nicht die Gottheit in die Menschheit, und ließ auch keinen Theil des Menschen zurück, damit der zurückgelassene nicht eine Speise des Teufels werden möchte. Wenn einige behaupten, **Christus habe keine menschliche Seele angenommen:** so sehen sie nicht ein, daß diejenigen, von welchen der Apostel sagt: **Wir haben den Sinn oder Verstand Christi**, sowohl diesen Sinn, als ihren eigenen, gehabt haben, und daß also auch Christus die menschliche Seele mit seiner Gottheit habe vereinigen können. Die heilige Schrift erklärt sich auch laut nicht wider den Verstand; sondern wider das Fleisch. Man weiß also nicht, warum einige **Christo** eine Seele abgeleugnet haben. Sie glauben zwar, daß die Seele eine besondere Person sey, welche vom Apostel (1. Thessal. C. V. v. 23.) der **Geist** genannt werde. Allein wenn **Sinn, Geist** und **Seele** von einander verschieden seyn sollten: so müßten mit dem **Leibe** gar vier, oder, wenn man den **Unterschied** zwischen dem innerlichen und äußerlichen Menschen annimmt, noch mehr Theile im Menschen seyn. **Christus** ist also **Fleisch**, das heißt ein vollständiger Mensch geworden: so wie auch

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430

Seele zuweilen auf diese Weise gebraucht wird. Es folgt sogar aus jener Meinung, daß unsere Erlösung nur angefangen worden sey. Der Verstand kann auch nicht etwas Selbstbestehendes seyn; sondern er ist etwas Vernünftiges, und gleichsam das Auge der Seele. Die Propheten selbst haben, wie zum Beispiel Jesaiä C. XLII. v. 1. von Christo als einem vollkommenen Menschen geweissaget, und ihm ein **Verstehen** beigelegt, welches nur der Seele zukömmt, auch so wenig von der Gottheit erklärt werden kann, als seine **Erkenntniß**, Luc. C. II. v. 52. Dadurch, daß er die Seele annahm, ist er auch keineswegs der Sünde unterthänig geworden, indem er auch bey Annehmung des Leibes, ohne welchen sie doch, nach Galat. C. V. v. 19. und Röm. C. VII. v. 18. nicht begangen werden kann, gleichwohl von derselben frey blieb. Gott, das Wort, welches das Fleisch annahm, hielt den Leib gleichsam im Zaum, und konnte ihn, wie er wollte, von jeder unnützen fleischlichen Handlung zurückhalten; wenn er hingegen wollte, überließ er ihn sich auch zu vernünftigen und solchen körperlichen Bedürfnissen, die seiner Gottheit anständig waren. Er hatte zwar einen wahren Verstand; ergab sich aber doch nicht unvernünftigen Begierden, that auch und dachte nicht fleischliche Dinge; sondern handelte als Gott im wahrhaftigen Fleische, von der Jungfrau Maria gebohren, mit Fleisch, Seele und Geist, mit dem ganzen Werkzeuge des Menschen. Denn die Worte: **Höre mein Geschrey!** (Psalm V. v. 2.) sind nicht eigentlich, sondern blos vom Gebete zu verstehen. Er war so wenig des Sündigens fähig, daß er vielmehr andere durch das Einblasen seiner Kraft, zu heiligen Menschen machte. Die in den Stellen, Galat. C. IV. v. 4. und Phil. C. II. v. 8. gebrauchten Ausdrücke zeigen seine vollkommene, nicht bloß scheinbare Menschheit und

Unsünd-

Unsündlichkeit an. Er hat beyde Naturen nicht in sich vermischt; sondern den irdischen Leib mit der Gottheit zu Einer Kraft und Einer Gottheit vereinigt. In ihm ist der geistige Leib, und die unbegreifliche Gottheit; das nicht Verwesliche, was gelitten hat, und das Unverwesliche, was nicht leiden kann, das Unverwesliche im Ganzen. Gott der Herr hat, da er sich zur Rechten des Vaters niedersezte, das Fleisch nicht zurückgelassen; sondern das Ganze in Eines, in Eine Gottheit verbunden. Dieser eingebohrne Sohn Gottes, den niemand begreiffen, noch sehen kann, der unter uns Mensch geworden, und geistlich auferstanden ist, hat in der anbefohlnen Tauffformel durch das Verbindungswort **Und** angezeigt, daß der Vater, Sohn und heilige Geist drey Selbstständigkeiten in Einem Wesen sind. Das widerspricht den Irrlehrern, welche sich diese drey wie Leib, Seele und Geist im Menschen vorstellen. Sie unterschieden sich selbst bey der Tauffe Christi durch verschiedene Handlungen: und überhaupt sizt der Vater im Himmel; der Sohn sizt zu seiner Rechten, und der Geist kömmt, wenn der Sohn von der Welt geht.

J. n. C. G. 363 bis 430

Hier hat man, schreibt **Epiphanius**, das rechtgläubige Bekenntniß, welches sich von dem Geseze und den Propheten an, bis auf unsere Zeiten, ohngeachtet der Anfälle der Keßer, erhalten hat. Erst vor kurzem haben einige, die in Aegypten und andern Ländern bey den Asceten Beyfall fanden, eben so wie die Hieraciten gelehrt, daß nicht unser Fleisch, sondern ein anders an dessen Statt, auferstehen werde. Freylich leugnen und hassen alle Heyden die Auferstehung, weil sie sich vor der Bestrafung ihrer Schandthaten fürchten. Aber schon in der Natur kommen täglich unzähliche Beispiele vom Sterben und Auferstehen vor. Es giebt Thiere, welche lange Zeit

J. n. C. G. 363 bis 430.

todt zu seyn scheinen, und wieder aufleben. Der Phönix verbrennt sich nach fünfhundert Jahren, und steht aus seiner Asche wieder auf. Selbst in der heydnischen Fabellehre werden Alcestis und andere wieder lebendig gewordene Personen genannt; auch werden darinne die Höllenstrafen anderer beschrieben, welche doch nicht möglich wären, wenn sie nicht noch in ihren Leibern lebten. Diesem heydnischen Irrthum aber kommen die Ketzer nahe, welche nur eine Auferstehung der Seelen, nicht der Leiber zugeben. Wie kann aber die Seele auferstehen, die niemals fällt und begraben wird? Die Gewohnheit der Heyden, Speise und Trank zu den Gräbern zu bringen, und den Verstorbenen zuzurufen: Iß und trink, und ergötze dich! widerlegt schon ihren Irrthum. Glauben sie, daß die Seelen in den Gräbern ihrer Leiber sind: so befinden sich dieselben in einer unempfindlichen Erwartung ihrer Wiedervereinigung mit den Körpern. Und doch halten die Heyden das Fleisch vor etwas Böses, das nicht verdiene, wieder auferweckt zu werden. Allein sie sezen vielmehr die Seelen der Todten in gewisse Oerter, welche einer jeden von Gott nach dem Werthe ihres Lebens bestimmt worden sind. Noch schlimmer ist die vom Origenes herrührende Meinung, daß ein anderes Fleisch an Statt unsers jezigen, auferstehen werde. Es würde ungerecht seyn, ein anderes Fleisch, als dasjenige, welches gesündigt hat, zu strafen; oder einen andern Leib zur Herrlichkeit zu führen, als den, welcher durch Fasten, Wachen und Verfolgungen für Gott viel ausgestanden hat. Eben so wenig kann die Seele allein wegen Sünden, die sie ohne den Leib nicht hätte begehen können, gestraft werden. Das Gesicht Ezechiels zeigt, daß Gott todte Leiber auch ohne die Seelen wieder beleben könne; desto weniger sollen wir an ihrer Auferstehung zweifeln. Gleichwohl kann auch der Leib nicht allein

ohne

ohne die Seele bestraft werden, weil er gemeinschaftlich mit dieser gesündigt hat. Sie müssen also beyde wieder mit einander verbunden werden. Um dieser gemeinschaftlichen Auferstehung willen thun und leiden wir alles für Gottes Nahmen, weil unsere Hoffnung durch dieselbe erfüllt werden soll. Die Stelle des Apostels, 1 Corinth. C. XV. v. 43. 53. beweiset es hinlänglich, daß der jezige Leib auferstehen werde. Auch der Erlöser ist mit seinem vorigen Leibe auferstanden: denn er zeigte die Nägelmahle und die Seitenöffnung an demselben; wiewohl er geistlich geworden war, und durch verschlossene Thüren gieng. Sollte jemand einwenden, daß Christi Leib, weil er allein ohne männlichen Saamen gezeugt worden, auch allein ganz wieder auferstanden sey: so wird er dieses nicht beweisen können. Zwar heißt der Erlöser der **Erstling unter denen die da schlafen**; allein dieses bedeutet nur so viel, daß er der erste auferstandne Todte sey, der nicht wieder starb. Nur einmal starb er, da er mit der Menschheit litt, indem ihm das Leiden dergestalt zugerechnet wurde, daß er in der Unsterblichkeit blieb. Durch das Fleisch haben wir keine Hoffnung: denn verflucht ist derjenige, der sich auf Menschen verläßt. Christus war auch kein Mensch, der nach und nach zur Gottheit gelangt wäre; Gott allein, der wahrer Mensch wurde, konnte uns erlösen. Sein Leiden wurde der Gottheit eben so zugerechnet, wie ein blutiger Flecken am Kleide demjenigen, der es trägt. So hat Christus im Fleische gelitten, in seinem, des Herrn, Leibe, den der heilige Gott, das Wort, vom Himmel kommend, sich selbst gebildet hat: und so sezt die Welt ihre Hoffnung nicht auf einen bloßen Menschen. Wir beten den gekreuzigten, begrabenen, auferstandenen und gen Himmel fahrenden Herrn an. Die ganze Schrift ist zwar voll von der Auferstehung; allein die

J. n. C. G. 363 bis 430

Vollkommenheit dieser Lehre wurde zur Ankunft dessen aufbehalten, der die Erfüllung des Gesezes ist. Wo wird nicht in der heiligen Schrift der Auferstehung gedacht? Zuerst verkündigt sie Abels Blut, welches noch nach seinem Tode redet. Enoch wurde weggenommen, und sah den Tod nicht. Noah bauete das Fahrzeug, zu einer Wiedergeburt für seine Familie. Der alte Abraham zeugte mit der Sara, deren Leib auch bereits erstorben war, einen Sohn. Isaak wurde vom Tode gerettet seinem Vater übergeben, und Gott zeigte an ihm die Hoffnung der Auferstehung. Joseph ließ dieselbe blicken, indem er nicht verstattete, daß seine Gebeine in Aegypten blieben. Auch bezeugte Gott dieselbe, da er sich den Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs nannte, ob sie gleich schon lange todt waren. Ein Geist hat eben dasselbe im Gesetze und im Evangelium geredet. Der dürre Stab Aarons wurde in Einer Nacht grün und fruchtbringend; ein Bild der Auferstehung, welche in einem Augenblicke geschehen wird. Den Ungläubigen mag die unwiderstehliche Macht Gottes dieses glaubwürdig machen. Er belebte auch den dürren Stab Mosis, und verwandelte ihn, nicht einen andern, nicht nur zum Theil oder scheinbar, in eine Schlange. Hundert und zwanzig Jahre nach Rubens Tode, sagt Moses, er lebe, nemlich durch die Auferstehung; und sterbe nicht, das heißt, des zweyten Todes der Verdammung. Wenn von einigen Körpern nur ein Theil auferstehen sollte: so würde bey Gott ein Ansehen der Person seyn. Allein überall finden wir in der Schrift, daß die Auferweckung den ganzen Menschen betroffen habe, und daß dieses nicht etwan ein Vorzug der Beschnittenen oder der im ehelosen Stande lebenden gewesen sey. Eben so sind andere ganz von der Erde verschlungen, und mit Leib und Seele in die Hölle gestürzt worden. Die Stellen

Hiob

Hiob C. XIV. v. 14. Psalm CIII. v. 5. Jes. C. XXVI. v. 19. Psalm LXVIII. v. 7. Zwar heißt es beym Hiob, C. XIV. v. 12. ein Mensch, wenn er sich lege, werde nicht aufstehen, und nicht aufwachen. Allein der Zusatz: so lange der Himmel bleibt, zeigt, daß solches nur so lange nicht erfolgen wird, bis der Himmel vergeht. Darum befohl auch Gott dem Ezechiel, die Gebeine und die Seelen zur Wiedervereinigung mit einander aufzufordern; er selbst aber that es nicht, weil diese Leiber wieder sterben sollten. Eben so weckte Christus im Fleische kommend nur solche auf, die noch einmal starben; dereinst hingegen wird er alle auferwecken, und niemand wird weiter sterben. Mit ihm standen viele Leiber der Heiligen auf, auch nicht blos Theile derselben: denn sie wurden von den ihrigen erkannt. Um uns noch mehr in dieser Hoffnung zu stärken, stellte er immer die Auferweckung desto leichter vor, je schwerer sie vor menschlichen Augen zu seyn schien. Zum Lazarus, der schon vier Tage im Grabe lag, sagte er bloß: komm heraus! Die eben verstorbene Tochter des Jairus aber nahm er bey der Hand, und sprach zu ihr: Mägdchen! stehe auf!

J. n. C. G. 363 bis 430.

Epiphanius fängt nunmehr an zu fürchten, daß seine Abhandlung zu lang werden dürfte, wenn er alle andere Schriftstellen von der Auferstehung anführen wollte. Er muntert also nur die christlichen Lehrer, an welche sein Buch gerichtet ist, auf, die Ungläubigen durch ihren Glauben und ihre Standhaftigkeit in Verfolgungen, eines Bessern zu überzeugen, auch ihnen den Unsinn des Götzendienstes darzustellen. Bey dieser Gelegenheit bringt der Verfasser eine ziemliche Anzahl ungereimter Meinungen und Erzählungen der Heyden von ihren Gottheiten bey, die niemals vorhanden gewesen wären, oder einen schändlichen Ursprung

gehabt

J. n. C. G. 363 bis 430.

gehabt hätten. Durch solche Nachrichten, fährt er fort, in eurem kirchlichen Vortrage, zieht die Menschen von der Abgötterey ab. Andere führt vom Ehebruch zur Keuschheit, ja selbst zur Enthaltung von ihren Eheweibern an: denn die Zeit ist kurz, wie der Apostel sagt. Lehret alles durch euer eigenes Beispiel, gleich der Sonne, welche, sobald sie aufgegangen ist, stillschweigend in allen Künsten Unterricht giebt. Flößet insonderheit vielen eine Neigung zum Mönchsleben ein! Verabscheuet die Ketzer, besonders die Manichäer und Marcioniten, vertreibt sie aus dem Schaafstalle Gottes, und verwahrt eure Zuhörer durch Gründe vor ihren Irrthümern! Sie werfen es der heiligen Schrift vor, daß sie Gott bisweilen fragen lasse, mithin seine Allwissenheit einschränke. Aber auch Christus fragte mehrmals: nicht, als wenn ihm etwas unbekannt wäre, sondern aus weisen Absichten, wie zum Beispiel das blutflüßige Weib deswegen, damit sie, an Statt Seiner, ein Zeugniß von Ihm ablegen möchte. So hat auch Gott den Adam nur darum gefragt: Wo bist du? um ihn zu erinnern, von welcher Höhe in welche Tiefe er herabgesunken sey; und den Abraham: Wo ist Sara, dein Weib? um sie allen künftigen Frauenspersonen zum Muster der Bescheidenheit zu empfelen. Die Irrgläubigen tadeln auch wohl Gott darüber, daß er die Israeliten gelehrt habe, bey ihrem Auszuge aus Aegypten, die dortigen Einwohner zu berauben. Sie hatten aber doch diesen zweyhundert und funfzehn Jahre lang umsonst gedient, welche Zeit mit eben so viel Jahren, die vom Abraham bis auf den Joseph verflossen, diejenigen vierhundert und dreyßig Jahre ausmacht, welche von den Israeliten, nach Gottes Vorhersagung, im fremden Lande zugebracht werden sollten. Nach einer dazu gehörigen Berechnung, die aber offenbar fehlerhaft ausgefallen ist, er-

klärt

klärt es Epiphanius vor billig, daß den Israeliten für so langwierige Dienste ein Lohn angewiesen wurde. Auch beantwortet er darauf einen andern Einwurf, der gegen die Gerechtigkeit Gottes von der Schenkung Canaans an die Israeliten hergenommen wurde. Gott, sagt er, bestraft die Sünden der Vorfahren öfters erst an ihren spätern Nachkommen. Nun hatte Noah nach der Sündfluth die ganze Welt unter seine drey Söhne vertheilt, wie solches hier ausführlich beschrieben wird: eine Meinung, welche, wie man anderwärts gesehen hat, (Chr. Kirchg. Th. IX. S. 416.) in den Augen des Philastrius sogar zur Glaubenslehre wurde. Da nun Canaan, der Sohn Chams, das Land, welches nachmals Palästina genannt ward, und auf Sems Antheil gefallen war, gewaltthätig an sich riß: so gönnte zwar Gott den Nachkommen des Cham lange Zeit, damit sie diese unrechtmäßige Besitzung an den rechten Herrn zurück geben möchten; endlich aber ließ er sie gänzlich darinne ausrotten, und gab das Land den Israeliten, welchen es gehörte. Als er sich darauf mit der Synagoge verloben wollte: befohl er zuerst dem Moses, seine Schuhe auszuziehen; wiewohl er wegen des Verderbens der Synagoge, das Bad der Wiedergeburt erst sehr spät einführte. Nachher nahm er den Propheten den Mantel ab; dem Jeremias ließ er bloß den Gürtel; am Johannes litt er gar keine Kleidung der Welt, und umgab ihn bloß mit Kameelhaaren; den Heiland aber und seine Jünger kleidete er, nach der Wasserreinigung, mit Feuer und dem heiligen Geiste. Gleichwohl erkannten die Israeliten, welche seine Gnade sahen, nicht, daß er Gott sey. Sie verstanden auch andere Beweise der Gottheit des Sohnes und des heiligen Geistes nicht, wie 1 B. Mos. C. I. v. 26. Psalm XXXIII. v. 6. 1 B. Mos. C. XIX. v. 24. Mich. C. V. v. 1. Das war ihnen besonders anstößig, daß

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

daß Christus zugleich Gott und Mensch seyn sollte; da doch solches Jesaiä C. VII. v. 14. verkündigt wird. Nun ist aber der wahre Sabbath an Statt des alten da; und an die Stelle jener Beschneidung, welche nur einen kleinen Theil des Körpers traf, ist die himmlische, das Wasser mit Gebet, wodurch der ganze Leib gereinigt und vom Bösen befreyet wird, gekommen. Die Arianer und Sabellianer bestreiten zwar die Geheimnisse der heiligen Kirche. Allein zur Widerlegung der leztern ist schon die Erscheinung der Dreyeinigkeit bey der Tauffe Christi hinlänglich; den erstern aber darf man nur die Stelle Johann. C. IX. v. 10. entgegen sezen. Endlich sind wider diejenigen, welche die Gottheit des heiligen Geistes leugnen, die Beweise aus dem Gesange der drey Männer im glühenden Ofen, die den Sohn und den heiligen Geist nicht in ihr Verzeichniß von Geschöpfen sezten; aus dem dreymal Heilig der Engel, und aus Ap. Gesch. C. V. v. 3. 4. 1 Corinth. C. II. v. 10. gültig. Nach einer neuen Aufmunterung an die Lehrer, diesen Glauben, welchen die Jungfrau Gottes, die Kirche, von den Aposteln empfangen habe, aufzubewahren, rückt **Epiphanius** noch das **Nicänische Symbolum**, und darauf ein anderes ein, welches er nebst allen rechtgläubigen Lehrern und der ganzen katholischen Kirche, übereinstimmend mit dem vorher beigebrachten, sonderlich den Täuflingen zur Verwahrung gegen neuentstandene Irrlehren übergiebt. Dieses leztere **Symbolum** enthält offenbar die Grundlage von dem so berühmten, welches sieben Jahre nach dieser Schrift, von der Kirchenversammlung zu Constantinopel ausgefertigt worden ist, wie man in dem vorhergehenden Theile dieser Geschichte (S. 332 fg.) gesehen hat. Es ist unterdessen nicht glaublich, daß man hierinne der Anleitung des **Epiphanius** allein gefolgt sey. Das **Nicänische Symbolum**, welches die

Constan-

Constantinopolitanische Synode vermehrte, war im Grunde aus dem Glaubensbekenntnisse der Katechumenen bey ihrer Tauffe entstanden. Seit demselben hatten vornemlich die Macedonianer solche Lehrsätze vorgetragen, welche in der Lehre vom heiligen Geiste nothwendig genauer bestimmte Zusäze zu dem Glaubensbekenntniße erforderten. Mehrere Bischöfe mögen sie bald zum Gebrauche der Täuflinge gemacht haben, und mit einander darüber einig geworden seyn: so fand die Synode zu Constantinopel desto weniger Schwierigkeiten, sie in die Nicänische Lehrformel einzurücken.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Wenn die Lehrer, für welche Epiphanius das bisher beschriebene Buch auffezte, in demselben würklich Unterricht und Befestigung im Glauben, wie sie erwarteten, gefunden haben: so müssen ihre Kenntnisse sehr mäßig, und ihre Beurtheilung noch schwächer gewesen seyn. Der in bekannten Dingen so wortreiche, sich so oft in Einem Kreise herumdrehende, so unordentliche, und in den meisten biblischen Erklärungen oder Beweisen so seichte Vortrag, ist Männern von Nachdenken unerträglich; er öffnet fast keine einzige neue Bahn der Untersuchung, oder strauchelt meistentheils, wenn der Verfasser etwas Ungewöhnliches sagen will. Es ist wahr, daß die Lehrer in Pamphylien, welche diese Schrift von ihm verlangten, ihn ausdrücklich gebeten hatten, (p. 2 ed. Petav.) sie in einem solchen Schreiben an ihre Gemeine abzufassen, das auch ihren einfältigen Christen verständlich wäre. Allein zu dieser Absicht war die höchst ermüdende Weitschweifigkeit und das Einmischen vieler überflüßiger Anmerkungen gar nicht dienlich.

Gleichwohl wurde Epiphanius, bald nach der Vollendung dieses Werks, vom Acacius und Paulus,

zween

J. n. C. G. 363 bis 430.

zween Aeltesten und Klostervorstehern oder Aebten, (Ἀρχιμανδρῖται) überaus demüthig, als ein neuer Apostel und anderer Johannes, dessen Fürbitte bey Gott sie und alle Mönche ungemein stärken würde, gebeten, nachdem sie die Nahmen der Ketzer von ihm gehört hätten, ihnen auch die Lehre eines jeden derselben deutlich bekannt zu machen. In dem Antwortschreiben an sie giebt er zuerst die Ursache an, warum er das von ihnen verlangte Werk Πανάριον (einen Apothekerkasten, oder eine Arzneykiste) genannt habe; weil nemlich darinne die Heilungsmittel wider den giftigen Stich der ketzerischen Schlange gesammelt wären. Darauf ersucht er alle gutgesinnte Leser, es ihm zu verzeihen, wenn er bey seinem Eifer gegen die Ketzer harte Worte, wie Betrüger, und dergleichen mehr, gebraucht hätte; denn dieses sey bey ihrer Bestreitung nothwendig gewesen, und ziehe auch leichter andere von ihrer Gemeinschaft ab.

Dieses Werk also, das ausführlichste und beträchtlichste, welches in der alten Kirche zur Kenntniß, und zugleich zur Widerlegung der Ketzereyen geschrieben worden ist, theilte sein Verfasser selbst in drey Bücher, und diese wiederum zusammen in sieben Abschnitte. Achtzig Ketzereyen sind es, welche er darinne beschrieben und bestritten hat. Zwanzig derselben gehören in die Zeiten vor Christi Geburt. Darunter werden vom Epiphanius fünf als Hauptgattungen angegeben, nemlich der Barbarismus, Skythismus, Hellenismus, Judaismus und Samaritanismus; aus denselben aber leitet er die übrigen funfzehn als besondere Arten oder Zweige her. Die sechszig Ketzereyen der christlichen Zeiten sind ohne solche Classen der Abstammung oder Verwandtschaft unter einander gemischt, dergestalt durch-

durchgegangen worden, daß die Simonianer den ersten Platz einnehmen, und die Massalianer den letzten.

Man sieht schon aus diesem vorläufigen Abrisse, daß richtig bestimmte Begriffe, und überhaupt eine reiflich überdachte Methode, nicht die Sache dieses Schriftstellers gewesen sind. Ketzerey ist ihm alles, was von den herrschenden christlichen Religionslehren seiner Zeit abwich; es mochte nun christlichen, oder jüdischen, oder heydnischen, oder gar eines noch ältern Ursprungs seyn. Philastrius, der sich übrigens, wie in dieser Geschichte bereits erzählt worden ist, (Th. IX. S. 401. fg.) auf eine zum Theil sehr ungereimte Weise bestrebte, ein weit vollständigeres Ketzerheer aufzuführen, als dieser sein Vorgänger, und es würklich beinahe um die Hälfte verstärkt hat, begnügte sich aus den vorchristlichen Zeiten nur an jüdischen Irrlehrern und Partheien; wiewohl die allermeisten derselben auf die Schicksale des christlichen Lehrbegriffs gar keinen Einfluß hatten. Aber wenn man auch nur bey den christlichen Irrlehrern stehen bleiben will, welche Epiphanius durch die Musterung gehen läßt: so vermißt man bey ihm die Beurtheilung und Anordnung, die zu einem solchen Werke gehörten, beinahe gänzlich. Zu einer Zeit, da man sich auf allen Seiten mit Ketzern umgeben zu seyn glaubte, und ihre eifrige Bekämpfung ein sicherer Weg zum großen Ruhm und Ansehen in der Kirche war, erforderte es das Beste der theologischen Gelehrsamkeit, der Religionsgesinnungen selbst, und der Sitten der Christen, daß die Anzahl und Wichtigkeit dieser vor so furchtbar gehaltenen Feinde eher vermindert, als vergrößert, und nach dreyhundertjährigen Streitigkeiten untersucht würde, welchen Nutzen oder Schaden das Christenthum und die Christen von einer jeden derselben gehabt

J. n. C. G. 363 bis 430.

haben; wie viele von denselben noch verdienten gekannt oder fortgeführt zu werden; in welcher Fassung man insonderheit die neuentstehenden erwarten müsse. Ohne die schärfste und zugleich gelassenste Würdigung aller dieser Religionshändel und Ausschweifungen, konnte keine der gedachten Absichten wohl erreicht werden. Da musten bloße Irrungen und Mißverständnisse von Irrthümern, gutgemeinte Verbesserungsvorschläge von muthwilligen Verfälschungen des Glaubens, armseelige Wortstreitigkeiten von würklichen Angriffen auf Hauptlehren, genau unterschieden werden. Es versteht sich von selbst, daß Zwistigkeiten über die Kirchenzucht, über die Rechte und Pflichten der Lehrer, über den äußerlichen Gottesdienst und Uebungen der Frömmigkeit, selbst viele von den exegetischen Streitigkeiten, nicht in Eine Classe mit den dogmatischen oder moralischen, so weit diese würklich wesentliche Bestandtheile der Religion trafen, geworfen werden durften. Auf gewisse Hauptquellen, aus welchen alle diese Abweichungen von dem gewöhnlichen Lehrgebäude entsprungen waren; auf die Art, wie sich dieselben einander näherten, oder gar zusammenflossen, mußte derjenige ebenfals sehr aufmerksam seyn, der eine lehrreiche Geschichte derselben — denn von einer Widerlegung ist noch gar nicht die Rede — schreiben wollte. Allein von allem diesem hat Epiphanius sehr wenig, von manchem darunter gar nichts gethan. Der folgende Auszug wird nicht allein dieses, sondern auch die Erwartung bestätigen, daß der polemische Theil seiner Arbeit unmöglich fest genug stehen könne, da er auf einen seichten historischen Grund erbauet worden ist.

Zuerst also unter allen Ketzereyen nennt Epiphanius in jenem Antwortschreiben den Barbarismus,

welcher vom Adam bis zum Noah in zehn Menschengeschlechtern fortgedauert, und davon den Nahmen bekommen habe, weil die damaligen Menschen keinen Anführer gehabt, noch mit einander übereingestimmt hätten; sondern ein jeder sich seinen Willen zur Vorschrift gemacht habe. In dem Eingange des ersten Buchs selbst, versichert der Verfasser gleichwohl, daß zu jener Zeit noch keine Verschiedenheit von Lehren, kein Nahme einer Ketzerey, vorhanden gewesen sey, weil es damals noch kein allgemeines Gesetz gegeben. Zur Erläuterung dieses Zustandes, oder des von ihm genannten Barbarismus, führt er dreymal die Stelle des Apostels an: „In Christo Jesu ist weder ein Barbar, noch ein Scythe, noch ein Grieche, noch ein Jude.“ Es fällt in die Augen, daß Epiphanius in diesen Worten den Grund zu seiner seltsamen Eintheilung der Ketzereyen vor Christo gesucht habe; er giebt aber auch nunmehr zu verstehen, daß er das eben genannte Wort von allen nicht ächtchristlichen Religionsgestalten aller Zeiten brauche.

J. n. C. G. 363 bis 430

Daher versteht er weiter unter dem Scythismus denjenigen Religionszustand, in welchem sich die Welt vom Noah an, bis einige Zeit über den Babylonischen Thurmbau hinaus, oder bis auf den Phaleg und Regu, befunden habe, indem diese nach Europa in Scythien gezogen wären. Doch setzt er wiederum hinzu, daß es auch damals noch keine Ketzerey gegeben habe; sondern nur Gottseligkeit oder Gottlosigkeit, von einem jeden nach der Natur bestimmt. Nur müsse man dabey bemerken, daß bey den Frommen schon eben derselbe Glaube vorhanden gewesen sey, der noch in der heiligen katholischen Kirche fortdauert, und daß die Patriarchen, vom Adam an, würklich Vorbilder der Christen gewesen wären.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Hingegen fängt der Verfasser den Hellenismus vom Serug, oder von der eigentlichen Abgötterey an, deren Gegenstände zuerst verstorbene Regenten, oder Betrüger, oder Männer, welche sonst merkwürdige Dinge verrichtet haben, gewesen seyn sollen. Nachdem dieselbe, sagt er, von andern Nationen zu den Griechen gekommen, und bey denselben mehr befestigt worden ist: sind unter ihnen daraus besondere Partheien (αἱρέσεις) entstanden. Vier derselben beschreibt Epiphanius: die Pythagoreer oder Peripatetiker; die Platoniker; die Stoiker und die Epikureer: alle viel zu kurz, und in verschiedenen Stellen auch unrichtig. Er greift darauf einzele Lehrsätze derselben an, wie die Seelenwanderung, und das Stoische Schicksal; eine genaue Widerlegung aber ihrer Lehrgebäude kömmt, ob er sie gleich zu versprechen scheint, gar nicht vor. Statt derselben erzählt er allerley aus der ältesten Israelitischen Geschichte, wie den Ursprung des Nahmens der Juden, Davids Geschlechtregister; die Absicht der Beschneidung; das Verzeichniß ihrer heiligen Bücher, welches man schon an einem andern Orte (Th. IX. S. 25.) gelesen hat, und dergleichen mehr; bemerkt auch, daß die ehrwürdigsten Männer dieser Nation immer eine Dreyheit in der Einheit Gottes geglaubt hätten, und ihre Cärimonien Vorbilder christlicher Religionseinrichtungen gewesen wären.

So kommt er ferner zu der Ketzerey der Samariter, die er nach einer allgemeinen Beschreibung, und Vertheidigung der Auferstehung der Todten wider sie, in vier Partheyen theilt. Die erste machen die Eßener aus, welche sich von den übrigen dadurch unterschieden, daß sie die großen jährlichen Feste einstimmig mit denen begiengen, bey welchen sie sich eben

auf-

aufhielten. Die Sebuäer feyerten dieselben nach ihrer eigenen Art; die Gorthener aber zu gleicher Zeit mit den Juden. Am meisten wichen die Dositheer von andern Samaritern ab, indem sie die Auferstehung der Todten glaubten, und ein strengeres Leben führten; so daß sie sich des Belebten enthielten; einige nicht zum zweytenmal, andere gar nicht heyratheten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nun erst folgt der Judaismus, obgleich der Verfasser bereits die Samariter daraus hergeleitet hatte. Er findet in demselben sieben Partheyen. Die Sadducäer, als die erste, stammten von dem Samariter Dositheus ab; mit welchem sie aber nichts mehr gemein hatten. Die Schriftgelehrten oder Schriftausleger beobachteten außer den Vorschriften des Gesetzes, noch viele andere Gebräuche, und trugen besonders Denkzettel. Ihre meistentheils albernen Satzungen leiteten sie theils vom Moses, theils von einem gewissen Akibas oder Barakibas, theils vom Andas oder Annas, der auch Judas hieß, theils von den Söhnen des Aßamonäers her. Die Pharisäer, welche mit den Schriftgelehrten im Glauben übereinkamen, hatten desto mehr Eigenes in der Strenge der Lebensart, indem sie eine vieljährige Keuschheit, unaufhörliches Gebet, Enthaltung vom Schlafe, Verdoppelung der gesetzlichen Vorschriften, und dergleichen mehr, beobachteten. Sie waren auch der Lehre vom unvermeidlichen Schicksal und der Astronomie, (so schreibt der Verfasser an statt Astrologie,) zugethan: daher übersetzten sie alle griechische Nahmen der Gestirne und Himmelszeichen ins Hebräische. Er nimmt davon Gelegenheit, ihre Lehre vom Schicksal aus dem zu erwartenden jüngsten Gerichte und aus der menschlichen Freyheit zu bestreiten. Die Hemerobaptisten, eine andere jüdische Sekte,

 leugne-

J. n. C. G. 363 bis 430.

leugneten die Auferstehung der Todten, und hatten auch andern Unglauben mit den Sadducäern gemein; aber dieses eigenthümlich, daß sie sich täglich, zur Reinigung von ihren Sünden, wuschen. Die Nasaräer, welche Juden aus den Gegenden jenseits des Jordan gewesen seyn sollen, behaupteten, daß die gewöhnlichen fünf Bücher Mosis untergeschoben, und die ächten nur bey ihnen vorhanden wären. Sie aßen auch deswegen nichts Belebtes und brachten keine Opfer. Epiphanius widerlegt jenes Vorgeben durch die Anmerkungen, daß manches in der Geschichte nur aus den gedachten Büchern bekannt sey; daß sie nicht zugleich halb wahr und halb falsch seyn könnten; daß noch die Gegenden der darinne beschriebenen Begebenheiten da wären, und daß sich auch Denkmäler derselben zeigten, wie die aegyptische Gewohnheit, um die Zeit der Stiftung des Pascha, Schaafe und Bäume roth zu färben. Die Oßener, das heißt, die Frechen, oder Festen, verwarfen die meisten Schriften der spätern Propheten; hatten auch außer dem Gesetze noch andere Bücher. Mit ihnen vereinigte sich zu Trajans Zeiten ein Betrüger Elxai, der ihnen von Christo und von der Religion überhaupt die sonderbarsten Meinungen beibrachte, und von welchem sie Elcesaiten genannt wurden. (Unter diesem Nahmen sind sie auch in der frühern Geschichte bereits vorgekommen. Chr. KGesch. Th. IV. S. 38.) Die siebente jüdische Parthey waren die Herodianer, die den Herodes vor den Meßias hielten, welches Epiphanius ebenfals widerlegt.

Er fängt hierauf die Geschichte der christlichen Ketzereyen mit einer Nachricht von Christo und den Aposteln an, und geht in dem zweyten Abschnitte des ersten Buchs folgende Partheyen durch: die

Simo=

Simonianer, die Menandrianer, die Saturnilianer, die Basilidianer, die Nicolaiten, die Gnostiker, die Carpokrasier, die Cerinthianer, die Nazaräer, die Ebionäer, die Valentinianer, die Secundianer, und die Ptolemaiten. Weder hier, noch bey dem ganzen übrigen Lauf des Werks, kann es erwartet werden, daß die Beschreibungen, welche Epiphanius von diesen Sekten ertheilt, in einem Auszuge erscheinen. Sie sind fast alle schon in dieser Geschichte, nicht ohne Gebrauch unsers Schriftstellers, aufgeführt worden: und wenn einige umständlichere Erzählungen oder Beilagen, die sich bey ihm finden, daraus weggeblieben, wohl gar eine oder die andere unerhebliche Parthey, wie die beyden zuletzt genannten, Töchter der Valentinianischen, ganz übergangen worden sind: so hat die eigentlich lehrreiche Vollständigkeit hoffentlich dadurch nichts verloren. Ohngeachtet aller Lücken und Dunkelheiten der ältesten Ketzergeschichte, würde doch die bloße genaue Sammlung aller Berichte, welche die christlichen Schriftsteller darüber bis ins fünfte Jahrhundert hinterlassen haben, eine der undankbarsten Arbeiten seyn, die sich denken läßt. Aber das kann hier gefordert werden, daß die besondere Streitmethode des Epiphanius, so weit man sie nicht bereits aus seinem vorhergehenden Buche als ziemlich flach und weitschweifig kennt, nebst andern ihm eigenen Anmerkungen oder Meinungen, richtig abgezeichnet werde. Schwer konnte es ihm bey den meisten dieser Partheyen nicht fallen, ihre thörichten Lehrgebäude, wie er sie wenigstens, nach dem Beispiele des Irenäus, und anderer mehr, vorstellt, aus der heiligen Schrift, durch Folgerungen und spöttische Fragen zu widerlegen. Doch bietet sich ihm häufig eine Gelegenheit an, auch gegen diese so verschwärzten Irrlehrer etwas mehr, als Gemeines zu sagen:

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

gen: und diese Gelegenheit benutzt er entweder gar nicht; oder er springt geschwind wieder von einem für ihn nicht genugsam gebahnten Wege ab.

So setzt Epiphanius dem Vorgeben der Saturnilianer, daß die Welt ohne Gottes Einwilligung von Engeln geschaffen worden sey, den Grund entgegen, daß, da Gott solches leicht hätte verhindern können, ihm vielmehr die Schöpfung zugeschrieben werden müsse. Beym Basilides bemerkt er zwar recht wohl, daß seine Parthey auf Veranlassung der Frage: woher das Böse seinen Ursprung habe? entstanden sey. Allein er begnügt sich daran, zu bemerken, daß anfänglich alles gut gewesen sey; daß der Mensch freylich Böses thun könne, und auch gethan habe; daß man aber keineswegs an ein selbstständiges böses Wesen denken dürfe. Noch mehr findet man sich in seiner Erwartung bey demjenigen, was er von den Gnostikern sagt, hintergangen. Hier war es durchaus nothwendig, zu zeigen, welchen Einfluß die eben angeführte Frage auf die Bildung des Lehrbegriffs aller gnostischen Sekten gehabt, und was sonst diese so zahlreichen Gewächse eines gemeinschaftlichen Bodens hervorgetrieben habe. Daran aber hat der Verfasser nicht einmal gedacht. Es ist vielmehr in seiner Beschreibung der Gnostiker so viel Verwirrung, daß er es hauptsächlich gewesen ist, welcher dadurch das alte Vorurtheil befördert hat, als wenn es eine besondere Parthey dieses Nahmens gegeben, nicht aber, wie schon andere vor ihm zeigten, viele Partheyen diesen allgemeinen Nahmen geführt hätten. Dagegen leitet er die Gnostiker insgesammt von dem Stifter der Nicolaiten her; beschreibt einige ihrer Religionsschriften und sonderbaren Meinungen; meldet auch viel von ihren abscheulich unzüchtigen Sitten, und

streuet

streuet bisweilen Widerlegungen ein. Am Ende setzt er hinzu, daß diese Nachrichten desto zuverläßiger wären, weil er sich selbst in der nahen Gefahr befunden hätte, von den Gnostikern verführt zu werden. Allein diese Bekanntschaft konnte ihn noch nicht berechtigen, das Bild der Gnostiker überhaupt nach dem ausschweifendesten Theil von irgend einer ihrer Partheyen zu entwerfen. Indem er weiter bey den Carpocratianern berichtet, daß zur Zeit des römischen Bischofs Anicetus eine Frauensperson von denselben, viele zu Rom auf ihre Seite gezogen habe, rechnet er alle Bischöfe jener Hauptstadt bis auf die gedachte Zeit, vom Petrus und Paulus an, her, welche beyde diese Würde zugleich mit dem Apostelamte geführt haben sollen. Den Cerinthus läßt er auf den Carpokrates folgen, und macht ihn doch auch zu einem Zeitgenossen des Apostels Petrus. Eben so wenig ist er mit sich selbst darinne einig, daß er sagt, Cerinthus habe die Auferstehung Christi geleugnet. Nach seiner Meinung hat Paulus, 1 Corinth. C. XV. nicht allein diesen Irrthum, sondern noch einen andern bestritten, der zwar die Auferstehung Christi, aber nicht anderer Todten, zugab. Solche Leute fanden sich in Asien, sonderlich in Galatien. Einige derselben starben ohne Taufe, welche andere für sie übernahmen, damit sie nur nicht, wenn sie einst auferstünden, wegen Verabsäumung derselben, unter die Herrschaft des Weltschöpfers fallen möchten. Darauf geht, einer mündlichen Sage zu Folge, dasjenige, was der Apostel von der Taufe über den Todten schreibt. Andere aber verstehen es ganz bequem von den Catechumenen, die sich bey der Annäherung des Todes taufen lassen, und dadurch zu erkennen geben, daß sie eine Auferstehung hoffen, indem sie sich der Vergebung der Sünden bedürftig halten, welche durch

J. n. C. G. 363 bis 430.

 die

J. n. C. G. 363 bis 430.

die Taufe ertheilt wird. Genug, der Apostel widerlegt an jenem Orte alle Irrthümer in dieser Lehre. — Die Nazoräer unterscheidet Epiphanius sowohl von den oben gedachten Nazaräern, als von den ersten Christen, welche auch diesen Nahmen führten, und außerdem eine kurze Zeit lang Jeßäer, vom Jeße, dem Vater Davids, geheißen hätten. Diese letztere Benennung, unter welcher auch Philo der Christen gedenken soll, veranlaßt ihn, zu untersuchen, warum Christus, obgleich Davids Nachkomme, doch nicht auf dem Throne desselben gesessen habe? und zu zeigen, daß dieser Thron eigentlich das Priesterthum der heiligen Kirche sey, weil die königliche und priesterliche Würde bey den Juden verbunden gewesen wäre; ja daß Christus das Reich Davids zugleich mit dem Priesterthum, den Hohenpriestern der katholischen Kirche gnädig überlassen habe. Sonst behauptet der Verfasser, daß die Nazoräer zwar an Christum glaubten; aber im Grunde Juden wären, und doch von diesen alle Tage öffentlich verflucht würden. Sie hätten, setzt er hinzu, das Evangelium Matthäi vollständig in hebräischer Sprache, wie es gleich anfänglich geschrieben worden; er wisse aber nicht, ob sie die Geschlechtregister von Adam bis auf Christum daraus weggeworfen hätten. — Weit ausführlicher und mit schmähender Heftigkeit, behandelt er die Parthey der Ebioniten. Sie soll das Schändliche von den Samaritern, den Nahmen von den Juden, die Lehrsätze von den Oßäern, Nazoräern und Nazaräern, die Gestalt von den Cerinthianern, die Bosheit von den Carpokratianern angenommen haben; und sich gleichwohl zu den Christen rechnen. Zu der Nachricht, daß sie sich blos der Evangelischen Geschichte Matthäi, wie die Cerinthianer, bedienten, und es

das

das Evangelium an die Hebräer nenneten, fügt er hinzu, er müsse die Wahrheit sagen, daß Matthäus allein unter allen Schriftstellern des Neuen Bundes seine Evanglische Geschichte hebräisch aufgesetzt habe. Einige aber hätten ihm erzählt, daß auch das Evangelium Johannis und die Apostelgeschichte hebräisch übersetzt, von den Juden zu Tiberias geheim verwahrt würden. Da ihm dieses von verschiedenen bekehrten Juden, besonders von dem Comes Josephus, der hauptsächlich durch diese Uebersetzung zum Christenthum gebracht worden seyn sollte, berichtet worden war: so schaltet er die ganze Geschichte desselben, mit den Erscheinungen des Erlösers, welche ihm wiederfahren wären, allhier ein. Uebrigens beweiset Epiphanius gegen die Ebioniten vornemlich, daß Christus kein bloßer Mensch gewesen sey, aus Jesaiä C. VII. v. 14. C. LXVI. v. 6. Jerem. C. XVII. v. 9. Luc. C. I. v. 35. und andern Stellen seiner Geschichte; widerlegt auch ihre Vorwürfe gegen Paulum, und ihren Eifer für die Beschneidung. — Bey den Valentinianern hält er sich ebenfals lange auf; beschreibt ihr Lehrgebäude aus ihren Büchern, ingleichen aus dem Werke des Irenäus; aus welchem er sehr viel ausschreibt, und trägt selbst überaus wenig zu ihrer Bestreitung bey. Obgleich dasjenige nicht wichtiger ist, was er dem Valentinianer Secundus entgegen setzt; so erbittet er sich doch dazu von Christo den Beistand des heiligen Geistes. Mehr Mühe giebt er sich mit dem Ptolemäus, der auch aus jener Schule kam; rückt ein merkwürdiges Schreiben desselben an eine gewisse Flora ein, und behauptet unter andern gegen denselben die Gesetze Mosis: Auge um Auge! und dergleichen mehr, welche Ptolemäus getadelt hatte, wären noch gültig; sie würden von den Christen freywillig beobachtet, da sie sonst gezwungen erfüllt worden wären.

Im

J. n. C. G. 363 bis 430.

Im dritten Abschnitte des ersten Buchs beschäftigt sich der Verfasser mit noch andern Gnostischen Partheyen; mit den Marcosianern, den Colorbasianern, den Heracleoniten, den Ophiten, den Cajanern, den Sethianern, den Archontikern, den Cerdonianern, den Marcionisten, den Lucianisten, den Apellianern, den Severianern, und den Tatianern. Auch hier sind die meisten Gegengründe des Epiphanius nicht erheblich; wiewohl die groben Erdichtungen und willkührlichen Religionsänderungen der Gnostiker, auch ihre häuffigen Abweichungen und Widersprüche gegen einander, es ihm leicht gemacht haben, mit dem Gewöhnlichen durchzukommen. Daher stimmt er nicht selten ein frohes Siegsgeschrey an; er ladet die Knechte Gottes ein, den Betrüger und Marktschreyer Colorbasus zu verlachen. Zu seinen besondern Schriftauslegungen gehört es, daß er unter den achtzig Kebsweibern im Hohenliede eben so viele Ketzereyen versteht; ingleichen, daß der Teufel vor der Ankunft Christi in der Welt, niemals gegen diesen seinen Herrn Lästerungen ausgestoßen oder sich empört habe; er habe vielmehr, wie man aus der Stelle sehen könne: Er wird seinen Engeln befehlen, und sie werden dich auf den Händen tragen, auf Christum gewartet, weil er aus den Propheten wußte, die Gegenwart Christi werde den sich bessernden Sündern Erlösung verschaffen; da er aber gesehen habe, daß er bey dem Erlöser keine Barmherzigkeit zu hoffen habe, alsdann erst habe er nicht allein selbst ihn gelästert, sondern auch die Menschen dahin gebracht, an Statt des wahren Gottes einen nicht vorhandenen zu suchen. Dafür ist man übrigens dem Epiphanius Dank schuldig, daß er die vom Marcion in der Evangelischen Geschichte Lucä und in zehn Briefen Pauli, (als

welche

welche Bücher des Neuen Bundes er allein annahm,) vorgenommenen Verfälschungen mit allem Fleiße gesammelt hat. Nicht so angenehm ist es für die Leser, daß er bey einer jeden dieser Stellen, (es sind zusammen hundert und achtzehn,) oft weitschweifig in bekannten Dingen, zu zeigen sich bemüht, man könne den Marcion selbst aus demjenigen, was er in der heiligen Schrift stehen gelassen hat, hinlänglich widerlegen. Noch verdient bemerkt zu werden, daß er gegen die Behauptung des Tatianus, Adam sey nicht seelig geworden, die Schlußfolge zieht: wenn dieses wahr sey, so habe auch kein Theil von dieser Maße, das heißt, kein Mensch, seelig werden können. Adam, fährt er fort, muß selbst nach der Abneigung jenes Irrlehrers gegen die Ehe, desto eher die Seeligkeit erlangt haben, weil er nicht von Menschen gezeugt, sondern durch die Hand des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes gebildet worden ist. Eben deswegen ist Christus auf Golgatha gerade an dem Orte, wo Adam begraben liegt, gekreuzigt worden, und es ist daselbst Blut und Wasser aus seiner Seite auf jenes Grab geflossen, damit dieses ein Sinnbild unserer Reinigung, und der für uns zu hoffenden Seeligkeit seyn möchte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Eine andere Reihe ketzerischer Partheyen folgt im ersten Abschnitte des zweyten Buchs: die Enkratiten; die Phrygier oder Montanisten, oder Taskodrugiten; die Quintillianer, Pepuzianer, Priscillianer und Artotyriten, (lauter besondere Nahmen der Montanisten;) die Teßareskaidekatiten oder Quartadecimaner; die Aloger; die Adamianer; die Sampsäer oder Elkesäer; die Theodotianer; die Melchisedecianer; die Bardesianisten; die Noetianer; die Valesier; die

Katha-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Katharer, vom Nabatus (Novatus) gestiftet; die Angelici, von denen Epiphanius blos den Nahmen, aber nicht wußte, warum sie denselben geführt, und was sie Irriges gelehrt haben; die Apostolici oder Apotaktiten; die Sabellianer, und zweierley Origenianer. Ein Abschnitt, der wiederum, gleich den vorhergehenden, beweiset, daß es dem Verfasser sehr darum zu thun gewesen sey, dieses Ketzerverzeichniß sehr ansehnlich zu machen; an Statt daß ein Mann von grösserm Verstande dasselbe vortheilhaft abgekürzt haben würde. Gegen die Propheten der Montanisten erinnert Epiphanius hauptsächlich, daß nach denselben keine andern aufgestanden sind, und daß wahre Propheten im Bewußtseyn ihrer selbst reden müßten. Aus den Montanistischen Partheyen leitet er auf eine unbegreifliche Art die Quartadecimaner her; er versichert auch, daß man gewiß wisse, der Leidenstag Christi sey der zwanzigste März gewesen, und daß die Rechtgläubigen schon vom zehnten Tage des Monaths, ihr Osterlamm begiengen, weil diese Zahl in dem Anfangsbuchstaben des Nahmens Jesus, im Jota, enthalten sey. Ueber der Widerlegung der Aloger, denen er diese Benennung beigelegt hat, kömmt er auf vielerley Nachrichten von den Evangelischen Geschichtschreibern. Daß die Schriften Johannis vom Cerinthus herrühren sollten, wie die Aloger behaupteten, findet er desto widersinniger, da sie den Lehrsäzen desselben geradezu widersprächen. Jedem Evangelisten hat Gott, nach seiner Erklärung, etwas Eigenthümliches zugetheilt; so daß sie zwar in einigen Erzählungen alle mit einander übereinstimmten, zum Merkmal, daß sie aus Einer Quelle geschöpft hätten; aber auch jeder etwas von den übrigen vorbeigelassenes meldete, welches ihm der Geist zu seinem Antheil gegeben hatte. Weil nun Matthäus die Geburt und

das

das Geschlechtregister Christi so ausführlich beschrieben hat: so nahmen Cerinthus, Merinthus, und andere mehr, davon Gelegenheit, zu behaupten, Christus sey ein bloßer Mensch gewesen. Gleich hierauf wurde die Evangelische Geschichtbeschreibung dem Marcus aufgetragen. Er war einer von den zwey und siebzig Jüngern, welche sich wegen der ihnen zu hart scheinenden Worte des Erlösers vom Eßen seines Fleisches, und Trinken seines Bluts, zerstreuet hatten. Petrus aber brachte ihn zu Christo zurück; und nun schrieb er, auf Antrieb des heiligen Geistes, seine Geschichte, die er dreyßig Jahre später anfieng, als Matthäus. Da er aber auch die göttliche Würde Christi zwar anzeigte, nur nicht deutlich und genau genug entwickelte: so entstand daraus eine neue Finsterniß und Bestärkung für die Irrlehrer. Daher nöthigte gewissermaaßen der heilige Geist den Lucas, das noch Fehlende vollständiger darzulegen. Was er von vielen sagt, welche vor ihm etwas Aehnliches versucht hätten, bezieht sich auf den Cerinthus, und auf andere. Er hat also auch die Geschichte noch früher angefangen, als Matthäus. Porphyrius, Celsus, und der Jude Philosabbathius haben zwar manches an der Uebereinstimmung dieser Evangelisten getadelt; allein nur darum, weil sie die Absicht und Erzählungsart eines jeden derselben nicht verstanden. Lucas war übrigens auch einer von jenen flüchtigen Jüngern; ihn führte aber Paulus zurück. Er lehrte die Religion in Dalmatien, Gallien, Italien und Macedonien; vorzüglich in Gallien: wie Paulus (2 Timoth. C. IV. v. 10.) von einigen seiner Gefährten meldet. Doch selbst Lucas konnte durch dasjenige, was er von der Ankunft des Wortes Gottes vom Himmel schrieb, die Irrenden nicht bessern. Deswegen zwang der heilige Geist den Johannes, sein Evan-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Evangelium zu schreiben, nachdem er neunzig Jahre alt, unter dem Claudius, aus Pathmus zurückgekommen war. Dieser hatte nun nicht mehr nöthig, sich so sehr mit der schon beschriebenen Geschichte Christi auf der Welt zu beschäftigen; sondern er widerlegte mehr die in Ansehung seiner entstandenen Irrthümer. Unter verschiedenen Einwendungen, welche gegen das Evangelium desselben vorgebracht wurden, beantwortet **Epiphanius** diesen besonders weitläufig, daß **Johannes** zwey von **Christo** gefeyerte **Pascha** angebe; da doch die übrigen Evangelisten nur von Einem wüßten. Dagegen zeigt er, daß sie alle eines dreymaligen **Pascha** gedenken; untersucht auch zugleich sorgfältig das Jahr der Geburt **Christi**, und setzt es zuversichtlich in das zwey und vierzigste Jahr des **Augustus**, den Geburtstag aber auf den sechsten Jänner. Zur Bestätigung des Wunders **Christi** auf der Hochzeit zu **Cana**, führt er an, daß noch zu seiner Zeit eine Quelle in **Carien**, von welcher er selbst getrunken habe, ingleichen eine andere in **Arabien**, zu eben derselben Stunde, in welcher jenes Wunder geschehen sey, in Wein verwandelt werde; wie man denn eben dieses auch von dem **Nil** in **Aegypten** sage. **Epiphanius** hatte gleich anfänglich gesagt, die **Aloger** würden, wenn sie blos die Offenbarung **Johannis** verwürfen, wenigstens den Schein für sich haben, daß sie nach einer genauen Untersuchung, ein apokryphisches Buch nicht annehmen wollten; weil in derselben vieles einen tiefen und dunkeln Verstand habe. Unterdessen bemüht er sich darzuthun, daß sie auch von dieser Seite Unrecht hätten. Sie fragen spottend, sagt er: Was hilft uns die Erzählung von den sieben Engeln, und eben so vielen Posaunen? Allein sie wissen nicht, wie nothwendig und nützlich dieses für die rechtgläubige Lehre sey. Denn Gott hat dem

Johan-

Johannes alles Dunkle des Gesetzes und der Propheten zu unserm Besten entdeckt. Jene Posaunen müssen also auch in einem geistlichen Sinne genommen werden; die Propheten waren Posaunen: und die heilige Stimme des Herrn im Evangelium ist auch eine; ja Paulus gedenkt ebenfals der Posaune, welche bey der Auferstehung der Todten erklingen soll. Die gedachten Irrlehrer machten weiter den Einwurf gegen die Offenbarung Johannis, daß darinne eine Gemeine zu Thyatira genannt werde, wo es doch keine gegeben habe. Aber es ist würklich eine daselbst gewesen, welche zwar von den Phrygischen Ketzern ganz auf ihre Seite gezogen wurde; nach hundert und zwölf Jahren jedoch von neuem entstand; so daß der prophetische Geist des Johannes auch dadurch bestätigt wird. Eben so lachen sie vergebens über die vier Engel, welche er an den Euphrates setzt, indem diese eine gleiche Anzahl dortiger Nationen andeuten. — Die Adamianer, von denen man anderwärts (Th. II. S. 357.) eine Anzeige gelesen hat, und von welchen Epiphanius gesteht, daß er sie nur aus ungewissen Gerüchten beschreibe, vergleicht er weitläufig mit Maulwürfen; sucht auch überflüßigerweise zu zeigen, daß sie keine wahren Nachahmer Adams sind. — In der Folge beantwortet er die Einwendungen des Theodotus wider die Gottheit Christi. Dieser Irrlehrer, schreibt er, berief sich auf die Worte des Erlösers: „Ihr suchet mich zu tödten, einen Menschen, „der ich euch die Wahrheit gesagt habe." Aber er bemerkt nicht, daß Christus an eben demselben Orte von der Wahrheit rede, die er von Gott, seinem Vater, gehört habe. Seine Versicherung, daß die Lästerung wider des Menschen Sohn Vergebung erlangen werde; aber nicht die Lästerung wider den heiligen Geist, beweiset auch nichts für den

J. n. C. G. 373. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Theodotus: denn jenes gilt, nach der herablassenden Gnade des Erlösers, nur von seinen Zeiten. Ferner sagt zwar Moses: der Herr wird einen Propheten, wie mich, erwecken; allein andere Weissagungen lehrten, daß dieser Prophet zugleich wahrer Gott seyn werde. Daß es von der Maria heißt: der heilige Geist wird über dich kommen, nicht: er wird in dir seyn, ist auch kein Einwurf; weil ja nicht die Menschwerdung des heiligen Geistes angezeigt werden sollte. Wenn Jeremias von Christo schreibt: Er ist ein Mensch, und wer wird ihn kennen? so leitet eben diese Frage auf seine unergründliche göttliche Würde. Aehnliche Antworten auf die Gründe des Theodotus kann man leicht vermuthen. — Bey den Melchisedekianern erfährt man vielerley Sagen und Muthmaaßungen sowohl der Ketzer als der Rechtgläubigen, über den Melchisedek. — So umständlich sich auch Epiphanius in die Widerlegung der Noetianer einläßt; so wenig ist darinne, was ausgezeichnet werden müßte. Er gesteht, daß diese Parthey hauptsächlich besorgt gewesen sey, der Lehrbegriff der Katholischen von der Dreyeinigkeit möchte der Vielgötterey Vorschub thun. Allein diesen Wink, welchen er seinen Lesern giebt, weiß er für sich selbst, als Vertheidiger jenes Lehrbegriffs, nicht zu nützen; und doch kam hierauf die Hauptsache an: nicht blos die Stellen der heiligen Schrift nach angenommenen Lehrsätzen zu erklären; sondern es begreiflich zu machen, wie wenig durch die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit der Einheit Gottes widersprochen werde. Dafür begnügt er sich, darzuthun, daß die Schrift den Vater, Sohn und heiligen Geist würklich von einander unterscheide, und zugleich jeden derselben als Gott erkenne. Hier selbst aber sind seine Auslegungen nicht immer die sichersten. So schließt er aus der Stelle 1 Corinth.

Cap.

Cap. VIII. v. 6. wo von Einem Gotte und Einem Herrn Jesu Christo die Rede ist, wenn der Erlöser nicht Gott wäre, so könnte er auch nicht der Herr genannt werden, und wäre er Herr, so müsse er auch Gott seyn; zugleich aber habe Paulus auch in dem heiligen Geiste geredet, dessen nahmentliche Meldung darum vorbeigelassen worden sey, weil er sich nicht selbst zu loben pflegte, und uns gleichfals warnen wollte, uns nicht zu loben. — Von den Valesiern gesteht Epiphanius, daß er nicht habe erfahren können, wo ihr Stifter Valens sich aufgehalten, und was er gelehrt habe. Gleichwohl hält er es, weil derselbe einen arabischen Nahmen führe, vor wahrscheinlich, daß er und seine Anhänger gleiche Meinungen mit gewissen Irrlehrern zu Bakatha jenseit des Jordans, gehegt haben möchten. Er führt an, daß sie daselbst fälschlich Gnostiker genannt würden; beschreibt aber doch ihre Denkungsart als ziemlich Gnostisch. Da alle Valesier sich entmannen sollten: so sucht der Verfasser zu beweisen, daß sie in keine von den drey Classen Verschnittener gehörten, welche Jesus angegeben hätte. Unter denen, welche sich um des Himmelreichs Willen verschnitten, nennt er zuerst die Apostel, und sodann die Mönche, welche sich auch eines jungfräulichen Lebens befleißigten. — Mit der Bestreitung der Novatianer verbindet er eine sehr kurze Anzeige der ihnen ähnlichen Donatisten; giebt diesen jedoch zugleich Arianische Lehrsäze Schuld. — Indem er sich der von den Apostolikern verabscheueten Ehe gewissermaaßen annimmt, erinnert er, daß man nicht alles aus der heiligen Schrift nehmen könne, indem die Apostel manches auch mündlich hinterlassen hätten: und dahin rechnet er die Vorschrift, welche Paulus ertheilt haben soll, daß man sich versündige, wenn man den ehelosen Stand, den man einmal entschlossen betreten

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

treten habe, mit der Ehe vertausche. — Den Sabellianern endlich stellt er sich theils mit den gewöhnlichen Gründen, theils auf eine schwankende Art entgegen, die man schon aus seinem frühern Werke kennt. So schreibt er gegen den Beschluß hin: Niemand nehme etwan die irrige Vorstellung an, daß der Vater allein der einzige wahre Gott genannt werde; der Sohn zwar auch Gott sey, aber nicht der wahre. Denn von dem Vater heißt es: Gott ist ein Licht; der Sohn aber sagt von sich: Ich bin das wahrhaftige Licht.

Der zweyte Abschnitt des zweyten Buchs begreift nur fünf Ketzereien in sich: die vom Paulus Samosatenus herrührende; die Manichäische, die Hieracitische, das Meletianische Schisma, und den Arianismus. Er ist aber durch die ausführliche Widerlegung besonders der zweyten und fünften dieser Partheien, weitläufig genug geworden. Gegen den Paulus von Samosata erinnert der Verfasser unter andern, die heilige Schrift sage nicht: das Wort war in Gott; sondern bey Gott; zum Beweise, daß es außerhalb Gottes, nicht aus dessen Selbstständigkeit (ὑποςάσεως) sey; sie zeige aber auch durch den Nahmen eingebohrner Sohn an, daß Gott, das Wort, nicht dem in dem Herzen des Menschen befindlichen Worte (oder der Vernunft) ähnlich sey; und durch den Ausdruck Wort, daß man jenes göttliche Wort nicht in Absicht auf das Wesen des Vaters vor fremd halten dürfe. — In dem Streite mit den Manichäern, von deren Stifter und Lehrgebäude der Verfasser sehr umständlich handelt, beruft er sich zuerst auf das Widersprechende, das sich in dem letztern finde. Er bemüht sich weiter, die scheinbare Uneinigkeit der Evangelisten beizulegen, auch die Uebereinstimmung des alten und neuen Bundes darzuthun. Die

Mani-

Manichäischen Einfälle von den Seelen, vom Monde, von der Seelenwanderung und dergleichen mehr, beschäftigen ihn ebenfals. Hierauf geht er die Schriftstellen durch, deren sich Manes zur Bestätigung seiner Meinungen bediente. So zog er 1 Corinth. Cap. XIII. v. 9. auf sich; aus Matth. C. VII. v. 18. wollte er beweisen, daß es zwey höchste Grundwesen gebe, und aus Johann. C. VIII. v. 44. daß der Vater des Teufels Himmel und Erde geschaffen habe. Epiphanius antwortet darauf, die faulen Bäume hätten doch ihren Anfang gehabt, weil sie von jemanden gepflanzt worden wären; mithin könnten sie kein ewiges Grundwesen anzeigen; und was die zweyte Stelle betreffe, so könnten nach der Beweisart des Manes, auch die Seelen nicht von einer göttlichen Kraft hervorgebracht seyn, wie er doch zugebe; ja Abraham müßte gleichfals ein Sohn des Teufels seyn, welches doch den Worten des Erlösers widerspreche. Was vom Lichte und von der Finsterniß, fährt er fort, Johann. C. I. v. 5. gesagt wird, hilft dem Manes auch nichts, weil es heißt, das Licht, oder das göttliche Gesetz, habe die Finsterniß ergriffen. Wenn Matth. C. XIII. v. 24. der Saamen und das Unkraut von einander unterschieden werden: so wird wegen des letztern, kein böses Grundwesen angenommen, und der gute Saame bedeutet die Menschen mit Leib und Seele. Eben so wenig gewinnt Manes durch die Benennungen: Fürst dieser Welt, Gott dieser Welt: denn sonst müßte auch der Bauch nach Philipp. C. III. v. 19. ein besonderer Gott seyn. Er wirft zwar dem Gott, der durch die jüdischen Propheten geredet hat, vor, daß durch ihn böse Lüste, Todtschlag und andere Verbrechen, begünstigt worden wären, indem er den Israeliten befohlen habe, die Aegyptier zu bestehlen, sich habe Opfer bringen, Mörder tödten lassen, und dergleichen mehr.

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

mehr. Allein Gott hat die Opfer nicht seinetwegen eingeführt; sondern um die Israeliten vom Götzendienste abzuziehen, und desto leichter an seine Verehrung zu gewöhnen; und an den Aegyptiern verschafften sie sich nur Genugthuung wegen der von denselben übertretenen Welttheilung des Noah. Der Einwurf, daß das alte Testament immer mehr veraltere, (1. Corinth. C. IV. v. 16.) und daß das neue täglich erneuert werde, (Hebr. C. VIII. v. 13.) mithin jenes, weil es sich seinem Untergange nähere, unmöglich ein Werk eben desselben Gottes seyn könne, von welchem sich das neue herschreibt, würde alsdann etwas zu bedeuten haben, wenn es ein doppeltes altes Testament, und ein doppeltes neues gäbe. So aber folgt aus der Behauptung des Manes, daß der gute Gott nur aus Nachahmung des bösen, Gelegenheit genommen habe, seine Lehre bekannt zu machen; indem er sonst das neue Testament nicht würde haben aufsetzen lassen, wenn er nicht erfahren hätte, daß das alte durch Veranstaltung des bösen geschrieben worden sey; eine Nachahmung, welche des wahren Gottes gar nicht würdig ist. Einen andern von den vielen Gründen des Manes, daß das alte und neue Testament einander entgegengesetzt wären, nemlich diesen, die Feyer des Sabbaths werde in jenem verboten, in diesem aber aufgehoben, beantwortet Epiphanius damit: es sey zu jeder Zeit erlaubt gewesen, den Sabbath wegen einer guten Ursache zu brechen; vielmehr habe ihn der Herr, dem alles gehörte, ganz aufheben können. Daß Paulus einen Blutschänder zum Verderben des Fleisches übergab, beweiset nicht, daß das Fleisch, welches in der Gewalt des Teufels sey, gänzlich untergehe; sondern daß die Werke des Fleisches unterdrückt werden sollen.

Es ist aber auch der Mühe werth, zu sehen, wie der Verfasser die Arianer bestreite; nur mit Uebergehung dessen, was bereits oben (S. 24. fg.) aus seiner frühern Schrift von vielen völlig gleichen Stellen, die hier wieder vorkommen, angebracht worden ist. Arius, sagt er, mißbrauchte die Stelle in den Sprüchen Salomons: **Der Herr hat mich geschaffen, den Anfang seiner Wege; er hat mich vor der Welt gegründet, u. s. w.** zur Einführung seines Irrthums, und nannte deswegen das Wort, das alles geschaffen hat, das vom Vater ohne Zeit und Anfang gezeugt worden ist, ein Geschöpf. Allein es ist daselbst gar nicht von der Gottheit Christi die Rede; auch nicht in andern ähnlichlautenden Stellen, welche die Arianer eben so deuten, wie Hebr. C. III. v. 2. Johann. C. I. v. 15. 30. (wo es heißt: er ist vor mir gemacht worden,) und Apost. Gesch. C. II. v. 36. Sie gebrauchen weiter gegen Einfältige den Kunstgriff, zu fragen, was sie von dem Sohne Gottes halten? als wenn etwas noch hinzugesezt werden könnte, sobald man den Sohn Gottes genannt hat. Dem Nahmen nach, bekennen sie ihn auch; aber an der Kraft verleugnen sie ihn, indem sie die niedrigsten und lächerlichsten Vorstellungen von seiner göttlichen Geburt machen. Man darf keine menschliche Begriffe auf Gott anwenden: er ist ein Geist, und hat seinen eingebohrnen Sohn auf eine unaussprechliche und unbeschreibliche Art aus sich gezeugt. Zwar sagen sie: wir nennen ihn nicht ein solches Geschöpf und Werck, dergleichen es mehrere giebt; allein ein Geschöpf bleibt immer ein Geschöpf. Sie wenden ferner ein: Wie hat er das Fleisch annehmen können, wenn er aus dem Wesen des Vaters war? Sie mögen aber auch sagen, warum die Engel das Fleisch nicht angenommen haben, da sie doch seine Knechte sind? warum die Erzengel, und die Heere des Himmels, und

J. n. C. G. 363 bis 430.

alle andere Geister solches nicht gethan haben? Wenn Christus nur in demjenigen Verstande Gottes Sohn genannt würde, in welchem alle Söhne Gottes so heissen, warum sollte er als Gott angebetet werden? Eben so wenig darf man den heiligen Geist den übrigen Geistern gleichschätzen, und aus Johanne C. I. v. 3. schliessen, daß er von Christo geschaffen worden sey. Diese Unglücklichen wissen den Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht: denn jenes ist der heilige Geist eben sowohl, als der Vater und der Sohn. Daß der Erlöser seinen Vater bat, er möchte seinen Jüngern das Leben in sich selbst zu haben geben, beweiset keineswegs, daß er nicht von gleichem Wesen mit dem Vater sey. Er that solches nur deswegen, um uns ein Beyspiel zu seyn, und alles zur Verehrung des Vaters zu wenden; indem er übrigens in andern Stellen versichert, daß er dasjenige habe und gebe, was der Vater hat und giebt. Er nennt zwar den Vater den allein wahren Gott; ist er nicht aber der wahre Sohn desselben, den man folglich anbeten muß? Er setzte jene Behauptung der Abgötterey entgegen, und schon daraus, daß er das wahre Licht, der Vater hingegen nur das Licht überhaupt genannt wird, erhellet seine wahre Gottheit. Zwar sagen die Arianer: wir haben einerley Glauben mit den Katholischen; wie sie, geben wir zu, daß der Sohn vom Vater gezeugt worden sey; nur bekennen wir auch, daß ihm in der heiligen Schrift sehr oft Nahmen von Geschöpfen beygelegt werden: als zum Beyspiel: Weg, Säule, Wolcke, Fels, Schaaf, Lamm, Löwe, Sonne, und dergleichen mehr. Doch diese Nahmen zeigen blos das Heil an, welches er uns erworben hat; wie könnte uns auch ein Geschöpf dasselbe verschaffen? Die Majestät des Vaters wird auch dadurch nicht, wie diese Gegner meinen, verringert, wenn ich den Sohn

kein

kein Geschöpf nenne, weil das Zeugen bey Gott eben so wenig einiges Leiden oder Ermüden verursacht, als das Erschaffen. Am wenigsten sollten die Arianer aus dem Briefe an die Hebräer, welchen sie Paulo absprechen, einen Einwurf nehmen; denn die Worte in demselben: **Er ist getreu dem, der ihn gemacht hat**, zielen auf die menschliche Natur Christi. In einer andern Stelle, deren sie sich bedienen, (Johann. C. I. v. 27.) verändern sie den Verstand der Worte, als wenn sie von vielem Trinken betäubt wären. **Er kömmt nach mir**, geht auf die Menschwerdung Christi; **er ist vor mir gewesen**, bezieht sich auf seine Gottheit. Der Ausdruck des Apostels: **Gott hat ihn von den Todten auferweckt**, ist kein Beweis, daß Christus zu seiner Auferstehung der Hülfe des Vaters benöthigt gewesen sey. Er hat ja selbst Todte auferweckt; die Apostel haben es in seinem Nahmen gethan: und er versicherte, daß er sein Leben lassen, aber auch wieder nehmen könne. Es zeigt also diese Stelle nur soviel an, daß in dem Wercke der Erlösung gar nichts ohne den Willen des Vaters vorgenommen worden sey. Auch erregt der Ausruf Christi: **Mein Gott! warum hast du mich verlassen?** keine Bedenklichkeit wider seine göttliche Würde; indem er ihn nicht nur nach der menschlichen mit der göttlichen vereinigten Natur gethan, sondern auch an diese verbundene Gottheit gerichtet hat. Zugleich mußte er darum erfolgen, damit die Weißagungen der Propheten von ihm erfüllt würden. Er sollte als ein Mensch zur Hölle hinabfahren; und der Fürst der Hölle, nebst dem Tode, sollten, indem sie ihn als einen Menschen gefangen nehmen wollten, aber nicht wußten, daß in seiner Seele die Gottheit sey, vielmehr selbst gefangen werden. Doch die Arianer, so schreibt **Epiphanius** zulezt, versuchen es sogar, Gott in ihre Vernunft-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

schlüsse zu fassen, und setzen die vergifteten Spizfindigkeiten des Aristoteles an die Stelle der Unschuld und Sanftmuth des heiligen Geistes. Wenn wir also sagen, daß nach Johann C. I. v. 1. fg. der daseyende (ὢν) Sohn bey dem daseyenden Vater gewesen sey: so fragen sie uns: Ist dasjenige was schon war, oder was noch nicht war, gebohren worden? War es schon, wie hat es denn gebohren werden können? Wenn es aber gebohren ward, wie konnte es denn vorher schon seyn? Wir wollen sie aber hinwiederum fragen, ob sie von ihren, oder von göttlichen Dingen auf diese Art urtheilen? und ob sie gar keinen Unterschied zwischen Gott und ihrer Natur machen? Gestehen sie diesen leztern zu: so überzeugen wir sie eben daraus, daß ihre Natur das Unbegreifliche in Gott nicht begreiffen könne; ingleichen, daß es gottlos sey, sich nach ihrem Wesen Gott zu bilden. Ein anderer ihrer Einwürfe ist dieser: „Woher bringt man uns denn das Wort ὀσία? Warum wird der Sohn ὁμοόσιος mit dem Vater genannt? Wo gedenckt denn die heilige Schrift eines von diesen Wörtern?" Allein sie wissen nicht, daß ὑπόστασις und ὀσία ganz einerley sind. Der Herr ist in seiner Hypostasis, und der Glanz der Herrlichkeit, und der Charakter seiner Hypostasis. Es ist also eine ὀσία; aber keine περιοσία, (kein Ueberfluß wesentlicher Eigenschaften;) sondern dasjenige was da ist, wie Moses sagte: **Der da ist, hat mich gesandt.** Das Wort ὁμȣ̃ aber bedeutet nicht bloß Einen; sondern in ὁμοόσιος zwey Vollkommene, die von einander nicht verschieden, noch für ihre Einheit fremd sind. Warum sollten wir auch nicht, um der Gottseligkeit und Verbindung der Wahrheit Willen, ein solches Wort gebrauchen? Ohne das ὁμοόσιος zu bekennen, können wir gar keine Ketzerey widerlegen. Wenn dieses Wort auch gar nicht in der Bibel stehen sollte,

sollte, aber es ist darinne und kömmt deutlich im Gesetze, in den Schriften der Apostel und Propheten vor: denn auf zween oder drey Zeugen soll jedes Wort bestehen;) so wäre es uns dennoch erlaubt, zur Befestigung des Glaubens ein nüzliches Wort zu gebrauchen. Glauben doch die Arianer selbst Lehrsäzen, die nicht ausdrücklich in der heiligen Schrift vorgetragen worden sind; wie zum Beispiel diesen, daß der Vater ungeschaffen sey. Auch sagen die Worte des Apostels von Christo: er wird das Reich Gott und dem Vater übergeben, gar nicht, wie diese Gegner glauben, so viel, als wenn das Reich des Erlösers dereinst aufhören sollte. Sie gehen nur auf seine menschliche Natur, die zu einer gewissen Zeit ihren Anfang genommen hat: denn nach der göttlichen heißt es von ihm, seines Königreichs werde kein Ende seyn. Der Apostel giebt überhaupt in dieser Stelle zu verstehen, daß nichts in dem Sohne erfüllt worden sey oder erfüllt werde, was von seiner Vereinigung mit dem Vater, von der Einheit des Willens zwischen dem Vater, Sohne und heiligem Geiste, unterschieden wäre.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nunmehr geht Epiphanius im ersten Abschnitte des dritten Buchs die Audianer, die Photinianer, die Marcellianer, die Semiarianer, die Pnevmatomachen, (oder Macedonianer,) die Aërianer und die Aëtianer, historisch und polemisch durch. Was er bey Gelegenheit der Lehre der erstern dieser Partheien vom göttlichen Ebenbilde, selbst darüber geschrieben hat, ist nicht nur in einem andern Theile dieses Werks, (Th. VI. S. 224. fg.) angezogen worden; sondern man findet auch in dem gegenwärtigen (oben S. 29. fg.) eine nicht weniger merkwürdige Stelle dieses Inhalts, aus seinem frühern Wercke. Da die Audianer überdieß fortfuhren, das

J. n. C. G. 363. bis 430.

christliche Pascha wider die Vorschrift der Nicänischen Kirchenversammlung zu feyern: so widerlegt sie der Verfasser nicht nur ausführlich; sondern erklärt auch chronologisch den Unterschied zwischen dem jüdischen und christlichen Pascha. — Dem Photinus, welcher sich bey Bestreitung der Gottheit Christi, auf die Stelle des Apostels berief: Der erste Mensch ist von der Erde irdisch, der andere aber vom Himmel, antwortet er, es werde doch hier nicht gelehrt, daß Christi Fleisch vom Himmel herabgekommen sey; sondern die Meinung Pauli sey, das Wort, zu welchem der Vater sagte: Lasset uns Menschen machen! sey vom Himmel gekommen. Der Betrüger, fährt er fort, giebt nun zwar zu, daß das Wort vom Anfange an gewesen sey; nicht aber, daß der Sohn Gottes gebohren worden sey. Doch wenn er ihn nicht vor den Sohn Gottes hält: so denkt er nicht besser von ihm, als die Juden. Es heißt daher im Evangelio von ihm nicht, das Wort sey im Anfange in Gott, sondern bey Gott gewesen. Auch wird das Wort des Menschen niemals der Mensch selbst genannt. Ferner ist es gewiß, daß nicht bloß das Wort des Herrn, sondern der Herr selbst vom Herrn in der heiligen Schrift unterschieden wird, wie 1 B. Mos. C. XIX. v. 24. und Psalm CX. v. 1. und dieses schon vor der Menschwerdung Christi, wie man aus den Worten Davids sieht: Aus dem Mutterleibe, vor dem Morgensterne, habe ich dich gezeuget. — Bey aller Ausführlichkeit, welche Epiphanius den Semiarianern und Pnevmatomachen wiedmet, findet sich doch nichts daraus zu bemerken, was nicht schon in der Geschichte dieser Partheien, oder im Auszuge des Ancoratus, angeführt worden wäre. Eben so hat man auch bereits an einem andern Orte (Th. VI. S. 237. fg.) gelesen, mit welchen zum Theil

selt-

seltsamen Antworten er den Einwürfen des Aërius wider das Gebet für die Todten, und andere christliche Gebräuche, genug gethan zu haben glaubte.

Hingegen müßen hier einige Beyspiele gegeben werden, wie Epiphanius die sieben und vierzig Schlüsse des berühmten Anomäers Aetius, von denen in dem erstgenannten Theile dieses Werks, (S. 122. fgl.) einige Nachricht ertheilt worden ist, widerlegt habe. In Ansehung des ersten dieser Schlüsse, trete ich jetzt der Muthmaaßung des Herrn Röslers (Bibliothek der Kirchenväter, Sechster Theil, S. 305.) bey, daß man an Statt δυνατὸν, ἀδύνατον lesen müße. Aetius schloß folgendergestalt: „Wenn es dem ungezeugten „Gott unmöglich ist, das Gezeugte Ungezeugt zu „machen; wenn jedes Wesen ungezeugt ist: so kann „keines von dem andern, in Absicht auf das Unabhän„gige verschieden seyn. Wie kann man denn also sa„gen, das eine werde verändert, und das andere ver„ändere? da sie nicht zugeben, daß Gott aus einer „nicht vorhandenen Materie etwas hervorbringe?“ Darauf erwiedert der Verfasser, es sey gottlos, zu denken, daß Gott etwas unmöglich sey; was Ihm nicht anständig ist, das thut er freylich nicht; aber nicht darum, als wenn es Ihm an Kräften dazu fehlte. Da nun sowohl das Ungezeugte, als auch das Gezeugte in seiner Art gut ist: so wird er das gut Gezeugte niemals ungezeugt machen wollen. Er, der ohne Anfang und ungezeugt ist, hat aus sich einen ihm ähnlichen oder vielmehr in allen Dingen gleichen Gott gezeugt. — Auf den zweyten Schluß des Aetius: „Wenn „der ungezeugte Gott vortrefflicher ist, als jede Ur„sache: so muß er auch vortrefflicher seyn, als die Ge„burt; weil er weder sein Daseyn von einer andern „Natur erhalten, noch sich selbst dasselbe ertheilt hat,“ antwortet Epiphanius, nur alsdann sey die Zeugung

J. n. C. G. 363 bis 430.

eine Erniedrigung für den aus Gott gezeugten, wenn er Gottes unwürdig und Ihm nicht völlig gleich sey. — Aber, fuhr Aetius fort, wenn Gott Sich Sein Daseyn nicht ertheilt hat, weil er höher als alle Ursache ist: so muß doch die durch ihn hervorgebrachte Natur von der seinigen verschieden seyn; so kann von derselben weder gleiches, noch ähnlichen Wesens gesagt werden. Man darf, sagt der Verfasser dagegen, gar nicht untersuchen, wie das Daseyn Gottes von jeher gewesen sey. Auch führt der Nahme seines Sohns keine Schwachheit mit sich; sondern zeigt vielmehr an, daß er den Vorzug eines gleichen Wesens mit dem Vater habe. — Ein anderer Schluß ist dieser: „Wenn „Gott dem Wesen nach ungezeugt ist: so kann das Ge„zeugte nicht durch eine Trennung des Wesens gezeugt „worden seyn; sondern aus dem Wesen, das ihm Selbst„ständigkeit gegeben hat. Denn man kann unmöglich „eben dasselbe Wesen gezeugt und auch ungezeugt nen„nen.“ Hier verweiset es Epiphanius dem Aetius, daß er die Wörter Ungezeugt und Gezeugt so oft mißbrauche; da er sich doch durch das Lesen der gesammten heiligen Schrift, (von deren Büchern zugleich ein Verzeichniß eingerückt wird,) hätte überzeugen können, daß das erstere derselben gar nicht darinne vorkomme. Es ist zwar Gottes nicht unwürdig; allein es ist doch nicht nöthig, den Vater allein den ungezeugten Gott zu nennen, damit nicht jemand dadurch zweifelhaft werde, ob auch der Sohn und der heilige Geist gleiche göttliche Würde mit ihm haben. — Aetius schloß weiter: „Wenn das Ungezeugte gezeugt worden „ist: was hindert es, daß auch das Gezeugte unge„zeugt werde? Denn jede Natur drängte sich zu dem, „was ihr angemeßen ist, mehr als zu dem für sie frem„den.“ Epiphanius begnügt sich dawider anzumerken, daß es zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe

noch

noch eine andere Benennung gebe, welche sich dem Nahmen des Ungezeugten nähere, aber von dem Nahmen des Schöpfers sich entferne; man müße also die Benennungen nicht muthwillig, zur Erniedrigung des Sohns, vermengen; es sey auch unmöglich, daß eine ungezeugte und ungeschaffene Natur einmal eine geschaffene werde; hernach aber aus diesem Zustande in den erstern zurückgienge. — Noch ferner machte Aëtius den Schluß: „Wenn Gott gänzlich ungezeugt ist: so wird er nicht wesentlich zur Zeugung getrennt; sondern er bringt das Gezeugte durch seine Macht hervor.“ Darauf antwortet der Verfasser, freylich sey der ganze Gott ungezeugt und ungeschaffen; auch sey der von ihm gezeugte ungeschaffen; mithin sey weder der Sohn, noch der heilige Geist mit geschaffenen Dingen im geringsten zu vergleichen; alles gehe vorüber, und weiche, mit Verlassung aller Vernunftschlüsse, den Lehren der heiligen Schrift, nach welcher niemand den Sohn kenne, als der Vater, und niemand den Vater, als der Sohn; oder dem es dieser offenbare; er offenbare es aber durch den heiligen Geist nicht denen, welche glauben, ihn durch ihre Vernunftschlüsse zu begreiffen; sondern bloß solchen, welche aufrichtig und vollkommen an ihn geglaubt haben. — Der sechs und dreißigste Schluß mag diese Reihe von Beispielen endigen. „Wenn der Ungezeugte und Gott vor „eines und eben daßelbe genommen werden, sagt Aë„tius, so hat der Ungezeugte den Ungezeugten geboh„ren. Bedeuten aber die Nahmen Ungezeugt und „Gott etwas Verschiedenes: so ist es nicht ungereimt, „daß Gott von Gott gezeugt werde, da jeder seinen Ur„sprung von einem ungezeugten Wesen genommen hat. „Wenn aber, wie es würklich ist, vor Gott nichts „war: so heissen Gott und Ungezeugt eben dasselbe, „indem ein Gezeugtes das Ungezeugte nicht zuläßt. „Daher

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„Daher leidet es nicht, daß es zugleich mit Gott und seinem Vater ausgesprochen werde.“ Auch hier verlangt Epiphanius, daß sein Gegner lediglich der heiligen Schrift glauben soll; wirft ihm vor, er führe dadurch, indem er einem Geschöpfe die Gottheit beylege, eine Abgötterey ein; behauptet, daß ohngeachtet der wesentlichen Zeugung des Sohnes, die Dreyeinigkeit doch ewig, auch Gott und Ungezeugt nicht von einander verschieden sey; nennt es weiter Gott unanständig, jemals ohne Sohn gewesen zu seyn; ingleichen auch dem Sohne unanständig, daß irgend eine Zeit vor ihm gewesen wäre; und sezt hinzu, daß, da Gott mit Gott sey, auch das Ungezeugte den gezeugten Sohn zulasse, weil er den Nahmen Gott zugleich mit umfaßt, und mit dem Vater, als Gott von ihm, genannt wird.

Die lezte Abtheilung dieses Wercks oder der zweyte Abschnitt des dritten Buchs, begreift die Dimöriten, welche sonst Apollinaristen genannt werden, und für welche die Geschichte noch unten einen Platz aufbewahrt hat; die Antidikomarianiten und Kollyridianer, endlich die Maßalianer in sich. Wie Epiphanius diejenigen beiden Partheien bestritten habe, welche nach seiner Meinung, bey der Verehrung der Jungfrau Maria, theils zu wenig, theils zu viel thaten, ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden; (Th. IX. S. 218. 220. fg.) und eben so hat man auch in der Geschichte der Maßalianer (Th. VI. S. 228. fg.) das Beträchtlichste gelesen, was er ihren Meinungen entgegen sezt.

Nachdem Epiphanius die Beschreibung und Widerlegung aller dieser achtzig Partheien vollendet hat, wovon er als von einer der gefährlichsten Unternehmungen spricht, und seine Freude, sich der wahren Kirche

wieder

wieder nähern zu können, mit biblischen Stellen, sonderlich des Hohenliedes, ausdrückt: bemerkt er, daß der wahre Gott vorzüglich die Mitglieder der heiligen Kirche angehe, von welchen es heiße: Sechszig sind der Königinnen; aber Eine ist meine Taube. Die Königinnen sind in dieser Stelle nach seiner Meinung diejenigen Seelen, welche schon vorher im Geschlechtsregister genannt sind; oder die zwey und sechszig Geschlechter von Adam an, bis auf Christum, Statt deren, um der Kürze Willen, nur sechszig angegeben werden. Wie viel Geschlechter aber, sezt er hinzu, von Christo bis auf unsere Zeit verflossen sind, weiß niemand, weil die Geschichte seitdem nicht auf diese Art beschrieben worden, und jene Zahl durch das Verzeichniß der Königinnen versiegelt worden ist. Die achtzig Kebsweiber beym Salomo zeigen eben so viele Kezereyen an; und die Jungfrauen ohne Zahl, die verschiedenen philosophischen Sekten und Lebensarten. Im Besize, ziemlich alles hinzuschreiben, was ihm über eine Sache einfällt, rückt Epiphanius hier unter andern eine Reihe von Stiftern philosophischer Partheien unter den Griechen, vom Thales bis auf den Epicurus ein; giebt von den Lehrsäzen eines jeden derselben einen sehr kurzen Begriff; gedenckt auf gleiche Art der vielerley Philosophen und Sekten bey den Indianern, Seren, Persern, Aegyptiern, und andern Nationen; rechnet aber auch zu den Jungfrauen ohne Zahl, manche christliche Sonderlinge, vornemlich unter den Mönchen. Einige, sagt er, haben sich selbst ein sehr strenges Leben vorgeschrieben und gehen öffentlich mit langen Haaren herum; andere heilige Brüder bleiben im Sacke und in der Asche zu Hause; noch andere erreichen die Vollkommenheit durch übermäßiges Fasten und Leiden um Gottes Willen; es giebt aber auch solche, welche aus jugendlichem

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Leichtsinne, der Wahrheit tyrannisch entgegen handeln. So hütete sich Zacchäus, der neulich in der gebürgigten Gegend von Jerusalem starb, daß er niemals mit jemanden gemeinschaftlich betete, und weihte, ob er gleich ein Laye war, das Abendmahl. Zween andere, am Sinai und in Aegypten, erkühnten sich, das Amt eines Bischofs zu verwalten. Viele andere entmannen sich wider die Geseze, aus jugendlicher Verwegenheit. Wiederum giebt es andere von der katholischen Parthey, welche sich unterstehen, besondere Zusammenkünfte zu stiften, und ohne Verordnung einer oekumenischen Synode, diejenigen noch einmal zu taufen, welche von den Arianern zu ihnen übertreten. Andere tragen Fesseln wider das Gebot der Kirche; und was der eigenmächtigen Handlungsarten mehr sind.

Aber jene Eine Taube, und heilige Jungfrau, so fährt Epiphanius fort, bekennet Gott, den Vater, Sohn und heiligen Geist, einen jeden als vollkommen; eine Dreyheit gleiches Wesens, und die nicht vermischt ist; sondern den aus dem Vater wahrhaftig gebohrnen Sohn, und den heiligen Geist, der für den Vater und Sohn nicht fremd ist; eine Dreyheit, welche stets war, keiner Zugabe bedarf, nichts Geringeres in sich faßt, und zu Einer Einheit und Einem Ursprunge Gottes und des Vaters zurückgeführt wird; — kurz, er bringt wieder ein ziemlich ausführliches, auch mit biblischen Beweisen, nach seiner Art, versehenes Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche, hauptsächlich von der Dreyeinigkeit und von Christo bey; das aber mit ähnlichen Stellen aus seinen Schriften, die bereits angeführt worden sind, genau übereinstimmt.

Hierauf bittet Epiphanius seine Leser, es seiner Schwachheit zu verzeihen, wenn er aus Eckel und Verdruß

druß über so schändliche Ketzereyen jemanden hart begegnet, oder ihm Schimpfnahmen beigelegt haben sollte; Gott für ihn anzuflehen, daß Er ihm eine Stelle in der heiligen, allein katholischen Kirche verleihen, ihn vor aller Ketzerey bewahren, und ihm seine Sünden um Christi Willen vergeben möchte. Er findet es aber noch dienlich, auch einiges von den Gesezen und der Verfassung der rechtgläubigen Kirche hinzuzusezen: was nemlich in derselben, seiner Natur nach, beobachtet worden ist, und noch beobachtet wird; theils auf Befehl, theils aus freywilligem Vorsaze; so daß sich Gott über diese tugendhafte Uebungen in seiner Lehre freuet. Man trifft hierüber bey ihm mehr an diesem Einen Orte beisammen an, als bey irgend einem andern Schriftsteller gleicher Zeiten. Die Grundlage also, fängt er an, und gleichsam die höchste Stufe in der Kirche, ist das jungfräuliche Leben, welches von vielen geübt und gepriesen wird. Auf dieses folgt sogleich das einsame Leben, (ἡμονότης) welches eine Menge von beyderley Geschlechten führet. Nach diesem ist die Enthaltsamkeit zu eben derselben Laufbahn gegründet. Darauf kömmt die Wittwenschaft, mit aller Aufmerksamkeit und unbefleckter Lebensart verbunden. Auch der züchtige Ehestand hat nach diesen Ständen seinen Plaz, und genießt große Ehre; vorzüglich die einmalige Ehe, welche sich nach den Vorschriften richtet. Wenn aber ein Ehemann nach dem Tode seiner Frau, oder eine Frau nach dem Tode ihres Ehemannes, zum zweytenmal sich verheyrathen will: so ist es ihnen erlaubt. Doch die Krone und Mutter von diesen allen, ist das heilige Priesterthum, welches größtentheils aus jungfräulichen Personen, oder wenigstens aus einsam Lebenden besteht: und wenn keine dazu tüchtige Mönche gefunden werden, so wählt man solche, die sich entweder

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ihrer Eheweiber enthalten; oder nachdem sie einmal in der Ehe gelebt haben, Wittwer bleiben. Derjenige hingegen, welcher sich in der zweyten Ehe befindet, kann weder Bischof, noch Presbyter, noch Diakonus, oder Subdiakonus werden; sollte er sich gleich seiner Frau enthalten, oder Wittwer seyn. Nur die Vorleser können sowohl aus jungfräulichen Personen, als aus Mönchen, Enthaltsamen, Wittwern, züchtigen Ehemännern, ja sogar, wenn es die Nothwendigkeit erfordert, aus solchen genommen werden, die nach dem Tode ihrer ersten Frau sich wieder verheyrathet haben. Denn ein Vorleser ist kein Priester; sondern gleichsam nur ein Schreiber des göttlichen Worts. Die Diakonißinnen sind bloß zur Besorgung der Weiber bestellt, um der Ehrbarkeit Willen, wenn sie entweder bey der Taufe, oder bey der Besichtigung ihrer Leiber, (in kränklichen Umständen, wie man aus einer andern Stelle, Haeres. LXXIX. c. 3. p. 1060. sieht,) gebraucht werden. Sie müßen nur einmal verheyrathet und enthaltsam seyn; oder nach der ersten Ehe Wittwen bleiben, oder beständig Jungfrauen seyn. Auf alle diese Stände folgen die Exorcisten und Hermeneuten, welche sowohl bey Vorlesungen, als bey Predigten, aus einer Sprache in die andere übersezen; die Kopiaten, welche für die Beerdigung der Leichname sorgen; ingleichen die Thürsteher, und alle wegen der guten Ordnung gestiftete Bedienungen.

Von den verschiedenen Ständen der Christen, geht Epiphanius zu ihren gottesdienstlichen Versammlungen über. Er meldet hier zuerst, daß dieselben von den Aposteln selbst auf den vierten und sechsten Tag der Woche, und auf den Sonntag gesezt worden wären. Petav zweifelt mit Recht

(Animad.

(Animadverſ. ad Expoſit. Fidei, p. 354. T. II. Opp. Epiph. ed. Colon.) an der Wahrheit dieſes Apoſtoliſchen Urſprungs der beiden feſtlichen Wochentage. Weniger glücklich ſcheint er darinne zu ſeyn, wenn er zu beweiſen ſucht, (l. c. p. 352.) daß die Chriſten in der großen Faſtenzeit vor Oſtern, außer dem Sonntag und Sonnabend, das heilige Abendmahl nicht öffentlich mit einander genoſſen hätten: bloß aus dem Grunde, weil zu jener Zeit, ſonſt nicht als an den beiden gedachten Tagen, die Beſtandtheile deſſelben geweiht wurden. Aber noch unglücklicher iſt er in der Behauptung (p. 355.) welche er mit Schimpfen auf die Thorheit und Dummheit der neuern Ketzer begleitet, daß die erſten Chriſten nicht allemal, wenn das heilige Abendmahl gefeyert wurde, daran Antheil genommen hätten. Man kann ihm zugeben, daß **Caſaubonus** in einer Stelle des **Euſebius** (H. Eccl. L. VII. c. 9.) die Worte ἐπακούειν τῆς εὐχαριστίας unrichtig von dem gleich darauf angegebenen Genuße des heiligen Abendmahls verſtanden habe. Allein er gewinnt nichts dadurch, indem jener Ausdruck, wie ſchon **Valeſius** dabey bemerkt hat, offenbar das Anhören des Dankſagungsgebets, von welchem auch das Abendmahl den Nahmen εὐχαριστία erhielt, ausdrückt, worauf ein lautes Amen der Gemeine erfolgte. Er beruft ſich zwar noch zuverſichtlicher auf den **Ambroſius**, der ſeine Zuhörer ermahnt hätte, wenn ſie nahe an der Kirche wohnten, und durch keine Hinderniſſe zurückgehalten würden, das heilige Abendmahl täglich zu **hören**; (quotidie audiat Miſſam) bald darauf aber hinzuſeze, in der vierzigtägigen Faſten ſollten ſie täglich, oder wenigſtens am Sonntage, ihre Gaben in der Kirche darbringen, und das heilige Abendmahl genießen. (offeratis et communicetis. Serm. XXXIV.) Würcklich muß **Petav** hier geglaubt haben, keiner ſeiner Leſer

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

wiße es, daß Missa zu diesen Zeiten nicht bloß das heilige Abendmahl, sondern eben so oft den ganzen Gottesdienst, oder auch Haupttheile desselben, selbst denjenigen, welcher das heilige Abendmahl nicht in sich faßte, anzeige. Beispiele davon sind bereits in dieser Geschichte vorgekommen. (Th. VIII. S. 337.)

Epiphanius beschreibt hierauf das Fasten seiner christlichen Zeitgenoßen. Am vierten und am sechsten Tage der Woche, schreibt er, wird deswegen bis zur neunten Stunde gefastet, weil der Herr an jenem Tage gefangen, an diesem aber gekreuzigt worden ist. Daher hatten die Apostel das Fasten auf diese Tage gelegt, damit das Wort erfüllt werde: Wenn der Bräutigam von ihnen genommen werden wird, alsdann werden sie weinen. Allein unser Fasten ist nicht darum eingesezt worden, damit wir demjenigen, der für uns gelitten hat, einen Gefallen erweisen; sondern damit wir zu unserm Heil das Leiden bekennen, welches der Herr selbst für uns übernommen hat, und damit unser Fasten von Gott für unsre Sünden gnädig angenommen werde. Dieses Fasten nun wird im ganzen Jahre beobachtet; ausgenommen in den funfzig Tagen zwischen Ostern und Pfingsten nicht, zu welcher Zeit auch das Gebet nicht knieend verrichtet wird. An Statt der Versammlungen aber, welche an jenen zween Tagen bis um neun Uhr gehalten werden, begeht man sie alsdann, wie am Sonntage, des Morgens. Auch am Fest Epiphania, da der Herr im Fleische gebohren worden, ist es nicht erlaubt, zu fasten, wenn es gleich auf den vierten oder sechsten Tag der Woche fällt. Doch pflegen diejenigen, welche sich aus freywilligem gutem Vorsaze üben, zu jeder Zeit, nur am Sonntage und in den genannten funfzig Tagen nicht,

nicht Fasten und Wachen auf sich zu nehmen. Denn freylich ist es ungereimt, am Sonntage, den die Kirche frölich gefeyert wissen will, zu fasten. Daher beobachtet auch die Kirche das vierzigtägige Fasten vor den sieben feyerlichen Tagen des Pascha; aber nicht an den dazu gehörigen Sonntagen. Die sechs lezten Tage vor diesem Feste bringt jedermann mit trockenem Eßen (ξηροφαγία) zu; das heißt, er genießt nur gegen Abend, Brodt, Salz und Waßer. Die Eifrigern sezen dieses Fasten zwey, drey, vier Tage fort; andere sogar ununterbrochen in dieser ganzen Woche, bis zum Anbruche des Paschafestes. Sie halten sechs Wachen, und eben so viele gottesdienstliche Versammlungen, welche in dieser ganzen Fastenzeit von der neunten Stunde bis zum Abend dauern. An einigen Oertern aber durchwacht man bloß diejenigen Nächte, welche auf den fünften Tag der lezten Woche folgt, und vor dem Pascha unmittelbar hergeht. Wiederum wird in einigen Gegenden, am fünften Tage dieser Woche, das heilige Abendmahl, (eigentlich die Verehrung des Leidens Christi, λατρεία τῆς οἰκονομίας) in der neunten Stunde genossen: und solchergestalt wird das Volk entlaßen, welches bey dem trockenen Eßen bleibt. Anderwärts hingegen wird das heil. Abendmahl nicht eher begangen, als wenn der Sonntag des Pascha angebrochen, und um diese Zeit das Volck entlaßen ist.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Was den übrigen geheimen Gottesdienst der Taufe und anderer innerer Gebräuche betrifft, sagt Epiphanius weiter: so werden sie nach der Lehre des Evangeliums und der Apostel beobachtet. Der Verstorbenen wird nahmentlich gedacht, wenn die Gebete gesprochen werden, und das heilige Abendmahl gehalten wird. Auch werden in der heiligen Kirche die Morgen-

J. n. C. G. 363. bis 430

gen: Gesänge und Gebete, ingleichen die Abend: Psalmen und Gebete beständig gesprochen. Einige Mönche wohnen in Städten; andere aber halten sich in Klöstern, abgesondert von der menschlichen Gesellschaft, auf. Manchen von ihnen gefällt es, ein langes Haar zu tragen, um nemlich ihre Lebensart auszuzeichnen, freylich aus eigenem Einfall, ohne einen Befehl des Evangelium, und ohne Beispiel der Apostel. Denn der Apostel Paulus hat vielmehr diese Tracht abgeschafft. Es giebt noch andere sonderbare Lebensarten, welche in der katholischen Kirche beobachtet werden; da, zum Beispiel, einige sich des Fleisches gänzlich enthalten, von vierfüßigen Thieren, von Vögeln und Fischen, auch der Eyer und des Käses. Es giebt darum solche verschiedene Lebensarten, weil ein jeder nach seiner eignen Arbeit seinen Lohn empfangen wird. Manche also enthalten sich nur der vierfüßigen Thiere; eßen aber Vögel, und das übrige. Andere genießen auch keine Vögel; wohl aber Eyer und Fische; noch andere nicht einmal Eyer. Es giebt andere, die sich der Fische enthalten; hingegen Käse essen; wiederum andere, die selbst diesen nicht, oder gar nicht einmal Brodt genießen. Manche enthalten sich der Baumfrüchte und alles Gekochten. Viele liegen auf der bloßen Erde; andere gehen mit bloßen Füßen; noch andere tragen einen verborgenen härenen Sack, nemlich aus guter Absicht der Tugend und Büßung wegen. Denn es ist unanständig, wie einige thun, öffentlich in einem solchen Sacke einherzugehen: und eben dieses gilt auch von der Gewohnheit derer, welche öffentlich Feßeln tragen. Sehr viele bedienen sich gar keines Bades. Einige haben der Welt ganz entsagt, und sich geringe leichte Künste ausgesonnen, damit sie nicht ein träges Leben führen, noch ihr Brod mit anderer Beschwerde essen möchten. Meistentheils aber üben

üben sie sich im Absingen der Psalmen, in unaufhörlichen Gebeten, im Vorlesen und Auswendiglernen der heiligen Schrift.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Das lezte, was Epiphanius an den Christen seiner Zeit beschreibt, sind ihre Sitten. Die gemeinschaftliche Frucht, sagt er, der heiligen Kirche, an Gastfreyheit, Menschenliebe und Mildthätigkeit gegen jedermann, wird allen empfolen. An Statt der veralterten Beschneidung in Christo hat sie die Taufe; und ruht am großen Sabbath, an Statt des kleinen. Sie enthält sich der Gemeinschaft mit allen Kezereyen; sie verbannt die Hurerey, den Ehebruch, das wollüstige Leben, die Abgötterey, den Todtschlag, und alle Uebertretung des Gesezes, die Magie und Zauberey, die Sterndeuterey, (ἀϛρονομίαν) die abergläubischen Vorbedeutungen, Weissagungen und Beschwörungen, die Anhängsel, welche man Phylakterien nennt, die Schauplätze, das Pferderennen, die Jagdlustbarkeiten, die Musikalischen Spiele, alles Verleumden und üble Nachreden, alle Zänckereyen, Lästerungen, Ungerechtigkeiten, Habsucht und Wucher. Die weltlichen Geschäftsmänner billigt sie eben nicht sonderlich; sie weiset ihnen nur den lezten Platz unter allen ihren Mitgliedern an. Freywillige Gaben nimmt sie bloß von denen an, welche niemanden beleidigen, und das Gesez nicht übertreten; sondern gerecht leben. Sie befiehlt, daß man so fleißig und anhaltend, als es nur möglich ist, auch mit Beugung der Kniee an den bestimmten Tagen, Gebet zu Gott schicke. In einigen Gegenden werden auch am Sabbath gottesdienstliche Versammlungen angestellt. Dieses aber wird nicht von allen, sondern nur von den vorzüglichsten Christen beobachtet, daß sie ganz und gar nicht schwören, nicht schimpfen, noch fluchen, alles der Verordnung des

J. n. C. G. 363 bis 430

Erlösers gemäß; mithin auch, so viel es ihnen möglich ist, gar nicht lügen. Sehr viele verkauffen auch ihre Güter, und geben das Geld den Armen.

Nach diesem Auszuge aus dem Hauptwercke des **Epiphanius**, auf welches sich sein Ruhm und sein Ansehen in der alten Kirche hauptsächlich stützten, ist eine genauere Beurtheilung deßelben desto überflüßiger, da man nicht allein gesehen hat, was er eigentlich geleistet habe; sondern auch bereits gelegentlich bemerkt worden ist, wie viel der Verfaßer noch außerdem hätte leisten sollen. Es ist schon an sich etwas Unangenehmes, Fehler in einem allgemein beliebten Wercke aufzusuchen; und wer diese Mühe übernimmt, kann sehr leicht in einem nachtheiligen Lichte erscheinen. Aber hier ist ein solches Aufsuchen nicht einmal nöthig; so sehr fallen die häuffigen Vergehungen gegen gute Ordnung, Richtigkeit der Begriffe und der Beurtheilung, selbst gegen die nothwendigsten Eigenschaften des geschickten Vortrags, in die Augen. Unverdroßenen Fleiß im Sammeln, viele Belesenheit, und einen feurigen Eifer für die Religion, auch wider alles, was ihr Schaden zu verursachen scheint, der es daher bey ihrer Vertheidigung so gut zu machen sucht, als es immer ein ehrlicher Mann von sehr eingeschränktem Geiste machen konnte; alles dieses darf man dem Verfasser nicht absprechen; wenn er nur auch dadurch die edlere Bestimmung eines solchen Wercks erfüllt hätte! Was man am meisten dabey bedauern muß, ist dieses, daß er, an Statt den Streitgeist und die Verkezerungssucht seiner Zeiten zu bändigen, oder zu mildern, wie ein Mann von seinem Einfluße am ersten hätte thun oder doch versuchen können, denselben vielmehr angefeuert hat. Freylich muß man es auch verstehen, sich an seine Stelle zu sezen. Erzogen in Gesinnungen,

ohne welche man in der Kirche dieser Zeit sein Glück nicht machen konnte, würde es ihm nicht allein die äusserste Anstrengung gekostet haben, freyere und gemäßigtere anzunehmen; sondern es ist auch wahrscheinlich, daß er mit denselben nicht durchgedrungen wäre. Ueberdieß aber mußte der so viele Jahre hindurch von der Welt abgesonderte, mit ihr wenig bekannte, gegen sich und diejenigen, welche ihn zum Führer wählten, überaus strenge Ascet, auch eine gewisse Härte der Behandlung von allem was seinen Grundsäzen gerade zu widersprach, sich eigen machen, und mit einem Bewußtseyn von Ueberlegenheit, das ihm aus dem Besize der Rechtgläubigkeit zu entspringen schien, auf seine Gegner herabsehen. Er konnte, wie andere seines gleichen, gar nicht begreifen, wie es möglich sey, daß nicht jeder Christ in allen Stücken eben so wie die katholische Kirche lehrte. Daher giebt er sich auch oft in seinen Widerlegungen ein Ansehen, das eigentlich auf nichts beruht. Und doch würde der Schluß sehr übereilt seyn, der in unsern Tagen oft aus dergleichen Beispielen gezogen wird, die Verfechter des katholischen Lehrbegriffs in der alten Kirche wären lauter kurzsichtige und eingebildete Tröpfe, lauter verfolgende Wüteriche gewesen; nur bey den Partheien, welche von ihnen so schwarz abgebildet worden sind, sey Scharfsinn und Menschenliebe zu suchen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Epiphanius hat selbst von diesem Wercke einen Auszug oder eine kurze Wiederholung der Hauptnachrichten in demselben, (Ἀνακεφαλαίωσις) hinterlaßen. Zwar ist er darinne einer etwas veränderten Ordnung gefolgt; aber die natürlichste hat er doch eben so wenig, als in dem größern Wercke, getroffen. Ueberhaupt ist es nicht zu verwundern, daß die christlichen Schriftsteller dieser Zeiten, in der Bearbeitung der allgemeinen

J. n. C. G. 363 bis 430.

meinen Ketzergeschichte, welche nun so sehr einer ihrer Lieblingsgegenstände wurde, keineswegs miteinander übereinstimmten. So sehr auch Epiphanius, als der vornehmste von dieser Art, verehrt wurde; so entfernte sich doch gleich darauf Philastrius weit genug von ihm: wie man leicht aus der Vergleichung desjenigen sehen kann, was im Neunten Theil dieser Geschichte (S. 401. fg.) aus seinem Wercke beygebracht worden ist. Da er ein solches Beispiel von willkührlicher Erweiterung des Ketzerbegriffs vor sich hatte: so übertraf er es durch neue Ausschweifungen.

Näher beym Epiphanius bleibt Augustinus in einem um das Jahr 428 geschriebenen Buche stehen. (de Haeresibus ad Quodvultdeum Liber, T. VIII. Opp. p. 1. sq. ed. Antverp.) Er war es auch in der That unter allen Schriftstellern dieser Gattung, der, wo nicht sehr gelaßen, doch wenigstens mit einiger philosophischer Genauigkeit hätte angeben können, was eigentliche Ketzereyen sind, und wie sie von Mißverständnißen, auch allerley theologischen Streitigkeiten unterschieden werden müßen; wie nüzlich und nothwendig es endlich sey, sie unter gewiße allgemeine Claßen zu bringen. Allein was er am Ende dieser Schrift, in der Fortsezung derselben hoffen läßt, ist vermuthlich wegen seines bald darauf erfolgten Todes, nicht zu Stande gekommen. Große Erwartungen dürfte man sich ohnedieß davon nicht machen. Man hat anderwärts schon gelesen, (Th. IX. S. 370. fgl.) daß er eine ziemlich schwankende Erklärung von einer Ketzerey gegeben habe: und hier sind ebenfals gröbere Irrlehren mit Zwistigkeiten über die Kirchenzucht, oder über Cärimonien vermischt, mitten unter einer Reihe Gnostischer Partheien, die Gnostiker als eine besondere Sekte genannt, und andere solche Fehler von ihm begangen

gangen worden; wenn er gleich in der Vorrede den Irrthum von der Ketzerey, und wieder von beyden das Schisma unterschieden wißen will. Zwar läßt er die Ketzereyen weg, welche Epiphanius aus den Zeiten vor Christi Geburt gesammelt hat; allein die folgenden schreibt er alle, bis auf eine kleine Veränderung, aus ihm ab. Sodann nimmt er eine Anzahl anderer aus dem Philastrius; nur legt er ihnen zum Theil besondere Nahmen bey, und äußert dabey manchmal eben so viele Leichtgläubigkeit, als wenig Ueberlegung; auch wenn er etwas Eigenes beyfügt. So schreibt er es ihm nach, (Haer. 68.) es gebe eine ketzerische Parthey von Leuten, welche immer mit bloßen Füßen giengen, weil Gott dem Moses oder dem Josua befohlen habe, seine Schuhe auszuziehen, und weil auch Jesaias diese göttliche Vorschrift bekommen habe. Dadurch also, sagt Augustinus, wird es eine Ketzerey, weil sie nicht um der Martern des Leibes Willen so einhergehen; sondern aus unrechter Erklärung der biblischen Schriftstellen. Eben so gutwillig rechnet er nach dem Philastrius die Ketzerey von unzählichen Welten her. (Haer. 77.) Er selbst fügt noch zu diesen allen aus einem Ungenannten, aus dem Eusebius, und andern Quellen, einige Partheien hinzu. Dergleichen sind die Luciferianer, von denen er zwar gesteht, Epiphanius und Philaster möchten sie deswegen übergangen haben, weil sie dieselben nur vor Schismatiker gehalten hätten; er habe aber, fährt er fort, bey einem Ungenannten gefunden, sie hegten den thörichten Irrthum, daß die Seele durch Ergiessung gezeugt werde, vom Fleische und Substanz des Fleisches sey. Ob er sie nun wegen dieser Meinung, wenn sie anders dieselbe gehabt hätten, unter die Ketzer gezählt habe; oder ob ihnen bloß wegen ihrer hartnäckigen Behauptung derselben, der Ketzernahme gebüh-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

re; könne er jezt nicht untersuchen. Weiter nennt er die Jovinianisten, die Arabischen Ketzer, die Helvidianer; ingleichen die Paternianer, (nach andern Venustianer,) welche die untern Theile des Körpers vor ein Werck des Teufels ausgegeben, und daher allen Lastern, die mit denselben begangen werden, völlige Freyheit ertheilt haben sollen. Auch die Tertullianisten stehen in seinem Verzeichniße, Anhänger des berühmten Tertullianus, die erst zu seiner Zeit gänzlich zu Carthago aufgehört, und die Kirche, welche sie daselbst besaßen, den Katholischen überlaßen hätten. Vom Tertullianus selbst sagt er, er habe zwar die Unsterblichkeit der Seele, aber auch gelehrt, daß sie zu einem Körper gebildet worden sey; ja er habe sogar Gott vor körperlich gehalten, wenn er ihm gleich kein Bild beygelegt habe. Doch sey er dadurch kein Ketzer geworden, indem er Gott nur in dem Verstande einen Körper genannt haben könnte, weil Er nicht Nichts, nichts Leeres, nicht die Eigenschaft eines Körpers oder einer Seele ist; sondern überall ganz, nicht in gewisse örtliche Räume vertheilt, wohl aber in seiner Natur und Substanz unveränderlich bleibt. Weil aber Tertullianus zu den Kataphrygiern, die er vorher bestritt, übergegangen, die zweyte Ehe wider die Lehre der Apostel, als Hurerey verdammt, auch von den Katholischen abgesonderte Versammlungen angestellt habe: so sey er dadurch zum Ketzer geworden; wie er denn auch gelehrt habe, daß die bösen Seelen der Menschen nach ihrem Tode in Dämonen verwandelt würden, und daß die Natur der Seele von einem auf den andern fortgepflanzt werde. Hierauf gedenckt Augustinus einer kleinen kezerischen Parthey auf dem Lande bey Hippo, die er deswegen die bäurische (rusticana) nennt. Sie war damals schon verloschen; im Punischen hieß man sie die Abelonier. Einige

glaubten

glaubten auch, daß sie vom Abel, Adams Sohn, den Nahmen bekommen hätten; so daß man sie Abelianer oder Abeliten nennen könnte. Ob sie sich gleich nicht mit Weibern vermischten; so war es ihnen doch, nach den Lehrsäzen ihrer Sekte, nicht erlaubt, ohne Weiber zu leben. Männer also und Weiber wohnten mit dem Gelübde der Enthaltsamkeit beisammen, und nahmen sich einen Knaben und ein Mägdchen an Statt Kinder an, die in einer gleichen Verbindung ihre Nachfolger werden sollten; wenn aber eines von diesen Kindern starb, durch ein anderes von eben demselben Geschlechte ersezt werden mußten. Gieng hingegen eines von den Alten mit Tode ab: so mußte das Paar Kinder bis zu dem Tode des andern fortdienen; alsdann war es auch diesen erlaubt, ein Paar Kinder anzunehmen. Und da ihre Nachbarn Kinder genug zeugten, welche sie gern zur Hoffnung einer fremden Erbschaft hingaben: so fehlte es ihnen niemals an solchen Kindern. Auf diese kahle Nachricht, mit welcher man in der Geschichte der Kezereyen kaum weiß was man anfangen soll, folgt zulezt eine Beschreibung der Pelagianer, die in der Folge dieser Geschichte so vielen Plaz einnehmen werden. Man findet zwar nach diesen acht und achtzig kezerischen Partheien, noch in einer Handschrift des Buchs, die Timotheaner, Nestorianer und Eutychianer angezeigt. Allein es ist eben so gewiß, daß dieser Zusaz nicht vom Augustinus herrühre, als daß eine ähnliche Schrift, welche nach seiner Versicherung, Hieronymus von den Kezereyen hinterlassen hat, in der Gestalt, wie sie jezt vorhanden ist, ihn nicht zum Verfaßer habe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Theodoretus, der ohngefähr zwanzig Jahre nach dem Tode des Augustinus, sein Werck von allen Kezereyen, oder Untersuchung der Lüge

und

J. n. C. G. 363 bis 430.

und der Wahrheit, (κατὰ πασῶν τῶν αἱρέσεων, ἢ ψεύδȣς καὶ ἀληθείας διάγνωσις) in vier Büchern, mit einem kurzen Begriffe der göttlichen Lehren im fünften, aufgesezt hat, muß doch wegen der zusammenhängenden Vollständigkeit in der Darstellung der Häresiologen der alten Kirche, schon hier angeführt werden. Er hat unter allen die geringste Anzahl von ketzerischen Partheien: nur sechs und funfzig. Das könnte seiner Beurtheilung Ehre machen, wenn er nicht auf der andern Seite fast in eben dieselben Fehler verfallen wäre, wie seine Vorgänger. Er ist ihnen zwar in mancherley Betrachtung überlegen, und besonders von der unausstehlichen wiederholenden Schwazhaftigkeit des Epiphanius frey; leidet gar keine Vergleichung mit dem unwissenden Ketzerjäger Philastrius; schöpft auch mehr aus den Quellen, als Augustinus, schreibt methodischer und bestimmter, als sie alle. Doch vermengt er ebenfals Ketzer und Schismatiker, unbedeutende und erhebliche Meinungen miteinander; er läßt die Irrlehren nach althergebrachter Vorstellungsart vom Teufel stiften, und befördert die Erbitterung der Christen gegen ihre wahren Urheber, nur zu sehr. In das erste Buch hat er diejenigen gestellt, welche mehr als Ein höchstes Grundwesen angenommen, und dem Sohne Gottes nur eine scheinbare menschliche Natur zugeeignet haben; in das zweyte solche, welche Christum vor einen bloßen Menschen gehalten haben; im dritten kommen andere Gattungen vor, und im vierten die neuesten seit dem Arius. Er sagt nichts von Origenisten und Pelagianern; endigt aber dagegen mit den Nestorianern und Pelagianern. Herr Rösler hat diese vier Hauptschriftsteller der alten Kirche, welche die allgemeine Kenntniß, zum Theil auch Widerlegung der Ketzereyen befördert haben, den Epiphanius,

nius, Philastrius, Augustinus und Theodoretus, auf eine nüzliche Art mit einander verglichen; hauptsächlich aber aus dem ersten derselben einen fruchtbaren Auszug mitgetheilt. (Bibliotheck der Kirchenväter, Sechster Theil, S. 1 - 355.) Man könnte freylich noch den Vincentius von Lirinum (in Commonitorio adversus haereses) in Absicht auf die von ihm empfolne Verwahrung gegen die Ketzereyen überhaupt, hinzufügen; allein sein späteres Zeitalter weiset ihm anderswo einen bequemern Platz an.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Die übrigen Schriften des Epiphanius verdienen weniger Aufmerksamkeit, als die bisher beschriebenen. Doch hat sein Buch von den Gewichten und Maaßen, deren besonders in der heiligen Schrift Meldung geschieht, (περὶ μέτρων καὶ σαθμῶν) einen nicht unbeträchtlichen Nutzen; wenn es gleich auch Spuren genug von seiner bekannten Schwäche des Urtheils in sich faßt. In dieser um das Jahr 392. verfertigten Abhandlung, giebt er zuerst die mancherley Arten des Inhalts in den Schriften der Propheten an, nemlich: Lehre, Beschauung, Ermahnung, Drohung, Mitleiden, Klagen, Gebet, historische Erzählung und Weißagung; erläutert auch einige Zeichen in den Abschriften der griechischen Uebersezungen des Alten Bundes, welche bald die Schicksale des jüdischen Volcks, bald Christum, bald eine dunckle Stelle, und dergleichen mehr, anzeigen. Hierauf erklärt er die Accente, kritischen und grammatischen Zeichen, welche jenen Abschriften beygesezt wurden; wie zum Beispiel, den Asteriskus, Obelus, Lemniskus, und andere mehr. Dieses führt ihn zu den Verdiensten des Origenes um die gedachten Uebersezungen; zu einem Verzeichniße der Bücher des Alten Bundes, das schon an einem andern Orte

J. n. C. G. 363 bis 430.

vorgekommen ist, (Th. IX. S. 25.) ja zu einer ausführlichen Geschichte der Alexandrinischen Uebersezung. Außerdem daß er es aus der Uebersezungsart ihrer Verfaßer zu beweisen sucht, sie hätten aus Eingebung des heiligen Geistes geschrieben, wiederholt er auch die ganze fabelhafte Erzählung des Aristeas von denselben. Eben so wenig versäumt er die Gelegenheit, welche ihm diese und die übrigen griechischen Uebersezungen anbieten, erstlich die Folge der Ptolemäer in Aegypten, sodann die Römischen Kaiser, vom Augustus an, bis auf den Adrianus, unter welchem Aquila übersezte, herzurechnen. Er berichtet einiges von diesem Kaiser, noch mehr von diesem Uebersezer, und fährt auf gleiche Art in der Anzeige der Kaiser bis auf seine Zeit, ingleichen in der Geschichte des Symmachus, Theodotio, und der Hexapla des Origenes fort. Hierauf kömmt nun zwar in dem kleinsten und lezten Theile dieser Schrift, die Erklärung der biblischen auch anderer Maaße und Gewichte, welche, wo nicht immer völlig hinreichend, doch größtentheils brauchbar ist. Allein Epiphanius unterbricht auch diese, theils durch eine Beschreibung der sechs Schöpfungstage, theils durch ein abermaliges Verzeichniß der Bücher des alten Bundes. Er findet dabey, daß, wie der leztern zwey und zwanzig wären, also auch Gott eben so viele Wercke in jenen Tagen vollbracht habe, und eben so viele Geschlechter von Adam bis zum Jacob vorkämen; welches alles Bedeutungsvoll sey.

Eine Schrift des Epiphanius von den zwölf Edelgesteinen im Kleide des Aaron, ist in einer dreyfachen Ausgabe vorhanden. Die kürzeste hat Conrad Gesner, (in seinem Opere de omnium fossilium genere, Zürich 1565. 8.) bekannt gemacht.

Sie

Sie ist der zweyten etwas längern, in Petavs Ausgabe, beygefügt. Aber beide hält man nur vor Auszüge aus seinem eigentlichen Wercke, das Peter Franz Foggini zuerst in einer alten lateinischen Uebersezung, nach einer mangelhaften Vaticanischen Handschrift, zu Rom, im Jahr 1743. 8. ans Licht gestellt haben will. Was der Verfaßer von dem Nahmen, Vaterlande, der natürlichen Beschaffenheit, und dem mancherley Gebrauche eines jeden Edelgesteins sagt, hat seinen Werth; die geistlichfrommen Deutungen aber, welche er beyfügt, haben gar keinen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Auch nur in einer lateinischen Uebersezung soll sich der Commentarius des Epiphanius über Salomons Hohes Lied erhalten haben: und nach derselben glaubte ihn der eben genannte Foggini zu Rom im Jahr 1750. 4. zuerst aus der Vaticanischen Bibliothek herausgegeben zu haben. Allerdings gedenckt Caßiodorus (de Institut. divinar. litterar. c. 5. p. 513. ed. Opp. Venet. T. II.) einer solchen Arbeit des Epiphanius, und meldet zugleich, daß er sie durch seinen Freund, den Rechtsgelehrten Epiphanius, ins Lateinische habe übersezen laßen. Foggini macht es wahrscheinlich genug, daß dieses eben die von ihm hervorgezogene Uebersezung sey; er sucht auch zu beweisen, daß die unter dem Nahmen des Philo von Carpathus, zu Paris im J. 1537. 8. mit der lateinischen Uebersezung des Stephan. Salutatus gedruckte Auslegung des Hohen Liedes, nicht dem Philo zugehöre: sondern gröſtentheils aus erweiterten Stellen der Schrift des Epiphanius zusammengestoppelt sey. Wenn man aber nun diese Untersuchungen durchgegangen hat: so findet man alle Mühe durch das Lesen des Buchs selbst, schlecht belohnt. Es besteht aus lauter mystischen Erklärungen des Hohen Liedes, die

J. n. C. G. 363 bis 430.

bald moralischen, bald prophetischen Inhalts sind. So versteht der Verfasser im ersten Hauptstücke des Hohenliedes, unter den Brüsten das Alte und Neue Testament, durch welche die Söhne der Kirche gesäugt würden; unter dem Geruch der Salben, die Herrlichkeit Christi, als Priesters und Königs; unter den Mägden oder Jungfrauen, die Seelen der Gläubigen; wobey er eine Anwendung auf die Blutflüßige Frau, welche Christi Kleid berührte, und auf das Kananäische Weib macht. Der Winter C. II. v. 11. ist nach seiner Deutung das Leiden des Erlösers, und gleich darauf die Stimme der Turteltaube, Pauli Stimme, welcher wegen seines ehemaligen Hasses gegen die Kirche, mit diesem Vogel verglichen werde. An dem Bette, C. III. v. 7. erkennt der Verfaßer die Kirche; an den sechszig Starcken aber um dasselbe, und an den sechszig Königinnen, die frommen Israeliten, deren er mit Einschluß des Täufers Johannes, der Apostel und Evangelisten, gerade sechszig ausfindig macht. Wenn er jedoch die achtzig Kebsweiber C. VI. v. 7. von eben so viel Seelen der Propheten deutet, die nicht offenbar geweißagt hätten: so erregt solches einen Verdacht, daß Epiphanius diese Auslegung wohl nicht geschrieben haben möchte, da er, wie man oben gesehen hat, (S. 81.) seine achtzig kezerischen Partheien in den achtzig Kebsweibern angetroffen hat. Freylich konnte er so willkührliche Einfälle gar leicht verändern: es sollen auch diese Beispiele nichts mehr beweisen, als wie sehr man zu dieser Zeit schon gewohnt gewesen sey, ein so schönes Lied, gegen alle Regeln richtiger Erklärung, gegen alles poetische Gefühl, zum Behuf eines geistlichen Verstandes, zu mißhandeln. Aber, wie so vieles andere, was die Katholischen des vierten Jahrhunderts unter sich ausgemacht hatten, blieb auch diese

seltsame

seltsame Deutungsart bey ihren Nachkommen, ohne alles Bedencken, weit über tausend Jahre lang, stehen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Von dem Schreiben des Epiphanius an den Bischof Johannes zu Jerusalem, und von einem andern, das er an den Hieronymus abgelaßen hat, wird erst bey den Origenianischen Streitigkeiten Nachricht ertheilt werden müßen. Ein kleines Stück seiner Erklärung des Evangeliums Johannis, (in Combefis. Auctar. Noviss. Biblioth. Patrum, T. I. p. 300.) und siebenzehn Apophthegmata, (in Cotelerii Monumentis Eccl. Graec. T. I. p. 426.) gehören unter seine unerheblichsten Aufsäze. Andere Schriften hingegen, welche ihm beigelegt werden, sind eines zweifelhaften Ursprungs. Das Buch von den Propheten, ihrem Tode und Begräbniß, steht zwar in der Sammlung seiner Wercke; ist ihm aber schon vom Petav, und noch allgemeiner in den neuesten Zeiten, wegen einer Menge darinne befindlicher fabelhafter oder ungereimter Nachrichten, abgesprochen worden; wiewohl ein Grund von dieser Art bey einem weniger leichtgläubigen und alles zusammenraffenden Schriftsteller, noch gültiger seyn würde. Es hat viele Aehnlichkeit mit den Erzählungen des unächten Dorotheus von den Propheten und Jüngern des Herrn, welchen J. A. Fabricius zu Hamburg im J. 1714. 8. griechisch und lateinisch herausgegeben hat. Bey einem andern Aufsaze: Der Naturkündiger, (Φυσιόλογος) oder von der Natur der Thiere und Vögel, zeigt sich die Bedencklichkeit, daß es scheint, als wenn derselbe bereits vom Origenes (Homil. XVII. in Genes. c. XLIX.) angeführt würde. Es könnte zwar ein anderes Buch mit gleicher Aufschrift seyn: und so wie Epiphanius in dem oben genann-

J. n. C. G. 363 bis 430.

ten Wercke die Edelgesteine als Sinnbilder christlicher Tugenden vorstellt, so werden hier über die Eigenschaften der Thiere erbauliche, bisweilen nur etwas einfältige Betrachtungen angestellt. Unterdeßen bleibt der Verfaßer immer noch ungewiß. — Acht Homilieen, welche am Palmsonntage, auf das Begräbniß Christi, den Joseph von Arimathia, und die Höllenfahrt des Heylandes, auf seine Auferstehung, seine Himmelfahrt, zum Lobe der Gottesgebährerinn, und über ähnliche Materien gehalten worden sind, tragen desto deutlichere Merckmale an sich, daß sie in spätere Zeiten nach dem Epiphanius gesezt werden müssen.

Sie sind jedoch nebst den meisten andern genannten Schriften, in die vollständigste Sammlung der Wercke des Epiphanius gebracht worden, welche Dionysius Petavius zu Paris im Jahr 1622. in zween Foliobänden ans Licht gestellt hat, und welche im Jahr 1682. zu Leipzig, unter dem Titel Cöln, nachgedruckt, auch mit einigen noch dazu gehörenden Abhandlungen jenes Herausgebers, und Nachrichten von seinem Leben, vermehrt worden ist. Ueberhaupt kann man diesem berühmten Jesuiten das Lob eines wohlangewandten Fleißes dabey nicht versagen. Seine Anmerckungen, welche ohngefähr die Hälfte des zweyten Bandes ausmachen, sind voll mannichfaltiger Gelehrsamkeit, und mehrmals ausführliche Untersuchungen, die man zur Kezergeschichte und zu den kirchlichen Alterthümern gut nüzen kann. Gleichwohl ist diese Ausgabe Petavs eine seiner Arbeiten, die ihm den meisten verdienten Tadel zugezogen hat. Ob aus Eilfertigkeit, oder aus selbstgenügsamen Zutrauen zu sich, hat er weit weniger geleistet, als man von ihm erwarten konnte. Auf die Berichtigung des Textes ist er kaum im Vorbeygehen

beygehen bedacht gewesen; es giebt darinne Stellen genug, die keinen gesunden Verstand geben; andere, die einer leichten Verbesserung fähig waren. Aber seine Uebersezung ist, wiewohl sie sich allein angenehm lesen läßt, sehr oft fehlerhaft gerathen. Er begnügt sich nicht selten an dem ersten besten Verstande, der ihm bey einem geschwinden Durchlaufen der Urschrift wahrscheinlich vorkömmt, rückt seine Begriffe in dieselbe ein, und umschreibt die kürzesten Ausdrücke des Verfassers nach seinem Gefallen. Zum Theil kömmt dieses freylich von seinen eifrigen Absichten her, den Epiphanius überall mit der Lehre und Verfassung seiner Kirche gleichstimmend zu finden. Diese Partheilichkeit in der Behandlung der ältesten Kirchenlehrer, dürfen zwar die Protestanten den Römischkatholischen nicht zu bitter vorwerfen, weil sie dieselbe so gar häuffig selbst begangen haben. Allein in diesen Anmerkungen des Petav hat sie eine ungewöhnlich anstößige Gestalt. Er begegnet den gelehrtesten Männern, und allen die nicht zu seiner Kirche gehören, mit einem so übermüthig beleidigenden Stolze, mit so viel Heftigkeit und Schimpfwörtern, daß man sich schämen müßte, Recht zu haben, wenn die Wahrheit durchaus keine andere Sprache führen könnte.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Vielleicht wurde das Beispiel der ungestümen Hitze des Epiphanius gegen die Ketzer, für ihn ansteckend: eines Mannes, der so sehr zum Beweise dient, daß man ein Lehrer und Schriftsteller von sehr mittelmäßigen Gaben seyn, und dennoch das reichste Maaß von Ansehen und Bewunderung erwerben könne, wenn man sich in die regierenden Grundsäze seines Zeitalters zu schicken weiß, und, da es sich unleidlich gegen alle Verbesserungen bezeigt, ihm noch überzeugender darthut, daß alles unverbesserlich sey, alles was nur Ver-

 suche

J. n. C. G. 363. bis 430.

suche von Verbesserungen macht, zurückgestoßen und unterdrückt werden müsse. Daher hat man nun den Epiphanius so lange Jahrhunderte hindurch bloß unter dem Gesichtspunkte eines Heiligen, das heißt, rechtgläubigen Eiferers, gepriesen, und auch dasjenige, wodurch er sich einigermaaßen um die Nachwelt verdient gemacht hat, seine gelehrten, oder doch nüzlichen Sammlungen, viel zu hoch am Werthe angeschlagen. Seine Zeitgenoßen, oder nächsten Nachkommen, die ihn mit so vieler Ehrerbietung betrachtet haben, sind bereits oben in seiner Lebensbeschreibung (S. 6. fg. 12. fgl.) angeführt worden. Tillemont, einer der vornehmsten unter den Neuern, welche das Leben und die Schriften des Epiphanius erläutert haben, (Mémoires, Tome X. St. Epiphane, p. 484 - 521. Notes sur St. Epiphane, p. 802. sq. à Paris, 1705. 4.) ist zwar äusserst sorgfältig im Gebrauche der Quellen, und Sammeln historischer Umstände; aber die ihm eigene Verehrung so angesehener alter Lehrer, verführt ihn auch hier zur Leichtgläubigkeit, und macht ihm alle schärfere Beurtheilung unmöglich; nicht zu gedencken, daß er, nach seiner Gewohnheit, die Schriften des Epiphanius viel zu kurz abfertigt. — In Ansehung dieser leztern Erörterung, hat sein Vorgänger, Du Pin, (Nouv. Bibliothèque des Auteurs Eccles. T. II. p. 295 - 302. à Paris, 1694. 4.) auch hier vor ihm einen bekannten Vorzug; wenn er gleich nicht ganz die erwünschte Gründlichkeit prüfender Auszüge besizt. Auch verläßt ihn seine Freymüthigkeit nicht, mit welcher er erkennt, daß Epiphanius viel Wissenschaft und Frömmigkeit, aber wenig Urtheilskraft und Klugheit gehabt habe, leichtgläubig und unzuverläßig in seinen Nachrichten, und oft ein schlechter Widerleger der Ketzer sey. Doch mußte Du Pin die Kühnheit dieser Kritik über den heiligen Epiphanius,

dadurch

dadurch wieder vergüten, daß er ihn desto rechtgläubiger machte. Er gesteht zwar, daß derselbe den Gebrauch der Bilder in den Kirchen verworfen habe; allein, sezt er hinzu, er irrte sich, indem er behauptete, daß dieses mit der heiligen Schrift streite: und, da jener Gebrauch damals noch nicht allgemein in der Kirche eingeführt war, so ist es desto weniger zu verwundern, wenn er sich darüber etwas hart ausgedrückt hat; eben so wie Cyprianus diejenigen einer Uebertretung des Gebots Christi beschuldigte, die den Wein im heiligen Abendmahl nicht mit Wasser vermischten. Hingegen streitet er in ziemlich hitziger Bewegung mit dem Abrah. Scultetus, der sich unterstanden hatte, zu behaupten, (Medulla Theologiae Patrum, p. 711. sq. Francof. 1634. 4.) Epiphanius habe die Verehrung der Jungfrau Maria und anderer Heiligen, das Meßopfer, das Fegefeuer, den erzwungenen ehelosen Stand, und andere eigenthümliche Lehren der Römischen Kirche, theils nicht gekannt, theils auf das deutlichste verworfen; ja die gedachten Lehren und damit verbundenen Kirchengebräuche kämen mit denen, welche manche ketzerische Partheien beym Epiphanius beobachtet hätten, völlig überein. Scultetus war ein gelehrter und nüzlicher Schriftsteller; sein angeführtes Werck ist keineswegs so sehr veraltert, daß es nicht noch immer als eine ausgesuchte Bibliothek der vornehmsten Kirchenväter genüzt werden könnte. Aber es ist nicht nur überhaupt nach einer etwas schwerfälligen Methode, sondern auch, wie es sonst gleichsam die Würde der Patristik zu erfordern schien, ganz in der Absicht geschrieben, damit aus demselben erhellen möchte, das christliche Alterthum sey nur dem Lehrbegriffe der Reformirten Gemeinen günstig. Vieles in dieser Vergleichung hat er ungezwungen getroffen; indessen war es unvermeidlich, daß dem Polemiker, der

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

die Geschichte zum Besten seiner Parthey sprechen ließ, auch mancher Versuch mißlang; daß er hin und wieder mehr sah, als in einer Stelle des Epiphanius lag; oder zu gehäßige Parallelen zog, wie zwischen dem Herumtragen des Kuchens der Kollyridianer, und der geweihten Hostie der Römischkatholischen. Weder Scultetus, noch Dü Pin, und sehr selten ein anderer Gelehrter von den Protestantischen Gemeinen, fast bis zu unsern Tagen, empfand oder gestand es, wie wenig Ehre es bringen könne, mit solchen Lehrern, als Epiphanius war, mit so verunglückten Schriftauslegern und schwachsinnigen Kezerrichtern, im Glauben übereinzukommen. Denn gesezt, daß man sie auch nur als Zeugen von dem Glauben der Kirche ihrer Zeiten betrachten möchte; so waren sie es doch eben, und mehrere ihres gleichen, welche auf dieselbe unwiderstehlich würckten. Der ältesten Kirche ähnlich zu seyn, ist also immer ein zweydeutiges Gemählde, noch gar nicht so viel, als mit Christo und den Aposteln übereinzustimmen. — Einer von denen, welche alles dieses gar nicht begreifen konnten, war Jacob Gervais, welchem L'histoire & la vie de St. Epiphane, &c. à Paris, 1738. in groß Quart, zugeschrieben wird. Daß er großen Fleiß angewandt hat, um etwas Vollständiges aus guten Quellen zu Stande zu bringen, und manche Umstände genauer bestimmt hat; daß seine Auszüge aus den beiden Hauptschriften des Epiphanius fruchtbar sind, und seine Schreibart angenehm ist, darf nicht verschwiegen werden. Darinne besteht aber auch seine ganze Geschicklichkeit; die Kunst, mit welcher er eine vollkommene Lobschrift und Schuzrede für den Kirchenlehrer entworfen, alles was demselben zur Ehre gereicht, vor ausgemacht angenommen, die Mönche als irdische Engel, und die Kezer desto verabscheuungswürdiger zu beschreiben weiß, giebt ihm

in

der Geschichte keinen Vorzug. Am Ende seines Buchs, (p. 405 - 439.) kömmt noch eine Vertheidigung des heiligen Epiphanius wider die Verleumdungen, mit welchen ihn die neuern Ketzer angeschwärzt haben. Diese neuern Ketzer aber laufen auf den einzigen Scultetus hinaus, den er vermuthlich nur aus dem Du Pin kannte, weitschweifiger als dieser, und mit einigen andern Wendungen oder Erklärungen; aber im Grunde nicht lesenswürdiger, widerlegt. Man möchte überhaupt zweifeln, ob Gervais, bey allem Ansehen, das er sich giebt, eine Lebensbeschreibung von einem alten Kirchenlehrer hätte unternehmen sollen, da er unter andern Fehlern gegen die alte Litteratur, auch einen so groben zu begehen im Stande war, als folgender ist: Epiphanius habe, weil er eben nicht vor sehr starck im Lateinischen gehalten seyn wollte, einen seiner Freunde, der mit ihm gleichen Nahmen führte, veranlaßt, seine Erklärung des Hohenliedes in die gedachte Sprache zu übersezen; diese Uebersezung sey noch im sechsten Jahrhunderte vorhanden gewesen, und vom Caßiodorus mit Vergnügen gelesen worden. — Es ist überflüßig, mehr neuere Schriftsteller vom Epiphanius anzuführen; nur den Fabricius ausgenommen, (Biblioth. Graec. Vol. VII. p. 414. sq.) dessen Nachrichten zwar natürlich einer Ergänzung bedürfen; aber doch immer als Nachforschungen eines Mannes, der überall mit eigenen Augen sah, schäzbar sind.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Strei-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Streitigkeiten über die Lehrsäze des Origenes.

Jezt geht die Geschichte von der allgemeinen Behandlung der Religionsstreitigkeiten, worinne Epiphanius das vornehmste Muster für diese Zeiten war, und für so viele folgende blieb, zu den besondern über, deren es noch niemals mehrere und hitzigere gegeben hatte, als eben in den vierzig lezten Jahren des vierten Jahrhunderts, und in den dreyßig ersten des folgenden. Zwar könnte es scheinen, daß solche einzele Beispiele nunmehr weniger nöthig wären, nachdem man theils überhaupt schon gesehen hat, wie die damaligen Lehrer ihren Glauben vertheidigt haben; theils aus den Schriften des Epiphanius selbst, des Hieronymus, Augustinus, und anderer ihrer Zeitgenoßen, mannichfaltige Proben angeführt worden sind, aus welchen die Anwendung der polemischen Grundsäze auf allerley Gattungen des Widerspruchs, sattsam erhellet. Allein die besondern Religionshändel dieses Zeitalters sind großentheils von einer nicht gemeinen Erheblichkeit. So alt auch einige derselben waren; so nahmen sie doch nunmehr einen neuen Weg oder Ausgang; wichtige Männer in der Kirche traten hinzu, um sie nach ihren Einsichten oder Leidenschaften zu lencken: und wo man am ersten entscheidende Vortheile für die Religion, Gelehrsamkeit, Lehrer, auch gesammte Freyheit und Richtigkeit im Dencken erwartete, kamen sie am wenigsten zum Vorschein. Unter den neuentstandenen Streitigkeiten aber gab es auch

eine

eine und die andere von einer bisher ungewöhnlichen Art. Die Bestimmung des christlichen Lehrbegriffs hieng öfters von ihnen ab: sie sind insgesammt einer der lehrreichsten, wenn gleich bisweilen der unrühmlichsten Theile der Geschichte dieser Zeit.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Epiphanius genießt auch hier des traurigen Vorzugs, nicht bloß in Schriften, sondern zugleich durch die heftigsten Handlungen, ein Hauptanführer in einem der merckwürdigsten Streithändel älterer Zeiten zu seyn, der jezt, nach einer ziemlich langen Ruhe, wieder aufgeweckt wurde. Es war der berühmte Zwist über die theologischen Meinungen des Origenes. Allerdings war jedem Zeitalter viel daran gelegen, was ein so grosser Mann über die Religion gedacht, gelehrt und geschrieben habe. Von seinen Verdiensten und von seinen Fehlern dauerten die Folgen, wiewohl nicht in gleichem Grade, noch immer fort. Jene mußten genüzt und nachgeahmt, diese konnten vergessen werden; oder, wenn man es ja vor nothwendig hielt, das Andenken seiner Vergehungen in Religionssachen wieder rege zu machen: so war nichts leichter, als das stärckste Uebergewicht auf der beßern Seite zu finden, und nichts billiger, als den ehrwürdigen Todten, der sich nicht selbst vertheidigen konnte, aber von trefflichen Männern geschickt vertheidigt worden war, sanft zu beurtheilen. Doch bereits die nächsten Nachkommen des Origenes ließen ihm diese mäßige Gerechtigkeit nicht wiederfahren. Man hat ihre Streitigkeiten über seine Lehren, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, die Klagen des Pamphilus über die Härte seiner Gegner, und einen kurzen Begriff von der Schuzschrift desselben für den Origenes, an seinem Orte in dieser Geschichte gelesen. (Christl. Kirchengesch. Th. IV. S. 427-436.)

J. n. C. G. 363 bis 430. Origenes behielt gleichwohl eine große Anzahl Verehrer und Nachahmer, wie er sie schon im dritten Jahrhunderte gehabt hatte, auch im vierten. Es war zu einleuchtend, wie viel ihm der Text, die Uebersezungen und die gelehrte Auslegung der Bibel schuldig seyen; wie viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn er überhaupt in das theologische Studium gebracht, mit welchem edeln Anstande er die Sache der Religion geführt habe, als daß seine im Ganzen wahre und würdige Methode darum von guten Köpfen hätte verlaßen werden können, weil er sie manchmal selbst übertreten hat. Die gelehrtesten Theologen des vierten Jahrhunderts, vorzüglich die besten und eifrigsten Schriftausleger, wie **Eusebius von Cäsarea, Didymus, Basilius der Große, Gregorius von Nazianzus, Chrysostomus, Hieronymus,** und andere mehr, waren entweder seine erklärten Schüler, oder verdanckten ihm wenigstens ihre biblischen Kenntniße. Man machte in dem gedachten Jahrhunderte die lateinischen Christen durch Uebersezungen seiner exegetischen Arbeiten in ihre Sprache, zuerst mit denselben bekannt. Seine Freunde leugneten es nicht, daß einiges an ihm zu tadeln, und manche anstößige Stelle in seinen Schriften sey; allein sie beriefen sich auf andere seiner Stellen, worinne eben dieselben Lehrsäze richtiger und genauer vorgetragen wären.

Durch die weitläufigen und heftigen Arianischen Händel, welche die Kirche im größten Theil des vierten Jahrhunderts so sehr beschäftigten, scheint gewissermaaßen ein Stillstand zwischen den Verehrern und Feinden des Origenes veranlaßt worden zu seyn. Zwar fehlte wenig daran, daß der Nahme und Lehrbegriff dieses allen Partheyen achtungswürdigen Mannes, nicht auch in jene Händel zu seinem Nachtheil einge-

J. n. C. G. 363 bis 430.

eingeflochten wurden. Die Arianer suchten ihre Meinungen, nach dem Sokrates, (H. Eccl. L. IV. c. 26.) aus seinen Schriften zu bestärcken. Epiphanius versichert schon gerade zu, (Haeref. LXIV. c. 4. p. 527. T. I. Opp.) Arius, und seine verschiedenen Anhänger hätten alle aus dem Origenes geschöpft: und Hieronymus behauptet, (Epist. XLI. p. 343. sq. T. IV. Opp. ed. Mart. P. II.) selbst die Nicänische Synode habe den Origenes, als die Quelle des Arius, wenn gleich nur heimlich, verdammt. Diesen Vorwürfen konnten seine verschiedenen Erklärungsarten von der göttlichen Dreyeinigkeit auch günstig seyn; indem sie zwar, so weit wir sie kennen, nicht Arianisch, aber doch auch keineswegs Nicänisch waren. Allein die Geschichte der Arianischen Streitigkeiten beweiset es genugsam, daß ihm hierinne Unrecht geschehen sey. Nicht allein sezt Sokrates in der angeführten Stelle hinzu, Basilius von Cäsarea und Gregorius von Nazianzus hätten das Vorgeben der Arianer widerlegt, indem sie ihnen zeigten, daß sie den Lehrbegriff des Origenes nicht verstanden hätten; sondern man kann sich auch noch jezt aus den Schriften der vornehmsten Gegner des Arianismus davon überzeugen. Athanasius, deßen Nahme hier allein so viel sagt, als alle übrigen, erinnert zwar, (Epist. de decretis Nicaenae Synodi, c. 27. p. 183. Tom. I. P. I. Opp. Patav. 1777. fol.) dasjenige was Origenes untersuchend und zur Uebung geschrieben habe, dürfe nicht so genommen werden, als wenn er selbst dieser Meinung gewesen wäre; er habe sich vielmehr nach denen gerichtet, mit welchen er stritt; was er aber zuversichtlich und bestimmt vorgetragen habe, das sey seine wahre Denkungsart. Hierauf also rückt Athanasius eine Stelle des Origenes ein, welche zum Beweise dienen soll, daß er eben sowohl, als Dionysius

J. n. C. G. 363 bis 430.

sius von Alexandrien, und andere Kirchenväter, gelehrt habe, das Wort sey gleich ewig mit dem Vater, und keines andern Wesens oder Substanz, (ὀσίας ἢ ὑποςάσεως) als derselbe.

Unterdeßen würde es doch unerwartet seyn, wenn Origenes, ohngeachtet eines solchen mildernden Unterscheides, den das Vorbild aller Rechtgläubigen für ihn gebrauchte, nicht bereits zu den Zeiten des Athanasius, oder gleich darauf, in die großen Ketzerrollen, welche man damals auszufertigen anfieng, nahmentlich wäre eingetragen worden. Würcklich weiset auch Epiphanius zuerst, wie man oben im Vorbeygehen gesehen hat, (S. 62.) dem Origenes und seinen Anhängern ihren Platz unter den ketzerischen Partheyen an: und er thut es recht nach seiner eigenen Art. „Es giebt, schreibt er, (Haer. LXIII. p. 520. T. I. Opp.) Leute, welche Origenier heißen: sie sind zwar nicht überall ausgebreitet; folgen aber doch gleich auf die Sabellianer, und andere Ketzer dieser Zeiten. Woher sie ihren Nahmen bekommen haben, ob vom Origenes, mit dem Beynahmen Adamantius? oder von einem andern? ist mir gänzlich unbekannt.“ Er hätte gar wohl, wie nachher Augustinus, (de Haeres. c. 42.) entscheidend sagen können, daß diese Sekte nicht von dem großen Origenes abstamme; allein Zusammenraffen von Sagen, ohne Prüfung ihrer Wahrscheinlichkeit, gehörte einmal in seinen Entwurf. Die Ketzerey der Origenier, fährt er fort, scheint nach den Lehrsäzen des Gnostikers Epiphanes gebildet worden zu seyn. Sie nehmen einige Schriften des Alten und Neuen Bundes an, ingleichen manche Apokryphische; verwerfen die Ehe, und überlaßen sich allen Gattungen der Unzucht. Verschiedene unter ihnen von beyderley Geschlechte führen ein einsames Leben;

aber

aber in gleichen wollüstigen Ausschweifungen, welche sie auch gar nicht verbergen; nur mit der schändlichen Vorsichtigkeit, daß keine solcher Weibspersonen schwanger werde: und sie werfen es daher ungescheut den Katholischen Geistlichen vor, daß sie mit ihren sogenannten geliebten Hausgenoßinnen heimlich einen lasterhaften Umgang pflegten.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Nach einer kurzen Widerlegung der Grundsäze dieser Parthey, kömmt Epiphanius zu den Irrlehren des Origenes, (Haer. LXIV.) dessen Geschichte und eine Anzeige seiner Verdienste er voranschickt. Seine Ketzerey, sagt der Verfaßer, sezte sich zuerst in Aegypten fest; jezt aber sind die vornehmsten Mönche und Einsiedler ihr zugethan. Sie ist schlimmer als alle ältere: denn wenn sie gleich ihren Schülern keine schändlichen Sitten auferlegt; so greift sie doch die Gottheit selbst durch schändliche Meinungen an. Origenes erkühnt sich erstlich zu behaupten, daß weder der eingebohrne Sohn den Vater, noch der Geist den Sohn, noch die Engel den Geist, noch die Menschen die Engel sehen können. Er führt zwar den Sohn aus dem Wesen des Vaters her; hält ihn aber zugleich vor geschaffen; so daß derselbe bloß aus Gnaden den Nahmen des Sohnes Gottes trage. Weiter glaubt er, daß die menschlichen Seelen vor den Körpern vorhanden, und Engel, oder obere Kräfte gewesen wären; daß sie aber von Gott zur Strafe wegen ihrer Sünden, in diesen Körper eingeschloßen würden; daher auch der Leib δέμας genannt werde, weil die Seele in ihn verwickelt sey. Epiphanius rechnet es ferner zu den Irrthümern des Origenes, daß er lehrte, Adam habe das göttliche Ebenbild verloren; und deswegen stehe in der Schrift, Gott habe ihm und der Eva

J. n. C. G. 363 bis 430.

Röcke von Fellen gemacht, worunter der Leib zu verstehen sey. Auch die Auferstehung der Todten verstümmelt er, indem er sie bald zugiebt, bald leugnet, bald wieder nur einen Theil des Leibes auferstehen läßt. Endlich verwandelt er alles was er kann, in Allegorie, wie das Paradies, die Waßer in demselben, über dem Himmel, und unter der Erde. Als Belege dieser vorgeworfenen Ketzereyen, bringt Epiphanius Stellen des Origenes bey, besonders solche, die seine Lehre vom Sohne Gottes und von der Auferstehung darstellen sollen. Er legt es ihm vornemlich übel aus, daß er behauptet, Christus sey Gott geworden. Wenn ein anderer so spräche, sagt er, so würde man dieses in einem richtigen Verstande nehmen. Allein da Origenes oftmals den eingebohrnen Gott von der Gottheit und dem Wesen des Vaters unterscheide: so müße man aus jenen Worten schließen, daß er denselben vor geschaffen halte. Geworden und gebohren sey wohl bey Geschöpfen einerley; aber nicht bey der göttlichen Natur. Sehr weitschweifig bestreitet zwar der Verfaßer die Gedanken des Origenes von den bevorstehenden Veränderungen des menschlichen Körpers; es verdient jedoch hier nicht wiederholt zu werden. Uebrigens weiß er keine andere Quelle von den Irrlehren des Origenes anzugeben, als daß er nicht das allergeringste in der heiligen Schrift habe unerklärt laßen wollen.

Andere Spuren ihres Ursprungs hat Mosheim (Commentar. de reb. Christianor. ante Constant. M. p. 612. sq.) aufgesucht: und ihm ist darinne C. W. F. Walch (Entwurf einer vollständigen Historie der Kezereyen, Th. VII. S. 376. fg.) völlig beygetreten. Mosheim tadelt den Huetius, daß er in seinem vortrefflichen Buche, Origeniana, dem gelehrtesten und besten,

besten, das über die Lehrsäze des Origenes geschrieben worden ist, nicht allein einen beständigen Schuzredner dieses großen Mannes abgiebt; sondern auch die Meinungen desselben nicht so vollständig erzählt, als es geschehen seyn würde, wenn er nicht bloß bey den ihm öffentlich vorgeworfenen stehen geblieben wäre; sie auch nicht in einer natürlich zusammenhängenden Ordnung beschreibt; am allerwenigsten aber das philosophische System desselben entwickelt, ohne welches man doch von seinem theologischen gar nicht hinlänglich urtheilen könne. An allem diesem Tadel ist viel Wahres; doch kann er auch in Ungerechtigkeit ausarten, wenn man insonderheit den lezten Theil desselben in seiner ganzen Strenge unterschreibt. Huetius hat allerdings, wie schon in dieser Geschichte bemerkt worden ist, (Th. IV. S. 124.) die Platonische Meinung von dem Daseyn und Handeln der Seelen vor ihrer Verbindung mit den Körpern, und eine andere philosophische Lehre von der immer gleichen Freyheit und Stärcke des menschlichen Willens in diesem und jenem Leben, auch von einer gleichen Freyheit der übrigen Geister, als zwo Hauptquellen genannt, aus welchen viele sonderbare Lehren des Origenes geflossen wären. Aber daß ihn Mosheim in der sorgfältigen Erörterung und Verknüpfung der philosophischen Lehrsäze des Origenes ganz verdunckelt habe, leidet auch keinen Zweifel. Nur scheint es, daß dieser sinnreiche Schriftsteller hin und wieder an dem Lehrgebäude des Origenes, das er aufführte, zu sehr gekünstelt; für einen Mann, dessen veränderliche und zweifelnde Lehrart er selbst erkennt, eine zu fest verkettete Reihe entschiedener Behauptungen ausfindig gemacht, und bey der Beschuldigung, Origenes habe eine doppelte Religion, eine für das Volck, und eine philosophische, gehabt, die Religion und die Theologie jenes Kirchen-

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

lehrers nicht genugsam unterschieden habe. Wenn Mosheim ferner die Nachricht des Epiphanius von dem ausnehmenden Beifall, den Origenes unter den Mönchen seiner Zeit erlangt hatte, daraus herleitet, daß er mehr als ein anderer christlicher Lehrer vor seinen Zeiten, die mystische Theologie, auf welche sich das ganze ascetische Leben gründete, bearbeitet, auch durch philosophische Meinungen auf eine neue Art unterstüzt hat: so hat diese Erklärung viele Wahrscheinlichkeit. Origenes und die vollkommnern Asceten hatten auch ein gemeinschaftliches Vaterland, Aegypten. Wie er sich ihnen selbst an strengen Sitten genähert hatte: so waren auch seine Schüler in jenem Lande, in Syrien und Palästina, wo sich das Mönchsleben am stärcksten ausbreitete, immer sehr zahlreich geblieben. Man möchte sich jedoch darüber noch etwas mehr Licht wünschen, wie die philosophischen Hypothesen des Origenes in so unphilosophischen Köpfen, als der Mönche ihrer waren, ja recht nach ihrem Bestreben seyn sollten, einen so festen Fuß haben faßen können. Seine Schriften müßen wenigstens zeitig unter ihnen Eingang gefunden haben. Denn bereits Pachomius, der Stifter des Klosterlebens, suchte sie ihnen aus den Händen zu reißen; wenn anders der ungenannte Verfaßer seiner Lebensbeschreibung, der sein Zeitgenoße gewesen seyn will, (in Actis Sanctorum, Mensis Maii, Tom. III. in Append. p. 25. sq.) Glauben verdienet. Nach diesem Schriftsteller, warf Pachomius einen Band von Schriften des Origenes, den er bey einem Mönche angetroffen hatte, mit den Worten ins Wasser, er halte sie vor eben so gefährlich, als diejenigen Bücher, in welchen die Abgötterey gelehrt würde; ob man gleich auch hier gegen den Nahmen des wahren Gottes Ehrerbietung bezeigen müße, der darinne geschrieben sey. Noch ausführlicher erklärte sich

Pacho-

Pachomius, er verabscheue den Origenes mehr, als alle andere Ketzer: nicht bloß darum, weil er noch eher als Arius und Meletius, mit dem Kirchenbanne belegt, und eben so wie sie, von der heiligen Kirche zu Alexandrien ausgeschloßen worden wäre; sondern, weil er unter dem Vorwande, die heilige Schrift auszulegen, ihren wahren Verstand durch solche Anmerkungen und Betrachtungen verfälscht habe, die mit den abscheulichsten Irrthümern angefüllt wären, und durch welche sich ein einfältiger Lehrer leicht einnehmen laßen könnte. Deswegen, sagte er, habe er seinen Mönchen empfolen, nicht allein nichts von demjenigen zu lesen, was Origenes über die Bibel geschrieben hätte; sondern auch mit keinem, der die Schriften desselben läse, umzugehen. Dazu werden noch seltsame Erzählungen von mancherley Art, wie zum Beispiel, von einem unerträglichen Gestancke gesezt, durch welche zwey Origenianische Ketzer entdeckt worden wären. Pachomius versicherte ihnen im Nahmen des Herrn, daß, wer die Wercke des Origenes lese, und seine Meinungen annehme, unfehlbar in die Hölle gestürzt werde. Auch noch bey seinem Ende ließ er alle Vorsteher der Klöster vor sich kommen, und verbot ihnen, mit den Anhängern des Origenes und Meletius keine Gemeinschaft zu unterhalten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

In diesem schwankenden Zustande befand sich der Ruf des Origenes gegen den Ausgang des vierten Jahrhunderts, als sich ein sonderbarer Streit über ihn erhob, der den gelehrtesten Lehrer der abendländischen Kirche, aus einem Bewunderer desselben zu seinem heftigsten Feinde machte; überhaupt aber das Urtheil der herrschenden Kirche, aus einem bisherigen Gleichgewichte, sich nach und nach mehr zum Nachtheil des Origenes neigte. Vier christliche Lehrer nahmen daran

J. n. C. G. 363 bis 430.

an zuerst und zu gleicher Zeit einen lebhaftern Antheil: Epiphanius, den man bereits als Asceten, Bischof, Schriftsteller und Anführer aller Ketzerrichter kennt; Hieronymus, der auch schon in so mancherley Auftritten der gelehrten Arbeitsamkeit, des Religionseifers, der hizigsten Händel, Schwachheiten und Leidenschaften erschienen ist; Rufinus, von dem unter den Geschichtschreibern dieses Zeitalters, (Th. VII. S. 191. fg.) einige Nachricht ertheilt worden ist; und Johannes, Bischof von Jerusalem. Epiphanius hatte sich frühzeitig in seinen Schriften als einen Gegner des Origenes bekannt gemacht. Die drey übrigen hingegen, waren in einem nicht geringen Grade Verehrer deßelben; Hieronymus und Rufinus lebten auch eine Zeitlang in dem Kirchensprengel des Johannes, mit ihm in aller Eintracht, und unter sich in vertraulicher Freundschaft.

Dieser Bischof von Jerusalem übte sich in seinen frühern Jahren im Mönchsstande; wurde darauf Presbyter zu Jerusalem, und bereits in seinem dreyßigsten Jahre Bischof dieser Gemeine. Er verwaltete dieses Amt vom Jahr 386. bis zum Jahr 417. in welchem er starb. Theodoretus nennt ihn einen bewundernswürdigen Mann; (Hist. Eccl. L. V. c. 35.) und seine Freundschaft mit dem Chrysostomus erweckt auch ein günstiges Vorurtheil für ihn. Zwar spricht Hieronymus von seiner Gelehrsamkeit verächtlich; er führt die Lobsprüche, welche den Einsichten und der Beredtsamkeit des Johannes von deßen Freunden ertheilt wurden, auf eine spöttische Art an. Auch beschuldigt er ihn nicht undeutlich des Arianismus, weil er zu einer Zeit, da diese Irrlehre in den Morgenländern beinahe ganz herrschend gewesen sey, mit den abendländischen Rechtgläubigen, und mit den

Aegy-

Aegyptischen Bekennern, die nach Palästina verbannt waren, keine kirchliche Gemeinschaft unterhalten habe. Er scheint sogar dem Bischof vorzuwerfen, daß er, als ein Aeltester in der Kirche den heiligen Geist Gott nannte, sich die Ohren verstopft habe, und eiligst mit den seinigen weggegangen sey. (Hieron. Epist. XXXVIII. p. 308. 310. Tom. IV. P. II. Opp. ed. Martian.) Allein er schrieb dieses alles zu einer Zeit, da er gegen ihn sehr aufgebracht war, nachdem er ihn vorher geehrt, und keiner Kezerey schuldig erklärt hatte. Gennadius meldet von diesem Bischof, (de viris illustr. c. 30.) daß er ein Buch **wider die Verleumder seiner Gesinnungen** (adversus obtrectatores studii sui) geschrieben, und darinne gezeigt habe, daß er zwar dem Geiste des Origenes, aber nicht seinen Lehrsäzen, nachgehe. Es wäre zu wünschen, daß es sich erhalten hätte: denn gesezt auch, daß die Auszüge, welche Hieronymus aus einem Schreiben deßelben an den Bischof Theophilus zu Alexandrien beybringt, aus demselben gezogen seyn sollten; so geben sie nur einen verstümmelten Begriff von seinem Inhalte.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Obgleich aber die Alten keiner andern Schriften des Bischofs Johannes gedencken; so hat doch der Niederländische Carmelitermönch, P. Peter Wastel, einen ziemlichen Folioband unter deßen Nahmen, mit folgender Aufschrift zu Brüßel im Jahr 1643. drucken laßen: *Ioannis Nepotis Sylvani*, Hierosolymarum Episcopi XLIV. Opera omnia, quae hactenus incognita, inveniri potuerunt. Schon der besondere Nahme, den er diesem Bischof giebt, hat keinen andern Grund, als die unzuverläßigen, den Alten widersprechenden Nachrichten des Nicephorus Callisti, (H. Eccl. L. XII. c. 24. L. XIV. c. 30.) von einem Bischof Nepos zu Jerusalem, und noch späterer latei-

J. n. C. G. 363 bis 430.

nischer Schriftsteller. Allein die ganze Sammlung von vermeinten Wercken des Bischofs Johannes, allen in lateinischer Sprache, ist offenbar aus der Absicht des P. Wastel entstanden, seinem Orden dadurch eine vorzügliche Ehre zu erweisen, indem er den oftgenannten Bischof, vor dieser erlangten Würde, zu einem Abt der Carmeliter (Abbas seu Pater F. F. Eremitarum Virginis Mariae in monte Carmelo) macht. Ein abentheuerlicher Einfall; der aber daraus begreiflicher wird, weil die Carmeliter eben in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, einer alten Sage unter ihnen gemäß, den Propheten Elias zum Stifter ihres Ordens erhuben, und daher sich nach ansehnlichen Mitgliedern desselben von dieser Zeit an, unter Juden und Christen umsehen mußten. Gleich die erste Schrift in dieser Sammlung, **vom Unterrichte der ersten Mönche,** (de institutione primorum Monachorum,) die man in verschiedenen Bibliothecis Patrum eingerückt findet, ist einerley mit derjenigen, welche Trithemius (de laudibus Ord. F. F. Carmelitar.) de principio et profectu Ordinis Carmelitici nennt, und sie einem Patriarchen von Jerusalem Johannes, der um das Jahr 770. gelebt haben, auch ein Carmeliter gewesen seyn soll, beilegt. Ihr Inhalt nöthigt jedoch alle unpartheiische Leser, sie erst in Jahrhunderte zu sezen, da die Carmeliter zuerst jenen so träumerischen Ursprung ihres Ordens ersannen. Unter den übrigen Schriften, die Wastel dem Johannes von Jerusalem zueignet, befindet sich eine mehrmals unter den Wercken des Origenes gedruckte, von einem ganz unbekannten Verfaßer; (in Stratagemata B. Iob, sive Commentar. in tria priora Capp. Libri Iob,) die andern aber, theils Auslegungen über die Evangelischen Geschichten, theils zwey und sechszig Predigten, stehen alle in den Wercken des

Chry-

Chrysostomus; wenn sie gleich nicht alle ihn zum Verfaßer haben. Zu dieser Sammlung aber fügte Wastel noch den zweyten eben so starcken Theil unter der Aufschrift Vindiciarum Libri tres, hinzu. Er gab sich darinne sehr viele, aber unglückliche Mühe, zu beweisen, daß alle gedachte Schriften dem Johannes von Jerusalem zugehörten. So wenig Aufmerksamkeit diese mühsamen und weitschweifigen Erörterungen verdienen, in welchen die seichtesten Muthmaaßungen eben sowohl als die leichtgläubigsten Behauptungen aus der ältesten Mönchsgeschichte zusammengerafft sind; so hat doch der Verfaßer im dritten und lezten Abschnitte, (p. 436. sq.) wo er seinen Bischof in Absicht auf die bald zu erzählenden Origenianischen Händel, eifrig vertheidigt, manches Brauchbare gesagt. Gegen ihn und andere Schriftsteller seines Ordens, haben die Jesuiten, Papebroch, (Act. Sanctor. Mens. April. T. I. p. 780. sq. Tract. praelim. ad T. III. Maii, p. XX. sq.) und Janning, (Apolog. pro Papebroch. praemissa Act. Sanctor. Mens. Iunii, T. I. p. XL. §. 49. sq.) mit der richtigern Kritik, welche jenen fehlte, dargethan, daß die erste der genannten Schriften den Bischof Johannes nicht zum Verfaßer haben könne. Ueberhaupt aber haben von diesem merckwürdigen Lehrer Tillemont, (Mémoires, Tome XII. p. 161. sq. p. 341. sq. Note XLIII. p. 639. sq.) und Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. IX. p. 280. sq.) nüzliche Nachrichten gesammelt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Rufinus, der an den oftgedachten Streitigkeiten einen noch lebhaftern Antheil genommen hat, als Johannes; von dem auch mehrere schriftliche Arbeiten übrig geblieben sind, hat desto mehr den forschenden Fleiß neuerer Gelehrten beschäftigt; zumal da es nichts Leichtes war, ihn von der schwarzen Gestalt einiger-

J. n. C. G. 363 bis 430.

maaßen zu reinigen, in welcher ihn sein allgemein verehrter Feind der Nachwelt dargestellt hat. Tyrannius Rufinus, wie sein Nahme vollständig hieß, den manche Neuere, wider die Gewohnheit der Alten, Ruffinus schreiben, kam, der wahrscheinlichsten Vermuthung nach, gegen das Jahr 330, zu Concordia, einer Stadt nicht weit von Aquileja, im obern Italien, auf die Welt. Zu Aquileja lebte er eine Zeitlang im Kloster; eben daselbst wurde er auch, ohngefähr um das Jahr 371. getauft. Damals waren er und Hieronymus, bey einem gemeinschaftlichen Aufenthalte, auch gleichen Uebungen des Geistes und Lebens, schon sehr vertraute Freunde geworden. Rufinus wurde gleich darauf durch den hohen Ruf, in welchem die Mönche der Morgenländer standen, so begierig, sie kennen zu lernen, daß er eine Reise dahin unternahm. Zu Alexandrien gerieth er in die Bekanntschaft der ältern Melania, dieses vornehmen Römischen Frauenzimmers, das schon in der Mönchsgeschichte dieser Zeiten einen Platz gefunden hat, (Chr. Kirchengesch. Th. VIII. S. 390.) Hieronymus, der sich bereits in den Einöden Syriens vergraben hatte, schrieb auf diese Nachricht an einen Bekannten zu Jerusalem, dem er einen Brief an den Rufinus überschickte, er möchte ihn nicht mit demselben vergleichen; am Rufinus, der sich erst gewaschen habe, rein und weiß wie der Schnee sey, (eine Anspielung auf das Vorurtheil dieser Zeiten, daß die Tauffe alle vorher begangene Sünden auf einmal tilge,) werde er die deutlichsten Vorzüge der Heiligkeit erblicken; da er hingegen kaum den Glanz seiner Sitten ertragen könne, und mit allem Unflat von Sünden befleckt sey. (Epist. II. p. 4. ed. Martian.) In Aegypten besuchte Rufinus den Makarius, und andere berühmte Einsiedler in den Wüsten der Nitrischen Gebürge. Zu gleicher

Zeit,

Zeit, seit dem Jahr 372, wurden die Katholischen in Aegypten, selbst jene von der Welt ganz abgesonderten Asceten, von dem Arianischgesinnten Kaiser Valens sehr gedrückt. Rufinus beschreibt nicht allein diese Verfolgung; sondern rechnet sich auch unter diejenigen, welche in derselben Gefängniß und Verbannung gelitten hätten. (Hist. Eccl. L. II. c. 34. et Apolog. ad Anastas.) Zwar erklärte dieses Hieronymus, als sich seine Gesinnungen gegen ihn geändert hatten, vor eine Lüge, und spottete sehr über seine Leiden, von denen keine Umstände bekannt wären. (Apolog. advers. Rufinum, L. II. p. 389. sq. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.) Da aber auch andere, wie Hieronymus selbst gesteht, (Apolog. L. III. p. 453. 463.) den Rufinus einen Märtyrer genannt haben, und Sokrates (H. E. L. IV. c. 22.) damit übereinstimmt: so kann das Leugnen eines erbitterten Gegners diese Nachricht noch nicht unglaublich machen.

Während seines sechsjährigen Aufenthalts in Aegypten, begnügte sich Rufinus nicht daran, die berühmtesten Einsiedler dieser Gegenden zu sehen, und von ihnen den Seegen zu empfangen; sondern er nüzte auch ihren Unterricht; besonders aber den mündlichen des so geschäzten Lehrers zu Alexandrien, Didymus. (Rufini H. Eccl. L. XI. c. 7. 8.) Hierauf begab er sich mit der Melania, um das Jahr 378. nach Jerusalem, um sich ganz dem Mönchsleben zu wiedmen. Daselbst lebte er mit andern Mönchen, in Zellen, die auf dem Oelberge angelegt waren. Er und seine Freundinn, welche auch ein Kloster zu Jerusalem gestiftet hatte, nahmen die Bischöfe, Mönche und Christen aller Art auf, welche aus Andacht in diese Stadt kamen, und standen ihnen mit den nöthigsten Bedürfnißen bey. Eben so wohlthätig bezeigten sie sich gegen

die

J. n. C. G. 363 bis 430.

die dortige Geistlichkeit; legten überdies kirchliche Spaltungen und Händel bey. (Palladii Hist. Laus. c. 118.) In diesem Aufenthalte wurde auch die alte Freundschaft zwischen dem Hieronymus, der sich mittlerweile zu Bethlehem niedergelaßen hatte, und dem Rufinus, noch mehr verstärckt. Johannes, Bischof zu Jerusalem, ernannte den leztern um das Jahr 390, oder etwas später zum Presbyter. Aber kurz darauf entstand zwischen jenen alten Freunden ein heftiger Streit über den Origenes. Zwar endigte er sich im Jahr 397. und kurz darnach reiste Rufinus mit der Melania nach Rom; allein durch gewiße Schriften, welche er daselbst herausgab, wurde die erloschene Zwistigkeit von neuem angezündet. Um den Anfang des Jahrs 399. kehrte er nach Aquileja zurück, und arbeitete daselbst einige Jahre fleißig, theils an Uebersezungen der Schriften des Origenes, theils an seiner eigenen Vertheidigung gegen den Hieronymus. Endlich entschloß er sich aufs neue mit der Melania nach Palästina zu reisen; wozu die verwüstenden Züge Alarichs durch Italien viel beygetragen haben mögen. Schon war er mit seiner Freundinn und ihrer Familie in Sicilien angelangt, und sah von dieser Insel her die Verbrennung der Stadt Rhegium durch die Gothen, als der Todt im folgenden Jahr 410. seinen Reisen und Unruhen ein Ende machte.

Dasjenige Werck des Rufinus, durch welches er bey der Nachwelt am berühmtesten geworden ist, seine übersezte, veränderte und fortgesezte Kirchengeschichte des Eusebius, ist bereis an einem andern Orte dieser Geschichte, (Th. VII. S. 192.) beschrieben worden. Man kann aber zu der dort befindlichen Nachricht noch einiges mit Nutzen hinzufügen. Der Verfaßer vollendete diese auf Verlangen des Bischofs

von

von Aquileja, Chromatius, unternommene Arbeit nicht lange vor dem Jahr 402, wie Fontanini (in Hist. Litt. Aquileiens. p. 343. sq.) am besten bewiesen hat. Das zehnte Buch des Eusebius ließ er beinahe ganz weg, schmelzte es mit dem neunten in Eines zusammen, rückte in das sechste etwas von den Offenbarungen, welche der Bischof von Jerusalem, Alexander, empfangen haben sollte, in das siebente eine Erzählung von den Wundern Gregors des Wunderthäters, und in das neunte eine Rede des Märtyrers Lucianus ein; nahm sich auch sonst manche Freyheiten in Ansehung der Urschrift, und begieng verschiedene Fehler. Doch gieng es dem Rufinus in den neuern Zeiten, wie einigen andern Schriftstellern, deren Arbeiten mit Recht getadelt worden sind; man hat ihm auch unverdiente Vorwürfe gemacht, und sein Werck zu verächtlich weggeworfen: besonders nachdem ihn Valesius, in seinen Anmerckungen zum Eusebius, bey aller Mäßigung, scharf genug; Huetius aber, (de claris interpretib. p. 151.) desto härter beurtheilt hatte. Daher bedachte man sich auch lange, ehe man diese Kirchengeschichte neu drucken ließ. Seit dem Jahr 1554. da die beyden Bücher der Fortsezung des Rufinus zu Basel, mit den griechischen Kirchengeschichtschreibern ans Licht traten, war Peter Thomas Cacciari, ein Carmelit, Apostolischer Examinator des Römischen Clerus, und erster Leser der Theologie im Collegium der Fortpflanzung des Glaubens, im Jahr 1740. der erste, welcher von allen eilf Büchern dieser Geschichte eine abermalige, und zugleich die brauchbarste Ausgabe, zu Rom in zween Quartbänden veranstaltete. Er verbesserte in derselben den Text aus etlichen Handschriften der Vaticanischen Bibliothek; sezte nicht wenige, und darunter auch wohlgerathene, Anmerckungen hinzu, und vertheidigte das Werck in

der

J. n. C. G. 363 bis 430.

der am Ende stehenden Historica Dissertatio de vita, fide, ac Eusebiana ipsa Rufini translatione, (p. 141-193.) mit vielem Eifer. In einigen Stellen ist ihm diese Schuzschrift gut gelungen; auch in der Vorrede und in den Anmerckungen. Aber die geflißentliche Absicht, es dem Valesius zu vergelten, was er durch seine Kritik über den Rufinus verschuldet hat, macht den Cacciari bey der Vergleichung ihrer beyderseitigen Uebersezungen, partheiisch und ungerecht. Am wenigsten hätte er aus der Achtung des Augustinus, und der folgenden lateinischen Kirchenschriftsteller, die noch mehr Fremdlinge im Griechischen waren, als dieser, gegen die Uebersezung des Rufinus, den ausnehmenden Werth der leztern schließen sollen. Fontanini hat zwar noch mehr solche Lobsprüche derselben aus beyden Kirchen gesammelt; (l. c. p. 350. sq.) aber auch nach Einsichtsvollen Vorgängern gezeigt, daß sie selbst bey der Urschrift des Eusebius Dienste leiste, und daß sich Dü Pin insonderheit, bey seinen Beschuldigungen gegen den Rufinus, sehr übereilt habe. Er war doch immer der erste, der die Kenntniß der christlichen Kirchengeschichte bey den Abendländern, durch das Hauptwerck der griechischen Kirche über dasselbe, beförderte. Wenn er in der Fortsezung desselben, verdächtige Nachrichten zu leicht geglaubt hat: so findet man auf der andern Seite auch beßere bey ihm, und die ihm eigen sind. Das vollständigste Verzeichniß von den Ausgaben dieser Kirchengeschichte, die älteste vom Jahr 1474. ohne Anzeige des Orts, in Folio, ausgenommen, hat Fontanini (p. 356. sq.) mitgetheilt. Nach seiner Zeit ist nicht nur die vom Cacciari besorgte, sondern auch die angefangene Sammlung aller Schriften des Rufinus im Jahr 1745. erschienen; in deren erstem Bande aber nur die zwey Bücher der fortgesezten Kirchengeschichte vorkommen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein anderes historisches Werck des Rufinus, Vitae Patrum, sive Historia eremitica, ist zwar in den ältern Zeiten ungemein fleißig gelesen, mehr als zwanzigmal gedruckt, und in verschiedene Europäische Sprachen übersezt worden; hat aber doch diesen Beifall noch weniger verdient, als das vorhergehende den seinigen. Eigentlich hat Rufinus dasselbe im Nahmen des Petronius, Bischofs zu Bononia, aufgesezt, der mit den Asceten der Nitrischen Wüsteneyen, deren Leben darinne beschrieben wird, vertraut umgegangen war, und den daher auch das Gerücht, nach dem Gennadius, (de scriptt. ecclesiast. c. 41.) vor den Verfaßer dieser Erzählungen hielt. Man schrieb es sogar bereits im fünften Jahrhunderte, dem Hieronymus zu, weil derselbe Lebensbeschreibungen anderer Mönchsheiligen hinterlaßen hatte; da er doch von diesen geringschäzig und spöttisch urtheilt. „Rufinus, sagt er, (Epist. XLIII. p. 476. ed. Martian.) hat darinne viele Mönche hergerechnet, die es niemals gewesen sind; und die es würcklich waren, sind gewiß von den Bischöfen als Origenisten verdammt worden." Hier hat es Fontanini (l. c. p. 372.) beynahe zur Gewißheit gebracht, daß die Mönche, denen dieser Nahme nicht gebühren sollte, Anachoreten, nicht gemeinschaftlich lebende Coenobiten, gewesen sind. Was aber den Vorwurf des Origenismus betrifft: so ist dieser, wie man bald sehen wird, in dem Munde des Hieronymus ziemlich nichtswürdig. Mit mehrerm Rechte hätte er das Fabelhafte und den ganzen Mönchsmäßigen Anstrich dieser Lebensbeschreibungen tadeln können, wovon man anderwärts (Th. VIII. S. 307.) ein Beispiel, das an Statt vieler dienen kann, gelesen hat. Uebrigens ist dieses Werck, das auch zur Bereicherung griechischer Heiligen-Leben gedient hat, von dem Jesuiten Horibert Rosweyde, in einer großen Sammlung solcher

J. n. C. G. 363 bis 430.

solcher Lebensbeschreibungen: Vitae Patrum, de vita et verbis Seniorum, sive historiae Eremiticae Libri X. zu Antwerpen im J. 1615. und vermehrt im Jahr 1628. in Folio, im zweyten Buche, am besten herausgegeben und erläutert worden.

Erheblicher für die jezigen Zeiten ist die Erklärung des sogenannten Apostolischen Glaubensbekenntnißes, (Expositio Symboli) welche Rufinus auf dringendes Verlangen eines gewißen Bischofs Laurentius aufgesezt hat. Man schäzte dieselbe in dem gleich folgenden Jahrhunderte so hoch, daß Gennadius (l. c. cap. 17.) versichert, er habe sie aus Gottes Gnade und Geschenck geschrieben; ja die ähnlichen Arbeiten anderer würden in Vergleichung mit dieser angesehen, als wenn sie gar nicht vorhanden wären. Auch ist sie deswegen ehemals bald dem Cyprianus, bald dem Hieronymus beygelegt worden; unter deren Wercken man sie gedruckt findet. So steht sie in einem von den Anhängen zu den Schriften des erstern, nach Johann Fells Ausgabe; (p. 17. sq. ed. Brem.) auch schon mit ziemlicher Genauigkeit in der Römischen Ausgabe des Cyprianus vom Paul. Manutius; (p. 381. a. 1563. fol.) mit noch größerer in der Baluzischen; außerdem in der Sammlung der Wercke des Rufinus zu Paris, 1580. Fol. Es ist bereits in der Geschichte der Apostel jener alten Sage gedacht worden, nach welcher sich dieselben, vor ihrer Abreise von Jerusalem, mit vereinigter Bemühung eine Vorschrift des Glaubens entworfen haben sollten, welche sie nunmehr in der Welt predigen würden: und es ist dabey diese Schrift des Rufinus, durch welche die gedachte Sage recht herrschend geworden ist, nicht unbemerckt geblieben. (Chr. Kirchengesch. Th. II. S. 123. fg. der zweyten Ausgabe.)

Rufinus

Rufinus erklärt zuerst, warum dieses Glaubensbekenntniß Symbolum genannt werde; man könne darunter sowohl ein Merckzeichen (indicium, signum) verstehen, weil es zum Unterscheidungszeichen wider viele falsche Apostel jener Zeit dienen sollte, daher es eine Aehnlichkeit mit den Losungsworten der Soldaten habe; als auch einen Beytrag, (collatio) weil es aus den Beyträgen eines jeden Apostels erwachsen sey. Hierauf geht er jeden Lehrsaz, der darinne enthalten ist, durch, erläutert und bestätigt ihn durch die heilige Schrift. Gleich bey dem ersten: ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, merckt der Verfasser an, daß in verschiedenen Gemeinen einiges zu diesen Worten hinzugesezt worden sey. Daß aber solches in der Römischen nicht geschehen ist, kömmt nach seiner Meinung davon her, weil in derselben keine Kezerey ihren Anfang genommen hat; auch daselbst die alte Gewohnheit beobachtet wird, die Täuflinge das Symbolum öffentlich, vor den Ohren aller Gläubigen, hersagen zu laßen; wobey die ältern Gläubigen keine Zusäze würden vertragen können. Er aber, sezt er hinzu, folge derjenigen Ordnung, welche er in der Gemeine zu Aquileja empfangen habe. Ich glaube, stehe also ganz zuerst, wie auch Paulus von einem jeden, der sich zu Gott nahet, vor allen Dingen den Glauben verlange. Selbst im gemeinen Leben könne weder Säen, noch Pflügen, noch eine andere Handlung, ohne Glauben und Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg, vorgenommen werden; wie vielmehr müße man zur Erkenntniß Gottes glaubend kommen. Dieses könne man auf den Vorwurf der Heyden antworten, daß unsere Religion keine Gründe für sich habe; sondern bloß in einer gläubigen Ueberredung bestehe. Fast alle morgenländischen Gemeinen, fährt er fort, gebrauchten zum Eingange die Worte: Ich

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

glaube an Einen Gott, den allmächtigen Vater. Und im Folgenden, wo wir sagen: Und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, sprechen sie: Und an Einen unsern Herrn Jesum Christum, seinen einigen Sohn. Man untersuche nicht zu genau, wie Gott seinen Sohn gebohren habe, damit man nicht über dem Forschen nach diesem Lichte, zu welchem man sich nicht nahen darf, den geringen Anblick verliere, der den Menschen von Gott geschenckt worden ist. Kann man doch menschliche oder sichtbare Dinge nicht hinlänglich erklären, wie zum Beispiel, auf welche Art unser Verstand das Wort hervorbringe? oder welches in demselben der Geist des Gedächtnisses sey? oder wie eine Quelle einen Fluß aus sich zeuge? oder wie das himmlische Feuer den Glanz des Lichts bilde? und dergleichen mehr. Genug, der Vater und der Sohn haben dieses ihr Verhältniß gegen einander bezeugt. Wer darf es wohl wagen, sich zwischen ihre Versicherungen zu stellen, und ihre Gottheit zu theilen? Wenn aber die morgenländischen Gemeinen Einen Gott und Herrn bekennen: so ist dieses nicht der Zahl nach, sondern nach der Allgemeinheit (universitate) zu verstehen, wie man auch Eine Sonne nennt, weil es keine zweyte und dritte giebt. Nach den Worten: allmächtigen Vater, sezt man bey uns noch hinzu: den unsichtbaren und des Leidens unfähigen, (invisibilem et impassibilem,) und dieses wegen der Sabellianischen oder Patripaßianischen Kezerey. Bey dem Absaze: Und an Christum Jesum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, erklärt Rufinus, die Nahmen Jesus und Christus, welcher leztere entweder hohepriesterlich, oder königlich seyn soll; warnet auch, bey dem Sohne Gottes nicht an eine irdische Zeugung zu denken; oder Vergleichungen, welche dabey gebraucht werden, zu

weit

weit auszudähnen. Der Vater sey nicht eher vorhanden, als der Sohn, und dieser folge dem Vater nicht im Handeln nach, wie ein an Sohnes Statt angenommener. Zu dem darauf folgenden Absaze: **welcher vom heiligen Geiste aus der Jungfrau Maria gebohren worden ist,** erfordert der Verfaßer ein reineres Gehör und Gefühl. Er merckt an, **Maria** sey beym **Ezechiel** unter dem Thore gegen Morgen abgebildet worden, welches für jedermann verschlossen sey, und durch welches nur der Gott Israels gehen werde. Auch lerne man hier die Majestät des heiligen Geistes erkennen. Zwar lachten die Heyden darüber, daß eine Jungfrau gebohren haben sollte. Allein der Vogel **Phoenix** werde doch ohne einen Ehegatten gebohren und wiedergebohren, und bey den Bienen finde auch keine Ehe Statt. Warum sollte Gott nicht jene übernatürliche Geburt zur Wiederherstellung der Welt haben veranstalten können? Die Heyden selbst ließen auf eine weit unglaublichere Art, die **Minerva** aus dem Gehirne des **Jupiter**, die **Venus** aus dem Schaum des Meeres, gebohren werden; und hätten andere ähnliche Sagen. Vielleicht aber antworteten sie darauf, eine solche Geburt sey zwar Gott möglich, nur seiner ganz und gar nicht würdig gewesen; indem doch bey dem Gebähren selbst ein unanständiges Berühren vorgefallen sey. Hierauf, sagt **Rufinus**, wollen wir ihnen nach ihren Begriffen antworten. Wenn ein großer und starcker Mann, um ein Kind zu retten, das in Gefahr läuft, im tiefen Kothe zu versinken, in diesen mit dem Rande der Füße hineintritt, wird man ihm deswegen vorwerfen, daß er sich verunreinigt habe? Oder verunreinigt sich etwan die Sonne dadurch, daß ihre Strahlen in einen Sumpf fallen? Wir sagen sogar, daß Gott den Menschen aus dem Koth der Erde geschaffen habe; man müßte

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

also behaupten, daß auch dieses seiner unwürdig gewesen sey, wenn es jener Durchgang durch den Leib der Maria war. Ueberdieß muß man hier bemercken, daß die ganz unkörperliche Substanz Gottes in Körper weder eingeschoben, noch von ihnen vollkommen gefaßt werden könne, wenn sich nicht eine mittlere geistige Substanz finde, die des heiligen Geistes fähig sey. Gleichwie das Licht zwar alle Glieder des Körpers erleuchten, aber nur von dem Auge gefaßt werden kann: so ist auch bey dieser Geburt des Sohnes Gottes, nur die Seele, welche zwischen Gott und dem Fleische in der Mitte stand, des Wortes Gottes fähig gewesen. Bey solchen Umständen, und bey der Heiligung des Geistes, kann nichts Schimpfliches vorgegangen seyn.

Ueber die nächsten Worte: Gekreuzigt unter dem Pontius Pilatus, und begraben, ist er zur Hölle hinabgefahren, führt Rufinus die Stelle des Apostels von erleuchteten Augen an, welche man zur Erkenntniß der Höhe, Breite und Tiefe haben müße; denn dieses leztere sey eine Beschreibung des Kreuzes, deßen in der Erde steckender Theil die Tiefe, der in die Luft emporsteigende die Höhe, und der auf beiden Seiten ausgebreitete, die Breite genannt werde. Daß der Erlöser unter so vielen Gattungen des Todes, gerade diese gewählt hat, kömmt nach den Gedancken des Verfaßers davon her, weil dieses Kreuz ein Siegeszeichen war, und die Ueberwindung von drey Reichen, nemlich den Mächten in der Luft, den Ungläubigen auf der Erde, und den unterirdischen Feinden, anzeigte. Er will aber auch bey dieser Gelegenheit etwas von den geheimern Lehren aufklären. Als Gott die Welt schuf, sagt er, sezte er über dieselbe gewiße himmlische Mächte, um die Menschen zu regieren; wie man aus dem Liede Mosis in seinem fünften

Buche

Buche sieht. Manche dieser Regenten mißbrauchten, so wie selbst der Fürst der Welt, diese Gewalt, und lehrten die Menschen, nicht den göttlichen Geboten, sondern ihren Uebertretungen gehorchen. Daher sind die Handschriften der Sünden wider uns geschrieben worden, weil wir, nach dem Propheten, durch unsere Sünden verkauft worden sind. Allein diese Handschriften wurden ihnen von Christo entrißen, der jene Mächte besiegt hat; wovon sein Kreuz ein Denckmal ist. Uns aber belehrt er zugleich, daß wir der Sünde bis zum Tode widerstehen, und, wie er am Kreuze, gehorsam seyn müßen. Uebrigens ist die göttliche Kraft des Sohnes Gottes, gleichsam wie ein Angel mit dem menschlichen Fleische deswegen bedeckt worden, damit der Fürst der Welt dadurch zum Kampfe eingeladen würde. Dieses Fleisch wurde ihm zur Lockspeise vorgelegt; er riß also zwar den Körper Christi zum Tode fort; verschlang aber zugleich den Angel der Gottheit, und blieb selbst daran hängen, so daß er, nach zersprengten Riegeln der Hölle, gleichsam aus der Tiefe herausgezogen worden ist, zur Speise für andere. Sehr vorsichtig haben auch die Verfaßer des Symbolum die Zeit (unter dem Pilatus) um mehrerer Gewißheit Willen angegeben. In der Römischen Gemeine und in den Morgenländischen, findet sich der Zusaz: Hinabgefahren zur Hölle, nicht; allein die Bedeutung davon scheint schon in dem Worte Begraben zu liegen. Alles was sich in diesem Absaze auf das Leiden und die folgende Geschichte Christi in der Welt bezieht, wird nunmehr vom Rufinus theils durch Weißagungen der Propheten bestärckt, theils mystisch gedeutet. Lesenswürdig ist diese Ausführung nicht, wie man aus den bereits angeführten Beispielen dieser Art schließen kann. Aber merckwürdig kann sie und diese ganze Schrift deswegen heißen, weil sie nicht allein

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

die Erklärungen und Beweise eines der ältesten Glaubensbekenntniße, wie sie damals in den abendländischen Gemeinen gangbar waren, enthält, sondern weil sich auch eben dieselben unter dem Nahmen des Cyprianus und Hieronymus, eine lange fortdauernde Gültigkeit erworben haben, deren Spuren noch jezt in den theologischen Lehrbüchern vorkommen. So findet der Verfaßer die Verrätherey des Judas in den Stellen der Psalmen: Der mein Brodt mit mir ißet, wird mir am meisten nachstellen; (ampliabit adversum me supplantationem) ingleichen: Meine Freunde und Nächsten haben sich wider mich genähert und aufgelehnt; die Dornenkrone Christi in dem Zuruf des Hohenliedes: Gehet hinaus! ihr Töchter Jerusalems! und sehet die Krone, mit welcher ihn seine Mutter gekrönt hat! in dem Waßer und Blut, welches aus seiner Seite floß, entweder eine zweyfache Gnade der Taufe, die Waßertaufe, und die Bluttaufe der Märtyrer, oder andere Andeutungen; die getheilten Kleider des Erlösers in den Worten des Jesaias: Wer ist derjenige, der von Edom herkömmt, mit röthlichen Kleidern von Bazra? Warum sind deine Kleider röthlich? und so weiter. Insonderheit leitet er die Höllenfahrt Christi aus einer Vorhersagung der Psalmen her: Du hast mich in den Staub des Todes geführt; aus einer andern in denselben: Was vor ein Nutzen ist in meinem Blute, wenn ich zur Verwesung hinabgestiegen bin? aus der Weißagung des Erlösers: Du wirst meine Seele nicht in der Hölle laßen; noch zugeben, daß dein Heiliger die Verwesung sehe; aus der bekannten Stelle Petri, (1. Br. C. III. v. 15.) und aus andern mehr.

Was er bey dem folgenden Absaze: Am dritten Tage von den Todten auferstanden, bemerckt, ist ziemlich von gleicher Art. Er bringt besonders unter einer großen Menge, wie er sagt, von Weißagungen des Alten Testaments über die Auferstehung Christi, nur einige wenige bey, wie zum Beispiel, folgende aus den Psalmen: Ich liege und schlafe, und erwache; denn der Herr hält mich; ingleichen: Wegen des Elends der Dürftigen, und des Seufzens der Armen, will ich aufstehen, sagt der Herr; und die deutlichste, nach seiner Meinung, aus dem 88sten Psalm: Ich bin geachtet gleich denen, die zur Hölle fahren; ich bin wie ein Mensch ohne Hülfe, und frey unter den Todten; ferner aus dem Hoseas: Er wird uns nach zwey Tagen heilen; am dritten Tage aber werden wir auferstehen, und vor seinem Angesichte leben; endlich aus dem Hohenliede von den Weibern, welche Christum vergebens im Grabe suchten: Ich suchte des Nachts in meinem Bette, den meine Seele liebet; ich suchte, aber ich fand ihn nicht. — Ueber die Worte: Aufgefahren gen Himmel, sizt er zur Rechten des Vaters, von dannen er kommen wird, Lebendige und Todte zu richten, erinnert Rufinus, der Erlöser sey gen Himmel gefahren: nicht, wo das Wort Gott vorher nicht gewesen war; sondern, wo das Fleisch gewordene Wort vorher nicht gesessen hatte. Auf diesen seinen Einzug ziele die Stelle Davids: Erhebt eure Hauptthore, und erhöhet euch, ihr ewigen Thore! indem der König der Ehren einziehen wird; welches auch nicht wegen der Macht der Gottheit, sondern wegen der Neuheit des auffahrenden Fleisches, gesagt worden sey; so wie das Sitzen zur Rechten des Vaters gleichfals von der Aufnahme des Fleisches gelte. Es ist

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

überflüßig, zu zeigen, wie der Verfaßer auch die Zukunft Christi zum Weltgerichte aus dem Daniel und Malachias erweise; oder es erkläre, daß der Teufel, an Statt dieser erwarteten Zukunft, eine betrügerische durch den Antichrist vorbereite. — Nur kurz erörtert er bey dem Absaze: Und an den heiligen Geist, die wahre Gottheit desselben aus dem Zusammenhange und Ausdrucke dieser Stelle.

Der lezte Absaz hingegen: Eine heilige katholische Kirche, Vergebung der Sünden, Auferstehung dieses Fleisches, beschäftigt ihn länger. Zuerst macht er die Leser auf die Weglassung des in oder an aufmerksam, welches den Glauben an die göttlichen Personen bezeichnete. Da er nun hier abermals auf den heiligen Geist zurückkömmt: so rückt er das Verzeichniß der von ihm eingegebenen Schriften, und außer diesen kanonischen, auch der kirchlichen ein, welches schon an einem andern Orte (Th. IX. S. 17.) mitgetheilt worden ist. In Ansehung der einzigen heiligen Kirche, gedenckt er, daß sie unter der Einen Taube im Hohenliede abgebildet werde; warnet auch in einer beträchtlichen Reihe ketzerischer Partheyen, vor ihren eiteln Versammlungen, (concilia vanitatis) die keine Kirchen heißen könnten. Bey der Vergebung der Sünden, schreibt er, ist bloß ein gläubiges Vertrauen, keine Untersuchung nöthig. Die Heyden spotten zwar darüber, daß wir uns selbst durch die Einbildung hintergiengen, als wenn durch die in der That begangene Verbrechen, plözlich durch Worte gereinigt werden könnten. Doch da es Gott ist, der solches versprochen hat: so muß man ihm schlechterdings glauben. Außerdem hat das Verbrechen nicht sowohl in der That, als im Gemüthe und Willen seinen Siz. Diese können von Gott gebessert werden;

dadurch

dadurch bekomme ich meine verlorne Unschuld wieder: und so widerspricht also unser Glaube auch natürlichen Gründen nicht. Nachdem er für die Auferstehung der Todten biblische Beweise angeführt hat, so widerlegt er den Einwurf der Ungläubigen: Wie kann das verfaulte, in Staub aufgelöste, wohl gar vom Meere verschlungene Fleisch wieder gesammelt, und zu einem Körper erneuert werden? Er sezt ihnen zuerst die Stelle des Apostels entgegen: Du Thor! was du säest, wird nicht lebendig gemacht, wenn es nicht vorher stirbt. Du säest nicht einen künftigen Körper; sondern ein bloßes Korn, aus welchem Gott einen Körper macht, wie er will. Warum willst du dasjenige, was du jährlich an dem in die Erde gestreuetem Saamen siehst, nicht an deinem Fleische glauben, das auf Gottes Befehl in die Erde gesäet wird? Sollte nicht die göttliche Macht eben sowohl das menschliche Fleisch in der Erde ausfindig machen können, als die Scharfsichtigkeit der Menschen im Stande ist, die verschiedenen Adern von Metallen aus der Erde hervorzusuchen? Wenn jemand verschiedene Saamen, unter einander vermischt, in die Erde streuet: so bringt jeder derselben zu seiner Zeit den seiner Natur gemäßen Keim und Halm hervor. Eben so ist das Eigenthümliche eines jeden Fleisches, wenn gleich die Substanz desselben mannichfaltig zerstreuet wird, doch unsterblich, weil sie das Fleisch einer unsterblichen Seele ist. Der Zusaz: dieses Fleisches, erinnert den Catechumenus, der die Stirne mit dem Kreuze bezeichnet, daß es eben derselbe Körper seyn werde, der hier edel oder übel gebraucht wird. Viele andere Schriftstellen folgen wiederum für diese Lehre, und am Ende sucht er noch die Verwandlung der jezigen Körper in vollkommnere, folgendergestalt begreiflich zu machen: Wenn Gott aus Erde Fleisch und einen Menschen gebildet hat, so kann

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

es auch niemanden ungereimt vorkommen, daß der thierische Körper in einen geistigen übergeht.

Von dem mäßigen theologischen Werthe dieser berühmten Schrift des Rufinus, spricht der eben geendigte Auszug selbst. Einen historischen hat sie desto mehr, da in keiner aus diesen ältern Jahrhunderten, das öffentliche Glaubensbekenntniß der Täuflinge, welches gewöhnlich das Apostolische genannt wird, nach den Verschiedenheiten desselben in den Gemeinen zu Rom und Aquileja, ingleichen in den morgenländischen, so genau dargestellt worden ist. Nachdem jede dieser kleinen Abänderungen bey den Lehrsäzen, welche sie betreffen, eben so, wie sie der Verfaßer selbst einzeln angegeben hat, bemerckt worden ist: so scheint es unnöthig zu seyn, aus denselben die dreyfache Gestalt noch besonders zusammen zu sezen, in der das Symbolum bey ihm erscheint. Andere Schriftsteller haben dieses bereits mehrmals gethan; wie zulezt C. W. F. Walch, (Biblioth. Symbolica vetus, p. 37. 38.) welcher hierinne den Joh. Franz. Bernhard Maria de Rubeis, (in Dissertatt. variae eruditionis, Venet. 1762. 4.) zum nächsten Vorgänger gehabt hat. Man findet aber auch beym Joh. Caspar Suicer, (Thes. Eccl. Tom. II. v. Σύμβολον, p. 1086. sq. ed. a. 1682.) ähnliche gute Erläuterungen über dieses Symbolum. Daß die jezt übliche Gestalt desselben mit keiner von den beym Rufinus abgebildeten völlig übereinstimme, lehrt der Augenschein. Zwar sind die in dem Symbolum von Aquileja befindlichen Worte: descendit ad inferna, nach und nach in den abendländischen Gemeinen überall aufgenommen worden, wozu unter andern die dem Augustinus fälschlich zugeschriebenen Predigten de Symbolo, (Opp. Tom. V. Append. p. 278. sq. Tom. VI. Ap-

pend.

pend. p. 757. ed. Bened.) nicht wenig beigetragen haben mögen. In den erstern derselben kömmt auch die alte fabelhafte Sage von dem Apostolischen Ursprunge dieses Glaubensbekenntnisses, am vollständigsten vor; und da jeder Apostel ein Stück desselben hergesagt haben soll, so werden dem Thomas insonderheit die Worte beigelegt: Descendit ad inferna, tertia die resurrexit a mortuis. Allein der Zusaz, den man zu Aquileja, nach den Worten: Credo in Deum Patrem omnipotentem, oder vielmehr: Credo in Deo Patre omnipotente, wie solches Balûze (Not. ad Rufin. Exposit. Symb. in Append. Opp. Cyprian. p. 199.) aus Handschriften wiederhergestellt hat, machte: invisibili et impassibili, hat sich doch nicht weiter fortgepflanzt; eben so wenig, als die allerlezte Bestimmung: *huius* carnis resurrectionem. Ueberhaupt erhielt sich die alte Freyheit bey der Ausbildung des Taufsymbolum auch in den Abendländern so lange, daß man noch geraume Zeit nach dem Rufinus, dasselbe zu Aquileja selbst, ohne jene Worte: descendit ad inferna, auch sonst mit kleinern Abweichungen, gebraucht hat. Zwo solcher Formeln, welche de Rubeis bekannt gemacht hatte, hat Walch ebenfals in seine genannte Sammlung (p. 54. 55.) eingerückt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Noch im Jahr 398. schrieb Rufinus in dem Kloster Pinetum, auf Verlangen seines Freundes, des Presbyter Paulinus, der nachher als Bischof von Nola so berühmt wurde, Libros II. de Benedictionibus XII. Patriarcharum: ein zwar weniger beträchtliches, aber doch hier nicht ganz zu verschweigendes Buch. Paulinus fand in jenen Weißagungen Jacobs (1. B. Mos. C. XLIX.) manches ihm Unverständliche; Rufinus erklärte dieselben in einem dreyfachen Verstande: im historischen, moralischen und mystischen;

J. n. C. G. 363. bis 430.

schen; allein oft, wie man aus den schon angeführten Proben seiner Auslegungsart vermuthen kann, desto willkührlicher, je mehr er in diesem biblischen Abschnitte gesucht hat. Johann Herold (in Orthodoxographis Theologiae sacrosanctae, T. II. p. 1423. sq.) und Johann Jacob Grynäus, (in Monumentis S. S. Patrum orthodoxographis, T. II. p. 1065. sq.) haben diese Schrift zuerst unter dem Nahmen des Rufinus herausgegeben. Sie steht auch in den Wercken desselben, die zu Paris im J. 1580. Fol. gedruckt worden sind. Ueberall aber fehlt in einem dazu gehörigen Briefe des Verfaßers an den Paulinus, eine Stelle, welche Fontanini (Hist. Liter. Aquileiens. p. 222.) aus der ältesten Handschrift des Buchs ergänzt hat.

Zwey Aufsäze vom Glauben, (Libellus de fide duplex) welche gleichfals dem Rufinus zugeschrieben worden sind, gehören ihm nicht zu. Der kürzere, eine Sammlung von zwölf Bannflüchen wider mehrere Kezereyen, darunter die meisten sich auf die Lehren des Origenes beziehen, hat zwar Heinrich Noris unter seinem Nahmen ans Licht gestellt; (Hist. Pelag. L. I. c. 3.) Allein Johann Garnier, der ihn in eben demselben Jahre 1673. seiner Ausgabe des Marius Mercator (T. I. p. 114. sq.) beifügte, und mit brauchbaren Anmerckungen erläuterte, zeigte schon deutlich genug, daß es die Arbeit eines andern Rufinus seyn müße: und nachher entdeckte Johann Mabillon (in Museo Italico, T. I. p. 218.) daß vielmehr Hieronymus diese verdammenden Urtheile aufgesezt habe. Die weitläufigere dieser Schriften, welche Jacob Sirmond zu Paris (1650. 8.) bekannt gemacht hat, daher sie auch unter seine Wercke eingerückt worden ist, (Tom. I. p. 160. sq. ed. Venet.) findet

sich

sich überdies in der gedachten Ausgabe des Mercator, (T. I. p. 285. sq.) Daß sie nicht vom Rufinus herrühren könne, sahen diese Gelehrten leicht ein; blieben aber über deßen wahren Urheber ungewiß. Die Benediktiner, welche die Wercke des Augustinus herausgaben, machten es ziemlich wahrscheinlich, daß Pelagius, der berühmte Stifter einer irrgläubigen Parthey, Verfaßer dieser Schrift sey, und daß selbst Augustinus (L. XV. de Trinit. c. 38.) sie gebraucht und gebilligt habe. (in Addend. et Corrigend. ad T. VIII. Opp. August. post Indices Tomi XI.) Ihnen ist Fontanini (l. c. p. 445.) beigetreten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Eben dieser Schriftsteller (l. c. p. 403. sq.) und andere vor ihm, haben auch bewiesen, daß gewiße Erklärungsschriften über die Bibel, (Commentarii in LXXV. Davidis Psalmos, in Hoseam, Ioelem et Amos,) fälschlich unter dem Nahmen des Rufinus in den neuern Jahrhunderten ans Licht gezogen worden sind. Von seinen ächten Schriften, die er bey Gelegenheit der Origenianischen Streitigkeiten ausgefertigt hat, wird bald in der Beschreibung derselben Nachricht gegeben werden. Allein Rufinus war auch ein sehr fleißiger Uebersezer griechischer Wercke. Außer seiner bereits angezeigten Uebersezung der Kirchengeschichte des Eusebius, und der in der Folge zu nennenden von verschiedenen Büchern des Origenes, ingleichen von einem Theil der Schuzschrift des Pamphilus für denselben, hat er acht Homilieen des großen Basilius, und zehn des Gregorius von Nazianzus, die dem Römischen Clemens beigelegten Recognitiones, den Canon Paschalis des Anatolius, Bischofs von Laodicea, die sittlichen Vorschriften (Liber centum Sententiarum) des Mönchs Evagrius, der im Jahr 399. in den Wüsten von

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nitria starb, für die Mönche, und andere ähnliche Schriften desselben; das Buch des Märtyrers Pamphilus wider die Sterndeuter, (Sententiae adversus Mathematicos,) ingleichen das sittliche Handbuch des Pythagoräischen Philosophen Sixtus oder Xystus, (Enchiridion Sixti) ins Lateinische gebracht. In Ansehung dieser leztern Schrift, machte ihm Hieronymus, wie man bereits an einem andern Orte (Th. IV. S. 226.) gelesen hat, die bittersten Vorwürfe; obgleich Rufinus, der damals schon gestorben war, mehr die Meinung anderer, daß jener Sixtus der Römische Bischof gleiches Nahmens gewesen sey, als seine eigene, angeführt hatte. Andere Uebersezungen, welche sonst auf seine Rechnung geschrieben wurden, wie von den Geschichtbüchern des Josephus, sind wenigstens zweifelhaft. Ueberhaupt rühmt nicht allein Gennadius (de Scriptt. Ecclesiast. c. 17.) seine feine Geschicklichkeit in Uebersezungen aus dem Griechischen; sondern sie wurden auch in der Abendländischen Kirche häuffig, zum Theil selbst beym öffentlichen Gottesdienste, genüzt. Meisterhaft sind sie freylich nicht; er erlaubt sich auch die Freyheit im Aendern und Weglassen, die er beym Eusebius und Origenes ausübte, nicht selten bey den übrigen: und die Wahl der übersezten Schriften hätte billig strenger seyn sollen. Unterdeßen waren manche derselben nicht nur gemeinnüzlich; sondern auch eines für die abendländischen Christen neuen Inhalts: und es fehlte ihnen nicht an Deutlichkeit.

Ein eifrig frommer Mann nach den Grundsäzen des Mönchslebens, war Rufinus gewiß. Er hatte keine große Gelehrsamkeit; aber desto mehr Arbeitsamkeit; eine gedrängte, nicht unangenehme Schreibart; keinen ausnehmenden Scharfsinn, aber nicht wenig ge-

sunden Verstand; wiewohl sich auch dieser bisweilen in der Hitze des Streits verdunkelte; wovon man in dem vorhergehenden Theil dieser Geschichte, (S. 141. fg.) an seinem Urtheil über die neue Uebersezung des Alten Testaments vom Hieronymus, eine Probe gesehen hat. Was diesem bey andern glückte, sie durch seine Aussprüche unwiderruflich zu Kezern zu machen, das gelang ihm doch beym Rufinus nicht, der zwar den Heiligennahmen dadurch bey der Nachwelt einbüßte; aber von den angesehensten Rechtgläubigen seiner und der gleich darauf folgenden Zeit, vor ein ächtes Mitglied ihrer Kirchengemeinschaft erkannt worden ist. Gennadius räumt ihm daher auch (l. c.) einen ansehnlichen Plaz unter den Lehrern der Kirche ein. Fontanini (l. c. p. 438.) und mit ihm Walch (Hist. der Kezereyen, VII. Th. S. 501.) versichern zwar, daß Bolland dem Rufinus einen Plaz in seiner Reihe von Heiligen in den Actis Sanctorum zugedacht habe. Allein Bolland sagt nichts weiter, als daß er vom Rufinus an seinem Orte handeln werde: und das konnte auch in der Lebensbeschreibung eines andern Heiligen geschehen. Mit gewohnter Sorgfalt und billiger Beurtheilung, hat Tillemont, wiewohl etwas zerstreut in der Lebensbeschreibung des Hieronymus, die Geschichte des Rufinus durchgegangen. (Mémoires, Tome XII. p. 32. sq. 175. sq. 202. sq. 303-319.) Die Nachrichten, welche Fabricius von ihm ertheilt, (Biblioth. Latina med. et inf. aetatis, T. VI. p. 130. sq. ed. Patav.) betreffen hauptsächlich seine Schriften. In den Anmerkungen, womit sie Mansi vermehrt hat, steht auch eine Beschreibung der neuen prächtigen Ausgabe von den Wercken des Rufinus, welche Dominic. Vallarsi zu Verona im Jahr 1745. in Folio zu besorgen angefangen hat. In derselben geht das Leben des Schriftstellers

vom

J. n. C. G. 363 bis 430.

vom Fontanini, das bisher so oft angeführt worden ist, und einen solchen Reichthum von Untersuchungen in sich faßt, mit einigen Vermehrungen und Verbeßerungen des Vallarsi voran. Darauf folgen die Bücher des Rufinus: de benedictionibus XII. Patriarcharum; Commentarius in Symbolum Apost. nach Balůzens Ausgabe; Historia Eremitica; Historiae Eccles. Libri II. Apologiae II. adversus Hieronymum, und Apologia ad Anastasium. Im Anhange stehen unächte oder bezweifelte Schriften, wie die obengedachten biblischen Erklärungen, die beiden Libelli fidei, und das Leben der Jungfrau und Märtyrerinn Eugenia. Ob der zweyte Band dieser Ausgabe ans Licht getreten sey, ist mir wenigstens nicht bekannt. Die Pariser Sammlung aber von den Wercken des Rufinus, welche R. L. de la Barre im Jahr 1580. in Folio veranstaltete, enthält von solchen, die man sicher annehmen kann, nur die Erklärung des Seegens der Patriarchen, ingleichen des Symbolum, und die zwey Bücher der Kirchengeschichte. So sehr aber Fontanini die Erörterungen der Geschichte des Rufinus erschöpft zu haben schien; so hat doch J. F. B. M. de Rubeis in den Dissertatt. II. prima de *Tyrannio Rufino* presbytero, &c. (Venedig, 1754. 4.) noch mehr Licht in dieselbe gebracht; oder doch zu bringen gesucht: wie er denn öfters dem gedachten Prälaten zu sehr in Kleinigkeiten widerspricht. Daß auch der Carmelit Cacciari (in seiner Diss. hist. de vita, fide, ac Eusebiana ipsa *Rufini* translatione,) hier nüzlich verglichen werden könne, ist oben (S. 126.) bereits angemerckt worden.

Bisher hat die Nachricht von zwo Hauptpersonen, welche an den Streitigkeiten über den Origenes, gegen das Ende des vierten Jahrhunderts Antheil nahmen,

men, vom Johannes, Bischof zu Jerusalem, und vom Rufinus, die Geschichte dieser Händel selbst noch zurückgehalten; die aber nunmehr verständlicher werden kann. Es hatte bis um das Jahr 394. nicht das geringste Ansehen, daß jene beiden Lehrer mit dem Hieronymus, ihrem Freunde und Nachbarn, wegen des Origenes, den sie alle drey verehrten, zerfallen würden. Hieronymus insonderheit hatte sich die sämmtlichen Bücher des Origenes angeschafft, mehrere derselben ins Lateinische übersezt, sich nach demselben zur Auslegung der heiligen Schrift gebildet, und stets mit ungemeinen Lobsprüchen von ihm geschrieben. Er wünschte sogar einmal, daß er dem Origenes an Einsichten in die heilige Schrift gleich seyn möchte; gesezt daß er auch eben so verhaßt werden sollte, wie dieser. In einem nicht lange vor dem Jahr 392. an seine Freundinn Paula geschriebenen Briefe, ist er noch ohne Ausnahme ein Bewunderer desselben; giebt ein Verzeichniß seiner Schriften; versichert, daß niemand soviel habe lesen können, als Origenes geschrieben habe, und sezt hinzu: „Wie wurde er aber für „alle diese Arbeit belohnt? Der Bischof Demetrius „verdammte ihn; die Stadt Rom trat diesem Urtheil „bey, und hielt gegen ihn eine Versammlung: nicht „wegen der Neuheit seiner Lehren, nicht wegen einer „Ketzerey, wie jezt die wütenden Hunde sich wider ihn „stellen; sondern weil sie den Ruhm seiner Beredtsam„keit und Wißenschaft nicht vertragen konnten; weil „sie, wenn er sprach, alle vor stumm gehalten wurden." (Epist. XXIX. p. 68. T. IV. Opp. P. II. ed. Mart.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber um eben diese Zeit fielen einige Begebenheiten vor, welche, wenn sie nicht die ganze Denkungsart des Hieronymus vom Origenes veränderten, doch wenigstens in seinen öffentlichen Urtheilen über denselben

J. n. C. G. 363. bis 430.

ben, den heftigsten Widerspruch gegen die ältern hervorbrachten, und überhaupt diesen Gegenstand in eine sehr sonderbare Streitigkeit verflochten. Aterbius, ein Mann, den man weiter nicht kennt, kam mit andern nach Jerusalem. Ganz wütend, so schreibt Hieronymus, (advers. Rufinum, Libr. III. p. 466. sq. l. c.) machten sie dem Rufinus Vorwürfe, daß er den Irrthümern des Origenes zugethan sey; zugleich schloßen sie aus der Freundschaft des Hieronymus mit demselben, daß dieser einerley Meinungen hege. Der leztere befriedigte sie durch die Verdammung jener Lehrsäze; Rufinus hingegen verschloß sich in seiner Wohnung, ohne den Aterbius sehen zu wollen. Zwar giebt Hieronymus zur Ursache dieses Verhaltens an, daß Rufinus weder seinem Beispiele habe folgen, noch durch ein gegenseitiges sich als einen Kezer habe offenbaren wollen; er versichert überdieß, daß Aterbius, wenn er die Stadt nicht bald verlaßen hätte, den Stock gefühlt haben würde, mit welchem Rufinus die Hunde abzuwehren pflegte. Doch diese Vermuthungen haben aus dem Munde eines Gegners kein Gewicht; man sieht nur so viel aus seiner Erzählung, daß er und sein damaliger Freund die Beschuldigung des Origenismus auf eine sehr verschiedene Art — welcher von beiden zu seiner größern Ehre? fällt bald in die Augen — aufgenommen haben.

Der Anfall eines solchen gemeinen und rohen Eiferers scheint unbeträchtlich gewesen zu seyn. Gleichwohl erschütterte er schon die Gesinnungen des Hieronymus ungemein: und unglücklicher Weise erfolgte kurz darauf, im Jahr 394, nach andern etwas später, ein zweyter, der schon mehr zu bedeuten hatte. Vigilantius gab, wie in der Geschichte deßelben (Th. IX. S. 292.) erzählt worden ist, dem Hieronymus sowohl

münd-

mündlich zu Jerusalem, als auf seiner Rückreise und in Schriften Schuld, daß er ein Anhänger des Origenes sey. Dagegen vertheidigte sich Hieronymus in einem besondern Schreiben an den Vigilantius, (Epist. XXXVI. p. 275. sq. l. c.) im Jahr 396. eben so hitzig, als bitter. Er erklärte sich darinne, daß er den Origenes eben so gelesen habe, wie den Apollinarius, und andere Ausleger, deren Bücher die Kirche nicht in allen Stücken annehme. „Origenes, fährt er fort, ist ein Kezer; was geht das mich an? Ich leugne es ja nicht, daß er in den meisten Lehren ein Kezer sey. Er hat über die Auferstehung der Todten, über den Zustand der Seelen, über die Besserung des Teufels geirrt; und was noch wichtiger ist, er hat in seiner Erklärung des Jesaias behauptet, der Sohn Gottes und der heilige Geist wären Seraphim. Wenn ich nicht sagte, daß er geirrt habe, und dieses nicht täglich mit dem Bannfluche belegte: so wäre ich ein Mitgenoße seines Irrthums. Denn wir müßen sein Gutes nicht so annehmen, daß wir auch genöthigt würden, seinen schlimmen Meinungen beyzutreten. Doch hat eben derselbe die heilige Schrift in vielen Stellen gut erklärt, die Dunkelheiten der Propheten ausgelegt, und die größten Geheimniße des Alten und Neuen Testaments offenbaret. Wenn ich also das Gute von ihm übersezt, und das Schlimme entweder abgeschnitten, oder verbeßert, oder verschwiegen habe: muß man es mir zur Last legen, warum die Lateiner durch mich sein Gutes haben, und sein Schlimmes nicht kennen?“ Er führt auch den Hilarius und den Bischof von Vercellä, Eusebius, an, welche gleichfals viele Schriften des Origenes übersezt; das Kezerische aber aus denselben weggelaßen hätten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Schon war also Hieronymus erhizt genug, um aus Besorgniß für den Ruf seiner Rechtgläubigkeit, sich bey jeder Veranlaßung eifrig gegen den Origenes zu erklären. Aber er vergaß vollends alle Schrancken der Mäßigung, als der alte so sehr verehrte Gegner jenes berühmten Mannes, Epiphanius, im Jahr 394. zu Jerusalem alles wider denselben in Bewegung zu sezen versuchte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Epiphanius hauptsächlich deswegen in diese Stadt gekommen sey, um den weitern Fortgang des Ansehens und der Lehren des Origenes, dem der dortige Bischof Johannes, Rufinus, und viele andere, sowohl von der Geistlichkeit, als aus dem Mönchsstande sehr ergeben waren, zu hintertreiben. Johannes nahm ihn in seine Wohnung auf, und versicherte nachmals mit einem Eide, daß Epiphanius daselbst mit ihm wegen der Origenischen Lehrsäze gar nicht gesprochen habe. Er betrug sich auch gegen den Rufinus freundschaftlich, indem er ihn zum Kuße des Friedens und zum gemeinschaftlichen Gebete zuließ. Allein bald darauf hielt er in der Kirche, welche an dem Auferstehungsorte Christi erbauet war, eine Predigt wider den Origenes; oder im Grunde wider den gegenwärtigen Bischof Johannes selbst. Es ist der Mühe werth, die Erzählung des ebenfals anwesenden Hieronymus, wenn sie gleich äußerst partheiisch ist, über die damals vorgefallene unanständige, zum Theil lächerliche Auftritte, beizubringen. (Epist. XXXVIII. p. 312. sq. ed. Martian.) „Du und dein Anhang, so „redet er den Johannes an, gabt durch Hundemäßiges „Zähneblöken, durch Naserümpfen, Kopfkrazen und „durch Wincke, zu verstehen, daß ihr den alten Mann „vor aberwizig hieltet. Hast Du ihm nicht, vor dem „Grabe des Herrn, durch einen abgeschickten Archi-„diakonus befehlen laßen, von solchen Dingen weiter

„nicht

„nicht zu reden? Welcher Bischof hat dieses jemals „seinem Presbyter vor der Gemeine befohlen? Hast „Du nicht, als ihr darauf von der Auferstehungskirche „(Anastasis) zur Kreuzkirche (Crux) gienget, und ein „großer Hauffen von jedem Alter und Geschlechte zu„sammenlief, ihm die Kinder darbot, die Füße küß„te, den Saum vom Kleide abzupfte, als er in diesem „Gedränge nicht fortschreiten, sich kaum erhalten konn„te, von Neid getrieben, gegen ihn, als einen ruhm„räthigen Alten, geschrieen, und dich nicht geschämt, „ihm ins Gesicht zu sagen, er gehe mit allem Vorsaze „so langsam fort? Erinnere Dich doch jenes Tages, „da das Volck, bloß in der Hoffnung, den Epipha„nius predigen zu hören, bis zur ersten Nachmittags„stunde aufgehalten wurde, was Du damals gepredi„get hast! Du sprachst nemlich in wütendem Zorne „gegen die Anthropomorphiten, welche mit bäuri„scher Einfalt glauben, Gott habe solche Glieder, wie „ihm in der heiligen Schrift beigelegt werden. Damals „wandtest Du Augen und Hände, und den ganzen „Körper auf jenen Alten, weil Du ihn dieser so thö„richten Kezerey verdächtig machen wolltest. Nach„dem Du ermüdet, mit trocknem Munde, rückwärts „gebeugtem Nacken, und zitternden Lippen geschwie„gen hattest; und endlich die Wünsche des ganzen „Volcks erfüllt worden sind; was hat Dir der wahn„wizige und alberne Alte gethan? Er stand auf, um „anzuzeigen, daß er etwas weniges reden wolle, grüßte „die Gemeine mit Stimme und Hand, und sagte: „Alles was mein Bruder, dem Amte nach, „und mein Sohn, dem Alter nach, wider die „Kezerey der Anthropomorphiten gesprochen „hat, hat er gut und rechtgläubig gesprochen. „Ich verdamme sie auch selbst. Aber es ist „billig, daß wir eben so, wie wir diese Kezerey

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„verdammen, auch die verkehrten Lehrsäze des „Origenes verdammen. Du wirst es noch behal„ten haben, was darauf vor ein allgemeines Gelächter „und zurufender Beifall erfolgt sey.“

Obgleich einige, zum Theil hier nicht angeführte Umstände dieser Erzählung dunckel oder streitig sind, weil sie ganz auf einem heftigen Schreiben des Hieronymus wider den Bischof zu Jerusalem beruht; so ist doch die Hauptsache, auch wie er sie zum Vortheil des Epiphanius darstellt, hinlänglich, um den Ausbruch dieser Händel zu beurtheilen. Er möchte es gerne als ausgemacht annehmen, daß Epiphanius den Johannes vorher mündlich erinnert habe, ehe er gegen ihn predigte. Allein wenn er auch dieses bewiesen hätte; so war doch ein solcher öffentlicher Anfall auf den Bischof in der Versammlung seiner Gemeine, unverantwortlich. Hieronymus macht sich auch darüber lustig, daß Johannes versicherte, er habe in seiner gedachten Predigt wider die Anthropomorphiten; (so nannte man die hitzigsten Gegner des Origenes, welche würcklich, um sich von seinen Begriffen durchaus zu unterscheiden, auf so grobe von Gott verfielen,) oder in einer andern, nach Veranlaßung des vorgelesenen biblischen Absazes, über alle kirchliche Lehren geredet, welche er bis dahin ohne Aufhören in der Kirche vorgetragen habe. Man begreift unterdeßen leicht, wie Johannes in einer Predigt, welche er zu seiner Vertheidigung halten mußte, einen kurzen Begriff der Glaubenslehre, besonders über die ihm gemachten Vorwürfe, habe anbringen können.

Eine solche mit so vielen öffentlichen Aufsehen ertheilte Losung zum Streite, als Epiphanius im Vertrauen auf sein großes Ansehen gegeben hatte, zog gar bald

bald wichtige Folgen nach sich: und er sorgte selbst dafür, daß es an denselben nicht fehlen möchte. Er kam in das Kloster zu Bethlehem, wo sich Hieronymus aufhielt, unter allen Merckmalen des Verdrusses über die Predigt des Johannes, mit dem er, wie er sagte, zu übereilt die Kirchengemeinschaft unterhalten habe. Das ganze Kloster bat ihn zwar, nach Jerusalem zurück zu kehren, und er that es auch; reiste aber schon in der folgenden Nacht wieder fort, ohne sich mit dem dortigen Bischof unterredet zu haben. Kurz darauf schrieb er mehrmals an die Mönche zu Bethlehem, und forderte schlechterdings von ihnen, daß sie keine kirchliche Gemeinschaft mit ihrem Bischof unterhalten sollten, wenn er nicht vorher in Ansehung seines Glaubens, sich genugthuend erklärt hätte. Sie folgten dem Epiphanius alle; auch Hieronymus, der vornehmste unter ihnen. Rufinus hingegen, der zugleich Mönch und Presbyter war, blieb dem Johannes ergeben; wodurch seine Freundschaft mit dem Hieronymus den ersten Stoß bekam. Diese Trennung in der Gemeine zu Jerusalem, erstreckte sich zwar nicht bis auf die ordentlichen Lehrer oder Aeltesten; stiftete aber doch eine ärgerliche Zerrüttung.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Epiphanius vergrößerte sie noch dadurch, daß er, ein auswärtiger Bischof, für Mönche in dem Kirchensprengel von Jerusalem, einen Presbyter weihte. Ob es diesen an einem solchen Lehrer sogleich damals gefehlt habe, weil sie als Mönche keinen öffentlichen Gottesdienst zu verwalten berechtigt waren, läßt sich freylich nicht völlig ausmachen. Allein es ist wahrscheinlich, daß die Aeltesten des Bischofs Johannes jenen schismatischen Mönchen die Ausübung ihres Amtes gar bald werden versagt haben: und der gelehrte Presbyter, den sie unter sich hatten, Hieronymus,

J. n. C. G. 363 bis 430.

nymus, war nicht allein wider seine Neigung dazu bestellt worden; sondern konnte auch niemals dahin gebracht werden, an Statt der Vorschriften des Mönchslebens, die Pflichten des Lehramtes zu erfüllen. Hierinne ahmte ihm ein anderer dortiger Mönch, Vincentius, der gleichfals Presbyter war, nach. Hieronymus aber hatte einen jüngern Bruder von beynahe dreyßig Jahren, Paulinianus, im Kloster neben sich, der dem Bischof von Jerusalem schon seit einiger Zeit auswich, weil ihn derselbe auch zum Presbyter ernennen wollte. Wenigstens beruft sich Epiphanius in seinem Schreiben an diesen Bischof, (Epiphan. Opp. T. II. p. 312. sq. Hieronymi Epist. CX. p. 822. sq.) worinne er seine Handlung rechtfertigt, darauf. Nach seiner Versicherung wünschten ihn die Mönche zu Bethlehem selbst zu ihrem Lehrer, indem sie sich beklagten, daß sie niemanden hätten, der ihnen den öffentlichen Gottesdienst hielte, (Domini sacramenta conficere.) Als daher Paulinianus mit den Kirchendienern des Klosters und andern Mönchen, zum Epiphanius in ein Kloster des Kirchensprengels von Eleutheropolis, in welchem er sich eben aufhielt, kamen, um ihn wegen eines gewißen Mißvergnügens über sie zu besänftigen: ließ er den erstern, während des Gottesdienstes in der benachbarten Kirche, da er an nichts weniger dachte, durch mehrere Kirchendiener greiffen, und ihm den Mund zuhalten, damit er nicht etwan um Christi Willen flehen möchte, ihn frey zu laßen. Hierauf weihte er ihn zum Diakonus, und nöthigte ihn, indem derselbe stets behauptete, er sey dessen unwürdig, durch Vorhaltung seiner Schuldigkeit gegen Gott, und biblischer Schriftstellen, dieses Amt anzunehmen. Kaum aber hatte es Paulinianus angetreten, als ihm Epiphanius abermals mit der größten Schwierigkeit den Mund zuhalten ließ, und ihn

ihn zum Presbyter weihte; wobey er wieder gleiche Gründe gebrauchte, ihm die Einwilligung abzunöthigen. Hierauf schrieb er an die Aeltesten und andern Mönche zu Bethlehem, und verwies es ihnen, daß sie dieses nicht selbst von ihm verlangt hätten.

Gleichwohl stritt diese Handlung offenbar mit den Kirchengesezen. Vergebens drangen Epiphanius und seine Anhänger darauf, daß die Weihung des Paulinianus nicht in dem Kirchensprengel von Jerusalem vorgenommen worden sey; er war doch für diesen zum Lehrer bestimmt worden. Auch war es eben so wenig eine hinlängliche Vertheidigung, was Epiphanius in dem genannten Schreiben anführte, daß er nicht allein oft von andern Bischöfen in seinem Sprengel auf der Insel Cypern geweihte Aeltesten angenommen; sondern sie sogar dazu aufgemuntert habe. Kein Bischof konnte den andern nöthigen, der Kirchenverfaßung etwas zu vergeben; aber bey denjenigen Umständen, in welche Epiphanius die Gemeine des Bischofs von Jerusalem versezt hatte, war eine solche Zudringlichkeit noch gefährlicher. Daher wurde auch der Bischof Johannes durch diesen Eingriff in seine Rechte sehr aufgebracht. Er tadelte besonders am Paulinianus, daß er für einen Lehrer noch nicht die nöthigen Jahre habe, und drohte, sich über das erlittene Unrecht in Briefen an die entferntesten Bischöfe zu beschweren. (Epiph. l. c. in Hieron. Epist. p. 822.) Hieronymus erzählt noch überdieß, daß Johannes seinen Aeltesten verboten habe, die Catechumenen des Klosters zu Bethlehem zu tauffen; daß er alle, welche den Paulinianus als Presbyter erkannten, von dem Eingange in die Auferstehungskirche ausgeschloßen, Verstorbenen von dieser Parthey kein Begräbniß verstattet, sich sogar bemüht habe, den Hieronymus

J. n. C. G. 363 bis 430.

die höchste obrigkeitliche Macht aus Palästina verweisen zu lassen. (Epist. XXXVIII. p. 333. Epist. XXXIX. p. 338.)

Doch selbst die Gegner des Bischofs von Jerusalem, von denen hier alle Nachrichten herrühren, stimmen nicht einmal mit sich in der Vorstellung und Rechtfertigung ihres Betragens, durchgehends überein. Man hatte dem Johannes zur Vermehrung seines Unwillens, gemeldet, daß Epiphanius beym öffentlichen Kirchengebete seiner mit den Worten gedencke: Herr! verleihe dem Johannes, daß er recht glaube! Darauf schrieb ihm der erstere: „Halte uns „nicht vor so sehr bäurisch, daß wir dieses ausdrücklich „hätten sagen können! Denn ob ich es gleich immer in „meinem Herzen bete; so habe ich es doch, aufrichtig „zu gestehen, niemals andere hören laßen, damit es „nicht scheine, als wenn ich Dich, mein Geliebtester! „geringschäzte. Wenn wir aber das vollständige Ge„bet nach der Einrichtung des Gottesdienstes sprechen, „so sagen wir für alle, und auch für Dich: Behüte „den, der die Wahrheit lehrt! oder auch so: „Verleihe, Herr! und behüte ihn, daß er das „Wort der Wahrheit lehre! so wie es die Gele„genheit und Verbindung der Rede mit sich bringt. „Daher flehe ich Dich, mein Geliebtester! und bitte „Dich, zu Deinen Füßen hingeworfen, gönne es mir „und Dir, daß Du, wie geschrieben steht, von dem „verkehrten Geschlechte gerettet werdest, und entferne „Dich von der Ketzerey des Origenes, und von allen „Ketzereyen, mein Geliebtester! Denn ich sehe, daß „Euer ganzer Unwille daher entstanden ist, weil ich „gesagt hatte: Ihr müßt den Vater des Arius, nem„lich den Origenes, der auch die Wurzel und der „Vater anderer Ketzereyen ist, nicht loben.“ Schon

das-

dasjenige, was Epiphanius von seiner Gebetsformel gesteht, bestärckt die Beschuldigung, daß er den Johannes auf eine andächtig zweydeutige Weise öffentlich durchgezogen habe. Es ist auch nicht wohl begreiflich, wie er von diesem Bischof im Ernste habe sagen können, daß er die Wahrheit lehre, da er ihm vorher, und auch in diesem Schreiben, Kezereyen vorgeworfen hat.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ueberhaupt enthält dieses Schreiben, welches Epiphanius noch im Jahr 394. an den Bischof zu Jerusalem abgelaßen haben mag, und welches nur noch in der lateinischen Uebersezung des Hieronymus vorhanden ist, manche sonderbare Stellen, aus denen man entweder ungern schließen müßte, daß Epiphanius ein scheinheiliger Heuchler gewesen sey; oder wenigstens, daß der hizige Religionseiferer Gesinnungen, Worte und Handlungen, die einander widersprechen, leichter als andere zu vereinigen wiße. Er hatte so viele Mönche von der Kirchengemeinschaft des Johannes loßgerissen; und versichert doch, daß er sie selbst im öffentlichen Gebete mit ihm unterhalte. Mit gleicher Dreistigkeit sagt er es diesem Bischof ins Angesicht, er habe ihm dadurch weder Schaden noch Unrecht zugefügt, daß er den Paulinianus zum Presbyter geweiht habe; es sey dieses nicht in seinem Kirchensprengel geschehen: und wenn gleich jedem Bischof die Besorgung gewißer Gemeinen anvertrauet sey; so müße doch die Liebe Christi allen vorgezogen, und darauf gesehen werden, nicht was, sondern wenn, wie und warum es geschehen sey. Denn da es keinen Unterschied zwischen den Lehrern gebe, so sollte Johannes vielmehr darüber froh seyn, daß Epiphanius durch die Furcht Gottes genöthigt worden ist, eine nüzliche Sache vorzunehmen. Außer demjenigen, was vorher bereits

J. n. C. G. 363 bis 430.

bereits aus diesem Schreiben angeführt worden ist, enthält es besonders ausführliche Warnungen vor der Ketzerey des Origenes. Bald scheint es, daß der Verfaßer nur bey Wünschen und Erinnerungen stehen bleibe. „Gott befreye Dich, Bruder, schreibt er, „und das heilige Volck Christi, das Dir anvertrauet „ist, und alle Brüder, welche bey Dir sind, vornem„lich aber den Presbyter Rufinus, vor dieser und „allen andern verderblichen Ketzereyen!“ Andere Stellen aber scheinen mehr die wahre Absicht des Epiphanius aufzudecken; nemlich den Bischof zu Jerusalem würcklich zum Anhänger jener Ketzerey zu machen. Denn er sagt ausdrücklich, (p. 824.) es habe ihn gereuet, die kirchliche Gemeinschaft mit dem Johannes unterhalten zu haben; da er doch die Irrthümer und Lehren des Origenes so sehr vertheidige. Er vergißt auch nicht, diese Irrthümer herzurechnen, zum Theil sogar zu widerlegen. Ob sie gleich bereits oben (S. 113. fg.) aus dem großen Wercke des Epiphanius angeführt worden sind; so müßen sie doch auch hier, wegen einiger dabey angebrachten Veränderungen oder Zusäze, wiederholt werden. Origenes hat also gelehrt, daß weder der Sohn Gottes den Vater, noch der heilige Geist den Sohn sehen könne. Er hat behauptet, die Seelen wären ehemals Engel im Himmel gewesen; aber wegen ihrer Sünden in diese Welt, wie in Gräber herabgestoßen, und in ihre Körper zur Strafe verwiesen worden. Die Wahrheit der Geschichte verfälscht er durch lügenhafte Allegoricen, und verdreht die Worte nach seinen Absichten, wie er zum Beispiel das Wort ψυχὴ von ψύχεσθαι herleitet, weil die Seelen, indem sie von der Höhe herabgekommen wären, ihre vorige Wärme verloren hätten. Er untersteht sich, zu lehren, der Teufel werde wieder dasjenige werden, was er ehemals gewesen war, und

zu

zu seiner ersten Würde im Himmel von neuem gelangen. Die Röcke von Fellen, welche Gott für den Adam und Eva verfertigte, hält er vor die menschlichen Körper. Durch schlüpfrige Beweisgründe leugnet er die Auferstehung dieses Fleisches. Er schenckt uns das Paradies im dritten Himmel, und versezt dasjenige, deßen die Schrift gedenckt, von der Erde in den Himmel, erklärt auch alle Bäume in demselben allegorisch, nemlich vor Englische Mächte. Eben so versteht er die Waßer über der Feste; und die unter derselben befindlichen hält er vor entgegengesezte Mächte, oder Dämonen. Unter die vielen schlimmen Lehrsäze, welche Origenes vorgetragen habe, zählt Epiphanius auch diesen, daß Adam das Ebenbild Gottes verloren habe; welches doch die Schrift nirgends sage. Wäre dieses wahr, sezt er hinzu, so würde nicht noch alles in der Welt dem menschlichen Geschlechte dienen; indem es daran durch das göttliche Ebenbild ein Recht empfangen hat.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Dieses Schreiben, das Rufinus in der Folge dem Hieronymus beilegte, vermuthlich, weil es mit dessen Gesinnungen, auch gegen ihn, so sehr übereinstimmte, wurde nicht allein in Palästina durch viele Abschriften ausgebreitet, und sehr begierig gelesen; sondern auch, wie Hieronymus versichert, (Epist. XXXIII. p. 248.) wegen der Gelehrsamkeit und Reinigkeit der Schreibart, sowohl von Gelehrten als Ungelehrten bewundert. Aber dieser übersezte es bald, auf Verlangen eines Italiänischen Mönchs Eusebius ins Lateinische. Eusebius hatte diese nach dem Geständniße des Hieronymus eilfertig in die Feder gesagte Uebersezung anderthalb Jahre bloß zu seinem Gebrauche, als sie ihm entwandt, und zu den Gegnern des Epiphanius und Hieronymus nach Jerusalem

gebracht

J. n. C. G. 363 bis 430.

gebracht wurde. Der leztere gab nachmals zu verstehen, (l. c) daß es wohl der Bischof Johannes seyn möchte, der diesen Diebstahl veranlaßt hätte; anderwärts hingegen beschuldigt er deßen den Rufinus (in Rufin. L. III. p. 439. l. c. Opp.) Es ist für diese Geschichte zu klein, darüber Untersuchungen anzustellen, die ohnedieß auf keinen sichern Grund gebauet werden können. Genug, man warf dem Hieronymus vor, daß seine Uebersezung sehr ungetreu sey, und daher von dem gedachten Schreiben einen ganz falschen Begriff gebe. In der Besorgniß, daß man zu Rom würcklich einen solchen Argwohn gegen ihn erregen möchte, schrieb er an den Pammachius einen langen Brief, oder vielmehr eine Abhandlung, von der besten Art zu übersezen, (de optimo genere interpretandi. Epist. XXXIII. p. 248 sq. ed. Martian.) Er vertheidigt sich darinne nicht übel, daß er das Schreiben des Epiphanius nicht durchaus wörtlich übersezt habe. Was aber seine allgemeinen Grundsäze vom Uebersezen betrifft, die er zugleich angebracht hat: so gehöret die Anzeige derselben in seine Lebensgeschichte.

Während dieser Zeit, oder bis ins Jahr 396. verantwortete sich der Bischof von Jerusalem nicht schriftlich wider den Epiphanius: eine Gelaßenheit, welche den leztern so sehr verdroß, daß er sich in vielen Briefen an Bischöfe in Palästina darüber beschwerte. (Hieron. Epist. XXXVIII. p. 334.) Auch Hieronymus fand es unanständig, daß Johannes auf Fragen und Vorwürfe über Glauben und Kezerey nicht antworte; da doch so viele Brüder und große Hauffen von Mönchen in Palästina die Kirchengemeinschaft mit ihm aufgehoben hätten. (l. c. p. 308.) Allein das Betragen des Johannes scheint bedachtsam und klug gewesen zu seyn. Eine Verdammung der Lehr-

säze

säze des Origenes, die man von ihm erwartete, konnte er nicht wohl leisten; eine Entschuldigung derselben, die ihnen zum Theil gebührte, würde ihn noch verdächtiger gemacht haben: und eine allgemeine Erklärung über seine Rechtgläubigkeit, hatte seine Gegner nicht befriedigt. Unterdeßen that er etwas, woraus seine Friedensliebe hervorleuchtete: er suchte den Bischof Theophilus von Alexandrien, der vor einen Freund des Origenes gehalten wurde, die Einigkeit wiederherzustellen. Rufinus, ein Schüler und Freund des Theophilus, mag ebenfals bey demselben daran gearbeitet haben; wiewohl Hieronymus die Bemühungen deßelben als ganz feindseelig vorstellt. (in Rufin. L. III. p. 453. sq. Opp. l. c.) Zu gleicher Zeit versuchte es der Comes Archelaus, der im folgenden Jahre Statthalter von Aegypten wurde, ein frommer und beredter Mann, beyde Partheyen mit einander auszusöhnen. Unsere Hauptforderung, sagt Hieronymus, (Epist. XXXVIII. p. 331.) war diese, daß sich Johannes über den Glauben richtig erklären sollte. Man bestimmte einen Ort der Zusammenkunft; der Bischof versprach hinzukommen, und die Mönche erschienen bereits in großer Anzahl daselbst. Auf einmal ließ er melden, daß er sich wegen der Kranckheit einer gewißen Frauensperson, nicht einfinden könne. Archelaus brachte die Versammlung dahin, noch zween Tage zu warten; er kam aber eben so wenig. Ueber dieses Außenbleiben macht sich Hieronymus, von dem die ganze Erzählung herrührt, sehr lustig; man weiß aber nicht, wie treu seine Nachrichten sind, und ob nicht Johannes den Verdacht geschöpft habe, daß seine Mönche, unter dem Vorwande des Glaubens, ihn haben nöthigen wollen, nach ihrer Vorschrift Verdammungsurtheile auszusprechen. Doch kurz darauf langte Isidorus, ein Aegyptischer Aeltester, als

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ab-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Abgeordneter des Theophilus, in Palästina an. Ob er gleich die Anführer beyder Partheien sprach; so konnte er sie doch nicht mit einander vereinigen: zumal, da er sich zu mercklich auf die eine Seite neigte. Denn Hieronymus scheint sich mit Rechte darüber zu beschweren, daß Isidorus nicht allein bereits vor seiner Ankunft sich für den Origenes und deßen Freunde erklärt, sondern sich auch geweigert habe, ihm die an ihn gerichteten Briefe des Theophilus zu übergeben, weil ihm solches der Bischof von Jerusalem verboten hätte. (Hieron. Epist. XXXVIII. p. 330. sq. ed. Mart.) Hingegen erklärte es Hieronymus vor eine grobe Lüge, daß er und seine Anhänger, nach dem Vorgeben des erstgenannten Bischofs, mehrmals und sogar eidlich, dem Isidorus versichert hätten, sie fänden jezt eben so wenig an dem Glauben des Johannes zu tadeln, als da sie noch die Kirchengemeinschaft mit ihm unterhielten. Er gestand aber doch so viel, daß er den Johannes vorher niemals einer Ketzerey schuldig gehalten habe, bis ihm dieselbe vom Epiphanius wäre vorgeworfen, und von diesem zugleich allen Mönchen eingeschärft worden, die kirchliche Gemeinschaft mit ihrem Bischof aufzuheben; auch er habe dieses gethan, ohne zu untersuchen, worinne diese Ketzerey bestehe, und ohne eben die Vertheidigung des Epiphanius zu übernehmen, der ihm übrigens höchst ehrwürdig sey. (l. c. et Epist. XXXIX. p. 336.) Das heißt doch in der That nichts anders, als daß Hieronymus bereit gewesen ist, einen jeden sogleich als einen Ketzer zu fliehen, den Epiphanius davor ausgab: bloß darum, weil dieser ein zu angesehener Mann war, als daß man ihm hätte widersprechen dürfen.

Auf der andern Seite beklagte sich Johannes darüber, daß er von der Parthey des Hieronymus weiter nichts

nichts verlangt habe, als sie möchte sich, obgleich manche von derselben wider die Kirchengeseze geweiht worden wären, wieder mit der Kirche vereinigen, und nicht eine unabhängige Gemeine vorstellen; daß sie aber Statt deßen vielmehr seinen Glauben verdächtig gemacht hätte. Dieses und vieles andere sagte er zu seiner Ehrenrettung in einem Schreiben, welches er dem Isidorus, bey seiner Rückreise, an den Theophilus mitgab. Es ist von demselben nur noch eine Anzahl Stellen in zwey Briefen des Hieronymus (Epist. XXXVIII. et XXXIX.) übrig. Aus denselben hat sie Wastel gesammelt, und mit vielen Anmerckungen begleitet. (Vindic. Opp. Iohann. Hierosol. p. 530. sq. Opp. T. II.) Unter andern führte auch Johannes darinne dasjenige an, was er in Gegenwart des Epiphanius, von der vollkommenen Gleichheit der drey göttlichen Personen, von der Schöpfung, besonders des Menschen, von den Engeln, von der Auferstehung des gegenwärtigen Leibes, und von dem jüngsten Gerichte, gepredigt hatte: alles zum Beweise, daß er die dem Origenes vorgeworfenen Irrthümer nicht lehre.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Glaubt man dem Hieronymus: so war er in diesem Schreiben am wenigsten geschont, besonders als ein unruhiger und zänckischer Kopf abgebildet worden. Nach eben diesem Schriftsteller, breitete Johannes sein Schreiben weit herum, als eine Schuzschrift wider den Epiphanius, aus; rühmte sich auch, daß ihm Theophilus völlig Beifall gegeben habe. Man hat würcklich Spuren gefunden, welche diesen leztern Umstand bestätigen. Die Nachricht des Palladius, (Dial. de vita S. Io. Chrysostomi, p. 150. sq. Paris. 1680. 4.) daß Theophilus den Epiphanius, entweder gegen den Damasus, oder, (wie er richtiger

J. n. C. G. 363 bis 430.

hinzufügt,) gegen den Siricius, beide Bischöfe zu Rom, vor einen Ketzer oder Schismatiker ausgegeben habe, gehört allem Ansehen nach in diese Zeiten. Noch bestimmter erzählen Sokrates (Histor. Eccles. L. VI. c. 10.) und Sozomenus, (H. E. L. VIII. c. 14.) daß der Alexandrinische Bischof den Cyprischen des Anthropomorphismus beschuldigt habe. Dieser Streit, der bisher hauptsächlich nur Palästina beunruhigt hatte, stiftete nun auch zu Rom Bewegungen. Epiphanius meldete es zwar dem Bischof Siricius, daß Johannes von Jerusalem sich auf seine Vorwürfe nicht verantwortet habe; aber zugleich machte das Schreiben des leztern einen für seine Gegner ziemlich nachtheiligen Eindruck in jener Hauptstadt.

Daher entschloß sich Hieronymus, auf Zureden seines dortigen Freundes Pammachius, sich und den Epiphanius gegen den Bischof von Jerusalem schriftlich zu vertheidigen. Das Schreiben, welches er in dieser Absicht, etwan um den Anfang des Jahrs 397. an seinen Freund abließ, (Epist. XXXVIII. ad Pammachium, adversus haereses Iohannis, Hierosl. Episc. p. 306. sq. ed. Mart.) ist eine ziemlich ausführliche Streitschrift, aus welcher bereits vieles über die ganze Geschichte der Streitigkeit angeführt worden ist. Hieronymus sucht darinne hauptsächlich zu zeigen, daß sich Johannes nur wegen drey der ihm vom Epiphanius vorgeworfenen acht Irrthümer des Origenes, nemlich über die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, über das Vorherdaseyn der Seelen, und über die Auferstehung der Todten; den Origenes aber gar nicht gerechtfertigt, und daß er überhaupt sich selbst durch Dunkelheit und Zweydeutigkeit aus seiner schlimmen Verfaßung herauszuwickeln gesucht habe. Origenes, schreibt er, leugnet, daß der Sohn Gottes den Vater,

und der heilige Geist den Sohn sehe. Dagegen beweisest Du, daß Du kein Arianer bist; an Statt daß Du geradezu jene Lehre hättest verfluchen sollen: so wie ich, wenn ich meinen Vater, Mutter oder Bruder dieses wider meinen Christum sagen gehört hätte, ihren Mund gleichsam als das lästernde Maul eines tollen Hundes würde zerrißen haben. — Du antwortest etwas ganz anders, als wornach Du gefragt wirst. — Eben so machst Du es bey der zweyten Frage von den Seelen: Du sagst, aus den Engeln würden eher Dämonen, als Seelen. Aber nach dem Origenes sind ja auch die Dämonen Seelen von luftigen Körper, und sie sollen nachher, wenn sie sich gebeßert haben, menschliche Seelen werden; vernünftige Geschöpfe sollen nach und nach zum lezten Grade, das heißt, zu Fleisch und Blut herabsteigen: eine heydnische und Platonische Lehre. Als ich einen von eurem Hauffen nöthigte, zu sagen, was er von der Seele dächte, ob sie vor dem Körper da gewesen sey, oder nicht? antwortete er, Körper und Seele wären zugleich da gewesen. Ich wußte es wohl, daß dieser Kezer Fallstricke in seinem Vortrage suchte. Endlich fand ich, daß er erst alsdann, nachdem er den Körper beseelt hatte, dasjenige Seele genannt wißen wollte, was vorher ein Dämon, oder ein Engel des Satan, oder ein Geist der Hurerey, oder auf der entgegen gesezten Seite, eine Herrschaft, eine Gewalt, ein verwaltender Geist, oder ein Bote genannt worden sey. Wenn aber die Seele eher vorhanden war, als Adam im Paradiese gebildet wurde, und in jedem Zustande etwas gethan hat: so muß eine Ursache vorhergegangen seyn, warum sie, die zuerst ohne Körper war, nachher mit einem umgeben worden ist. Und wenn es der Seele natürlich ist, ohne Körper zu seyn: so ist es wider die Natur, im Körper zu seyn. Ist aber dieses leztere

J. n. C. G. 363. bis 430.

 wahr:

J. n. C. G. 363 bis 430.

wahr: so wird auch die Auferstehung des Körpers wider die Natur seyn. Allein die Auferstehung wird nicht wider die Natur erfolgen: also wird nach eurer Meinung der wider die Natur auferstehende Körper keine Seele haben. — Warum brichst Du die angefangene Erörterung über die menschliche Seele auf einmal ab, um Dich zu den Engeln und zu dem Leibe Christi zu wenden? Wenn das Einblasen Gottes, (welches Du doch nicht zugiebst,) den Zustand der Seele festsezt, woher bekam sie *Eva*, der sie Gott nicht eingeblasen hat? Ich will nicht gedencken, daß *Eva*, welche zum Vorbilde der Kirche, von der Ribbe des Mannes gebauet worden ist, nach so vielen Jahrhunderten, nicht die Verleumdungen ihrer Enckel ausstehen sollte. Woher haben ihre ersten Kinder, woher hat das ganze menschliche Geschlecht seine Seelen bekommen? Etwan durch eine natürliche Fortpflanzung, (ex traduce) wie bey den Thieren? oder sind die vernünftigen Geschöpfe aus Begierde nach den Körpern, allmählich auf die Erde herabgesuncken, und zulezt auch an die menschlichen Leiber gebunden worden? Bringt nicht vielmehr, wie die Kirche nach dem Ausspruche des Erlösers lehrt: **Mein Vater würcket bis jezt, und ich würcke auch**; ingleichen nach dem Zacharias: **Der den Geist des Menschen in ihm bildet**, auch nach den Psalmen: **Der in jedem die Herzen bildet**, Gott täglich Seelen hervor? Ich weiß, was ihr dagegen zu sagen pflegt; daß ihr uns Ehebrüche und Blutschanden vorwerft; aber dieses kann auch wider euch gedreht werden. Was dem Schöpfer der gegenwärtigen Zeit unanständig zu seyn scheinet, das ist auch seines Geschencks unwürdig. Aus Ehebruch gebohren werden, ist nicht die Schuld des Gebohrnen; sondern des Zeugenden. Der Körper und die Seele haben Einen Schöpfer. **Jephtah**, den der Apostel unter die Heiligen rechnet,

rechnet, war der Sohn einer Hure. Wenn es anstößig ist, von einem menschlichen Körper gebohren werden; wie konnten Isaac, Simson und Johannes der Täuffer Kraft einer göttlichen Verheißung gebohren werden?

J. n. C. G. 363 bis 430.

Er wirft ferner dem Johannes vor, daß er zwar in seinem Schreiben ein gewaltiges Wortgeräusche über die Auferstehung erregt; aber indem er neunmal den Körper genannt, nicht ein einzigesmal das Fleisch erwähnt habe. Er möchte nicht sagen, Fleisch und Körper sey einerley; warum hätte er denn nicht beydes gleichbedeutend gebraucht? Aber diese Wörter hätten auch nicht einmal einerley Bedeutung; alles Fleisch sey ein Körper; nicht jeder Körper sey Fleisch, indem es auch einen luftigen gebe, der nicht gesehen noch gefühlt werde. Johannes, fährt er fort, hat nur darum so geschrieben, damit wir glauben möchten, er lehre die Auferstehung des Fleisches; da hingegen die Vollkommenen von seiner Parthey, welche mit dem Psalm zu sagen pflegen: Der ganze Ruhm der Königstochter ist inwendig, wohl wußten, daß er dieselbe leugne. So verwarf auch Origenes den gemeinen Glauben der Christen, als wenn eben dieselben Knochen, das Fleisch und Blut, welches wir jezt haben, dereinst auferstehen würden; er gab solches nur von der Grundlage und dem Saamen des gegenwärtigen Körpers zu, welches er ἐντεριώνη, das Innere oder den Kern deßelben, nannte: indem bey dem gewöhnlichen Begriffe, nach seiner Meinung, viel Ungereimtes über die Einrichtung und Bestimmung des menschlichen Körpers angenommen werden müßte. Dagegen beruft sich Hieronymus auf das Symbolum unsers Glaubens und unserer Hoffnung, das die Apostel gelehrt haben, das nicht auf Papier

 und

J. n. C. G. 363 bis 430.

und mit Tinte, sondern in den fleischernen Tafeln des Herzens geschrieben wird; und worinne nach dem Bekenntniße der Dreyeinigkeit, ingleichen der Einheit der Kirche, die sämmtliche geheiligte christliche Lehre (omne Christiani dogmatis sacramentum) mit der Auferstehung des Fleisches beschlossen werde. Er bringt darauf Schriftstellen bey, welche beweisen sollen, daß das jezige Fleisch nothwendig auferstehen müße, weil es von demselben heiße, daß es werde überge-kleidet werden, in der Hoffnung rufen, nicht die Verwesung, wohl aber das Heil Gottes sehen. Selbst nach Christi Zeiten, sagt er, habe niemand so deutlich von der Auferstehung des Fleisches geschrieben, als Hiob (C. XIX.) vor Christo davon geweißagt habe; er habe sich recht unter dem Leiden seines Fleisches damit aufgerichtet, daß eben daßelbe dereinst werde auferweckt werden. Ich will nur ganz frey, sezt Hieronymus hinzu, den Glauben der Kirche bekennen. Die Wahrheit der Auferstehung kann ohne Fleisch und Knochen, ohne Blut und Gliedmaaßen, gar nicht verstanden werden. Wo alles dieses ist, da muß auch ein Unterschied der Geschlechter seyn: und wo dieser sich findet, da ist Johannes Johannes, und Maria ist Maria. Fürchte Dich nicht vor der Heyrath derer, welche schon vor dem Tode in ihrem Geschlechte, ohne die eigenthümlichen Wercke des Geschlechts gelebt haben. Wenn gesagt wird: An demselben Tage werden sie weder freyen, noch sich freyen laßen, so gilt solches von denen, welche freyen können, und gleichwohl nicht freyen werden. — Nimm den Körper weg, und seze an deßen Stelle das Fleisch: so hast Du Mann und Weib nicht geleugnet. Denn wer lebt mit dem Ruhm der Keuschheit, der nicht ein Geschlecht haben sollte, mit welchem Unkeuschheit hat begangen werden können? Die uns versprochene Aehn-

lichkeit

lichkeit mit den Engeln, ist eine Seeligkeit, in welcher sich die Engel ohne Fleisch und Geschlechte befinden; die uns aber in unserm Fleische und Geschlechte geschenckt werden soll. Die Auferstehung von Gliedern, welche ihre Pflicht nicht verrichten werden, darf nicht gleich überflüßig scheinen, da wir uns noch in diesem Leben bemühen, die Geschäfte der Gliedmaaßen nicht zu erfüllen. Die Gründe aber, welche Du von Knaben und Kindern, von Alten, und Speisen, und Unflath wider die Kirche hergenommen hast, sind nicht die Deinigen; sie sind aus der Quelle der Heyden geflossen. Henoch und Elias sind doch seit so langer Zeit in eben dem Alter verblieben, in welchem sie in den Himmel aufgenommen worden sind. Sie haben Zähne, einen Bauch und Zeugungsglieder; gleichwohl bedürfen sie weder der Speisen, noch der Eheweiber. Warum verleumdest Du die Macht Gottes? Er, der so viele veränderte Körper aus den allerersten Bestandtheilen hervorbringen kann, wird doch wohl das bereits gewesene wiederherstellen können! Du verwunderst Dich darüber, daß aus Kindern und Greisen vollkommene Männer auferstehen; da doch ein vollkommener Mensch, ohne Wachsthum des Alters, aus einem Erdenkloß gemacht worden ist. Zu diesem allem sezt Hieronymus Hauffenweise, wie er es nennt, aber eben deswegen oft mit schlechter Wahl und gezwungener Deutung, Beweise aus der heiligen Schrift. Wer kein hochzeitlich Kleid hat, fängt er an, noch den Befehl beobachtet hat: Deine Kleider sollen stets weiß seyn, (Pred. Sal. C. VIIII.) der wird an Händen und Füßen gebunden, damit er nicht beym Gastmahl noch auf dem Throne sitze, auch nicht zur Rechten des Herrn stehe. Die Haare eures Hauptes sind gezählet. Wenn die Haare gezählt sind, so mögen es wohl die Zähne noch leichter seyn. Sie sind aber ver-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

gebens gezählt, wenn sie dereinst umkommen sollen. Alsdann wird das Wort des Herrn durch den Propheten erfüllt werden: Mein Volck! gehe ein wenig in deine Kammern, bis mein Zorn vorüber sey. Die Kammern (cellaria) bedeuten die Gräber, aus welchen das darinne Verwahrte hervorgezogen wird. Die Hand des Moses ist Schneeweiß geworden; hat aber darauf ihre erste Farbe wieder bekommen, und war in benderley Gestalt seine Hand. Der Töpfer beym Jeremias, deßen Gefäß durch die harten Steine zerbrochen wurde, hat daßelbe von gleicher Maße und gleichem Thone wieder hergestellt. Aber selbst das Wort Resurrectio zeigt an, daß nicht etwas anders falle, (ruere) und etwas anderes auferweckt werde, (suscitari;) und wenn hinzugesezt wird: der Todten, so verweiset dieses auf das eigene Fleisch: denn was in dem Menschen stirbt, wird auch lebendig gemacht. Der Verwundete auf dem Wege nach Jericho, wird ganz in die Herberge getragen, und die Schläge der Sünden werden durch die Unsterblichkeit geheilt. Wer ist derjenige, sagt Jesaias, der aus Edom heraufsteigt? seine Kleider sind glänzend aus Bazar; er ist so schön im weißen Kleide! Edom heißt entweder irdisch, oder blutig; und Bazar bedeutet entweder Fleisch, oder in Trübsal. Hier wird in wenigen Worten das ganze Geheimniß der Auferstehung, nemlich die Wahrheit des Fleisches, und der Zuwachs von Herrlichkeit gezeigt. Der Verstand ist dieser: Wer ist derjenige, der von der Erde, vom Blute emporsteigt? deßen Kleider vom Fleische, oder von der Trübsal der Welt röthlich sind: denn er hat die Welt überwunden. Daher sind seine Kleider roth und weiß; wie er auch im Hohenliede genannt wird; und ihm ahmen diejenigen nach, welche ihre Kleider nicht mit Weibern befleckt haben. Unser Herr aß vierzig Tage lang nach seiner Auferstehung

hung mit den Aposteln, damit man ihn nicht vor ein Gespenst halten möchte, und sein Lebendigwerden außer Streit gesezt würde. Werden wir also auch nach der Auferstehung eßen? Ich weiß es nicht: denn es steht nichts davon geschrieben. Wenn man aber die Frage aufwirft: so glaube ich, man müße sie verneinen. Denn ich habe gelesen, daß das Reich Gottes nicht Eßen und Trincken ist; auch hat Er uns versprochen, was kein Auge gesehen, und kein Ohr gehöret hat. Moses und Elias haben vierzig Tage und Nächte hindurch gefastet. Das ist wider die Natur; aber Gott nicht unmöglich: und durch Ihn kann der Mensch auch auf ewig ohne Eßen und Trincken leben. Daß der Erlöser vor seinen Jüngern verschwunden ist, geschah ebenfals durch die Kraft Gottes; nicht als wenn er einen Schattenleib gehabt hätte. Seine Jünger aßen mit ihm, weil sie den Menschen und das Fleisch sahen: nicht, als wenn der eine Gott, der andere Mensch gewesen wäre; sondern weil einer und eben derselbe Sohn Gottes als Mensch erkannt, und als Gott angebetet wurde. — Neulich sagte ein Marcionit: „Wehe demjenigen, der in diesem Fleische und in diesen Knochen auferstehen sollte! **Wir sind zugleich begraben, und durch die Tauffe mit Christo auferstanden.** Verstehst Du darunter eine Auferstehung der Seele oder des Fleisches?" Ich gab zur Antwort: Auch des Fleisches, welches mit der Seele in der Tauffe wiedergebohren wird. Und wie sollte es umkommen, da es in Christo wiedergebohren worden ist? Er wandte die Stelle ein: **Fleisch und Blut werden das Reich Gottes nicht besizen.** Freylich nicht besizen, versezte ich, weil das **Verwesliche das Unverwesliche nicht besizen wird**; aber sie werden doch auferstehen, und zu jenem Besize tüchtig gemacht werden. — Zulezt wirft es Hieronymus dem Jo-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

hannes als ein grobes Versehen vor, daß er sich an den Bischof von Alexandria, der in Palästina nichts zu sagen hatte, und nicht vielmehr an den Bischof zu Cäsarea daselbst gewandt habe; widerlegt außerdem das Vorgeben deßelben, daß bloß die Weihung des Paulinianus, nicht aber eine Verschiedenheit im Glauben, zwischen ihm und dem Epiphanius Händel gestiftet habe. Er nennt auch den Johannes die einzige Ursache der fortwährenden Spaltung in der Kirche; besonders da sich Paulinianus nunmehr in dem Kirchensprengel seines Bischofs in Cypern aufhalte, und nur bisweilen die Gemeine zu Bethlehem besuche.

Ob Hieronymus in dieser Streitschrift den Bischof von Jerusalem billig behandelt habe, ist freylich schwer auszumachen, weil er aus dem Schreiben desselben nur dasjenige angeführt hat, worüber er ihm Vorwürfe machen wollte. Allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß eine gehäßige Folgerungssucht, und ein wider den Origenes eingenommenes Gemüth, wenigstens die Besorgniß, von einem so angesehenen Lehrer, als Epiphanius war, nicht auch unter die Ketzer gerechnet zu werden, ihn hauptsächlich in Bewegung gesezt haben. Ueber die Frage der Gründlichkeit hingegen ist es leichter zu entscheiden: und nicht bloß ein gelehrter Origenianer, sondern auch jeder andere scharfsichtige Kopf, würde sowohl an den biblischen als an den philosophischen Beweisen des Hieronymus viel auszusezen gefunden haben. Wastel, der den Bischof Johannes sehr mühsam, aber auch bisweilen gezwungen vertheidigt, hat dieses Schreiben des Hieronymus, deßen Auszug man eben gelesen hat, vor untergeschoben erklärt; (Vindiciar. Lib. III. Artic. 2. p. 509. sq.) hat aber die Gelehrten davon nicht überzeugen können.

Da der Abgeordnete des Theophilus keine Aussöhnung bewürckt hatte: so schrieb dieser Bischof desto dringender und sanfter darüber an den Hieronymus. Dieser antwortete ihm wiederum in einem langen weitschweifigen Schreiben. (Epist. XXXIX. p. 334. sq. ed. Martian.) Er versichert darinne, daß er bey aller Neigung zum Frieden, gleichwohl denselben, wegen der üblen Gesinnungen des Bischofs von Jerusalem, allein nicht wiederherstellen könne. Zugleich macht er demselben einige bittere Vorwürfe, wiewohl darunter keinen, welcher den Origenismus beträfe; vertheidigt sich und seinen Bruder, der nach seiner Meinung lediglich dem Epiphanius unterworfen bleiben müße; verlangt von seinem Gegner nur ein liebreiches Betragen, und sezt endlich hinzu, daß er die rechtgläubigen Bischöfe (Pontifices et Sacerdotes Christi) zwar als Väter ehre; daß sie sich aber nicht zu Herren aufwerfen müßten.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Theophilus kam, wie man in einer Stelle des Hieronymus (Epist. LVIII. p. 597.) zu finden geglaubt hat, bald darauf selbst nach Palästina; ja Martianay (Vie de St. Jerôme, p. 418.) schließt aus gewißen Ausdrücken des vorher gedachten Schreibens sehr unrichtig, daß darinne die ehrerbietige Art beschrieben werde, mit welcher insonderheit die dortigen Mönche den Alexandrinischen Bischof aufgenommen hätten. Allein daß es selbst in der erstern Stelle durch die Verschiedenheit der Leseart ungewiß sey, ob man den Aufenthalt des Theophilus zu Bethlehem, oder das Stillschweigen in Briefen, welches er gegen den Hieronymus beobachtete, (nobiscum manebas, oder tacebas,) verstehen müße, hat schon Tillemont bemerckt. (Mémoires, T. XII. p. 198.) So viel aber sieht man wohl aus dem Schreiben des Hieronymus an den Theo-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Theophilus, woraus diese Stelle genommen ist, daß er dem Bischof auf eine höfliche Art seine Unzufriedenheit über deßen Verhalten bezeigt, welches er Klugheit, (dispensatio) das seinige hingegen Pflicht nennet. Er nimmt zwar die Zuschrift des Bischofs, in welcher Verweise und Ermahnungen, sich nach den Kirchengesezen zu richten, enthalten waren, danckbar auf; sagt ihm aber auch, daß er die Reinigkeit des Glaubens noch höher schäze, und daß die duldsame Gelindigkeit, mit welcher Theophilus die Kezer ertrage, auch sogar zu beßern hoffe, vielen Heiligen mißfalle, indem dadurch jene verwegene Parthey nur gestärckt werde.

Vielleicht war es eben diese Gelaßenheit oder auch Neigung des Alexandrinischen Bischofs gegen die sogenannten Origenisten, und die Standhaftigkeit des Bischofs Johannes, welche die Aussöhnung der Streitenden zu einer Zeit bewürckte, da man sie am wenigsten erwarten mochte. Allem Ansehen nach ist dieses im Jahr 397 erfolgt. Hieronymus, der, an Statt beym Theophilus Unterstüzung zu finden, vielmehr sah, daß dieser so ansehnliche Bischof oder Patriarch seine Gegner begünstige, scheint dadurch nachgebender geworden zu seyn. Doch in der That könnten auch andere eben so wahrscheinliche Muthmaaßungen hier Statt haben. Denn man weiß von den Beförderungsmitteln und Bedingungen dieses Friedens weiter nichts, als was Hieronymus nachher an den Rufinus selbst (advers. Rufin. L. III. p. 462. T. IV. P. II. Opp. Martian.) davon geschrieben hat: „Wir „haben die Kirchengemeinschaft mit euch erneuert; „(pacem dedimus) aber nicht die Kezerey angenom„men. Wir gaben einander die Hände, und begleite„ten euch beym Weggehen; so daß wir euch vor Recht„gläubige, aber doch nicht uns vor Kezer erkannten.“

Freylich

Freylich sind diese Worte deutlich genug: sie zeigen, daß keiner von beiden Theilen seine eigene Meinungen geändert; wohl aber von dem andern beßer zu urtheilen angefangen habe. Insonderheit lebten der Bischof von Jerusalem und Hieronymus seitdem in einem guten Vernehmen miteinander. Der leztere stellte sogar im folgenden Jahre dem Theophilus vor, (Ep. LIX. p. 598.) daß er über den Johannes nicht mißvergnügt seyn dürfe, als welcher weder den Muth, noch den Willen habe, ihn zu beleidigen. Einige Zeit darauf schrieb auch Sulpitius Severus, (Dial. I. c. 8. p. 248. ed. Berol. 1668. 8.) Hieronymus stehe der Gemeine zu Bethlehem, welche zum Kirchensprengel des Bischofs von Jerusalem gehöre, als Presbyter vor. Selbst Paulinianus scheint in der Folge zu Bethlehem bey seinem Bruder gelebt zu haben, wie man aus einem Briefe des Augustinus an den Hieronymus schließen kann. (Hieron. Epist. LXVIII. p. 608.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Allein zwischen dem Hieronymus und Rufinus dauerte der Friede nicht lange fort. Rufinus war bald nach Erneuerung deßelben aus Palästina abgereiset, und zu Rom angekommen. Hier arbeitete damals einer seiner Freunde, der Mönch Macarius, an einer Widerlegung der Sterndeuterey und der heydnischen Lehre vom Schicksal, (adversus Mathematicos.) Da er aber, sagt Rufinus, (Invectivar. in Hieron. L. I. p. 360. T. IV. P. II. Opp. Hier.) in dieser schweren Untersuchung, bey den Veranstaltungen der göttlichen Vorsehung nicht wohl fortkommen konnte: so ließ ihm Gott, nach seiner Erzählung, im Traume ein Schiff sehen, welches endlich im Hafen einlief, und seine Zweifel auflöste. Kaum war er aufgestanden, als Rufinus bey ihm eintrat, dem er nicht nur alles

dieses

J. n. C. G. 363 bis 430.

dieses meldete, sondern ihn auch um eine Nachricht ersuchte, was Origenes, von dem er gehört hätte, daß er unter den griechischen Lehrern die meisten eigenen Meinungen gehabt, (opinatissimus) über jene Fragen gedacht habe Rufinus antwortete ihm, dieses lasse sich schwer bestimmen; doch habe Pamphilus in seiner Schuzschrift für den Origenes, einiges darüber angemerckt. Als hierauf Macarius von ihm verlangte, daß er dieses Werck lateinisch übersezen möchte; entschuldigte sich zwar Rufinus damit, daß ihm weder daßelbe, noch selbst die lateinische Sprache, nach einer dreyßigjährigen Verabsäumung, recht geläufig wären; aber endlich konnte er dem dringenden Bitten seines Freundes nicht länger widerstehen. Mit dieser Erzählung stimmt die kurze Nachricht des Gennadius vom Macarius (de Scriptt. ecclesiast. c. 28.) ziemlich überein. Hieronymus hat zwar dem Rufinus bey dieser Arbeit die üble Absicht beygelegt, daß er sich durch dieselbe nur die Ausbreitung der Irrthümer des Origenes in eigenen Schriften deßelben, habe erleichtern wollen; (Apolog. advers. Rufin. L. I. p. 357. Opp. l. c. cet.) er hat es aber nicht bewiesen. Die Schuzschrift des Pamphilus, oder vielmehr die von diesem Märtyrer und dem Eusebius von Cäsarea gemeinschaftlich ausgefertigte Schrift, ist in der frühern Geschichte dieses Wercks, (Th. IV. S. 432.) fg. bereits beschrieben worden.

Was sich von der Uebersezung des Rufinus erhalten hat, nemlich das erste Buch jener Schuzschrift, findet man am genauesten, und mit einer gelehrten Einleitung, in der Benediktiner Ausgabe des Origenes, (Tom. IV. Opp. ad Origenem spectantia, p. 17. sq.) abgedruckt. In der Vorrede an den Macarius, sagt Rufinus, diejenigen welche sich durch einen

nen Schriftsteller beleidigt glaubten, der nicht übel vom Origenes dächte, würden ihm diese Bemühung ohne Zweifel verargen; manchen würde es schon sehr anstössig seyn, daß er nicht etwan seine Meinung vom Origenes, sondern das Urtheil eines andern bekannt mache. Er bittet solche Leser, sich durch übereilte Verleumdungen nicht zu versündigen. Um solches desto mehr zu verhüten, legt er ein kurzes Glaubensbekenntniß über die Lehren von der Dreyeinigkeit, von der Menschwerdung, dem Leiden und Sterben des Sohnes Gottes, und von der Auferstehung ab. Bey der leztern hält er sich am längsten auf: und es hat eine merckliche Beziehung auf das oben angeführte Wortgezäncke des Hieronymus, wenn er sich erklärt, daß bey ihm Körper und Fleisch nicht verschieden wären, wie man thörichter Weise ersonnen habe; daß er vielmehr jenes mit dem Apostel, dieses mit dem Symbolum nenne. Er beschließt damit, daß dieses der Gläube sey, welcher von dem Bischof Johannes zu Jerusalem gelehrt werde. Allein Rufinus hieng seiner Uebersezung noch einen besondern Aufsaz an: Epilogus in Apologeticum S. Pamphili Martyris ad Macarium; seu Liber de adulteratione Librorum Origenis. (p. 48. sq. l. c.) Darinne gab er sich viele Mühe zu beweisen, daß die Schriften des Origenes von den Kezern verfälscht worden wären, und daß solches insonderheit von denjenigen Stellen gelten müße, welche öfters in Einem Buche einander entgegen stehende Lehrsäze in sich faßten. Denn wie wäre es möglich, schreibt Rufinus, daß er sich selbst so grob hätte widersprechen können? Wollte man auch sagen, er habe dasjenige, was er in seinen jüngern Jahren geschrieben hatte, im Alter vergeßen, wie konnte er in Stellen, die beinahe gleich auf einander folgen, entgegengesezte Meinungen behaupten? zum Beispiel also, erst

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

erst lehren, der heilige Geist werde nirgends in der Schrift vor gemacht oder geschaffen ausgegeben, und doch sogleich hinzufügen, unter den übrigen Geschöpfen sey auch der heilige Geist gemacht worden; oder deutlich zugeben, daß die Natur des Fleisches mit dem Worte Gottes in den Himmel hinaufgestiegen sey, und daselbst den himmlischen Kräften einen neuen bewundernswürdigen Anblick gegeben habe; in der Folge aber leugnen, daß das Fleisch seelig werden könne. Solche Widersprüche, fährt Rufinus fort, können nur von der bekannten Verwegenheit der Ketzer herrühren, deren Vater, der Teufel, schon im Paradiese die Worte Gottes verfälscht hat. Eben so haben auch sie überall in den Schriften der berühmtesten und rechtgläubigsten Lehrer, Zusäze und Veränderungen angebracht, um unter dem Nahmen derselben ihre Irrthümer desto glücklicher auszubreiten. In ein Werck des Römischen Clemens, (Ἀναγνωρισμός, Recognitio,) worinne er unter der Person des Apostels Petrus die Apostolische Lehre vortrug, haben sie die Meinungen des Eunomius, und andere eben so falsche, eingerückt. Den Alexandrinischen Clemens, der in allen seinen Schriften die göttliche Dreyeinigkeit nach ihrer wahren Würde erklärt, laßen sie von dem Sohne Gottes sagen, er sey ein Geschöpf. Sie haben die Schriften des Dionysius von Alexandrien dergestalt verunstaltet, daß sich die Arianer auf dieselben haben berufen können. Rufinus bringt hierauf ein Schreiben des Origenes bey, in welchem er sich darüber beklagt, daß die Ketzer Aufsäze von seinen Unterredungen mit ihnen entweder verstümmelt, oder gar in seinem Nahmen erdichtet hätten; ein anderes Schreiben deßelben von ähnlichem Inhalte, hatte Rufinus damals nicht in den Händen. Er macht diese Kühnheit der Ketzer dadurch noch wahrscheinlicher, weil sie selbst die heiligen

gen Schriften der Christen auf gleiche Art gemißhandelt hätten. Auch mit den Schriften von Lehrern der lateinischen Kirche, vom Cyprianus, Hilarius und Damasus, sind sie, wie er erzählt, auf eben dieselbe Weise umgegangen. Er beschwert sich über diejenigen, welche alles dem Origenes zu dancken hätten, und deswegen, damit man solches nicht mercke, andere vom Lesen seiner Schriften abschröckten; und spottet mercklich genug über den Epiphanius, der sechs tausend Schriften des Origenes gelesen haben wollte; bloß um seine schlimmen Lehrsäze daraus kennen zu lernen. Zulezt sieht er es als ausgemacht an, daß alles, was in denselben mit dem katholischen Glauben streite, von den Kezern eingeschaltet worden sey.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch den Beweis davon hat er sich viel zu leicht vorgestellt, als daß man dadurch völlig überzeugt werden könnte. Er bleibt zu sehr beym Allgemeinen stehen; führt außer den vom Origenes selbst genannten Aufsäzen, die nicht einmal eigentliche Bücher desselben waren, keine seiner Schriften, keine Stellen besonders an, welche durch die Verfälschungen der Kezer gelitten hätten, nennt auch keinen dieser leztern, der daran Antheil gehabt habe. Sein von der Analogie hergenommener Schluß, oder daß die Kezer, welche die heilige Schrift, und die Bücher älterer Lehrer nicht verschont hätten, (unter denen er freylich das dem Clemens von Rom fälschlich zugeschriebene nicht hätte nennen sollen,) einen Mann von dem ungemeinen und verdienten Ansehen, wie Origenes genoß, auch gewaltsam auf ihre Seite zu ziehen gesucht haben werden, ist gewißermaaßen gültiger, als derjenige, den er von dem Widerspruche dieses Lehrers gegen sich selbst, entlehnt hat. Denn Origenes hat zwar darauf gedrungen, daß die Apostolische und kirchliche Lehre von allen Chri-

J. n. C. G. 363 bis 430.

sten angenommen werden müße; hat aber doch den scharfsinnigern unter ihnen die Freyheit vorbehalten, eben denselben Lehrbegriff genauer zu untersuchen, über die Natur und die Gründe der Lehrsäze, ihre Meinung bescheiden zu sagen. (Chr. KGesch. Th. IV. S. 111. fg.) Daher konnte gar wohl Glauben und Philosophiren über Religionssachen bey ihm neben einander stehen; andern aber widersprechend vorkommen. Genug, es ist eine willkührliche und unerwiesene Folgerung, daß sich alles in seinen Schriften, was nicht rechtgläubig sey, von den Ketzern herschreibe. Vielleicht aber hat sich Hieronymus eben so sehr übereilt, indem er nicht die geringste Verfälschung der Ketzer in den Wercken des Origenes zugestehen wollte. Der jüngere De la Rüe hat in der vorhergenannten Ausgabe von der kleinen Abhandlung des Rufinus, dasjenige in den darunter stehenden Anmerckungen beygefügt, was Hieronymus in seinen bald anzuführenden Schriften hierüber erinnert hat. Das wichtigste darunter möchte wohl dieses seyn, daß die ältesten, gelehrtesten und geschicktesten Vertheidiger des Origenes, Eusebius und Didymus, sich dieses Umstandes zu seiner Rechtfertigung nicht bedient haben. Er sezt hinzu, es sey unglaublich, daß alle Bücher des Origenes in allen christlichen Ländern gänzlich verdorben worden, und keine einzige ächte Abschrift derselben übrig geblieben wäre. Origenes selbst aber hat, nach einer andern Bemerckung des Hieronymus, in seinem Schreiben an den Römischen Bischof Fabianus, das Anstößige in seinen Wercken nicht etwan auf die Kunstgriffe der Ketzer zurückgeworfen; sondern von der Eilfertigkeit hergeleitet, mit welcher sie sein Freund Ambrosius, für welchen sie nur zuvörderst bestimmt waren, halb reif ans Licht gezogen habe.

Diese

Diese Gründe würden in dem Munde eines jeden ruhigen Forschers zusammengenommen eine nicht geringe Stärcke haben: und selbst der Jesuit Germon, der so geneigt war, kezerische Verfälschungen in den Büchern der ersten Christen anzunehmen, war beynahe durch dieselben gewonnen. (de veteribus Haereticis, ecclesiasticorum codicum corruptoribus, L. II. c. 7. p. 276. Paris. 1713. 8.) Allein Hieronymus hat bey dieser Untersuchung die Partheilichkeit und Hitze sehr weit getrieben. Er leugnete nunmehr, was er selbst ehemals (de Viris illustr. c. 75.) erzählt hatte, daß Pamphilus an der Schuzschrift für den Origenes Antheil genommen habe: bloß aus dem Grunde, weil ein Märtyrer unmöglich einen Kezer vertheidigen könne; und er gesteht lieber, daß er hierinne vom Rufinus hintergangen worden sey. Auch legt er dem Eusebius, den er als den einzigen Verfaßer jener Schuzschrift erkennen will, die Absicht bey, durch dieselbe den Origenes mit sich, als mit einem Arianer, übereinstimmend zu machen. Ohnedieß aber konnte die heftige Widerlegung des Hieronymus es nicht verhindern, daß die Behauptung des Rufinus lange fortgepflanzt, von manchem, der ihrer gedachte, nicht bezweifelt, von andern aber ausdrücklich genehmigt wurde. Sulpicius Severus berichtet in dem oben angezeigten Buche, (Dial. I. c. 6. 7. p. 244. sq.) daß bey dem ähnlichen Streite, der zu Alexandrien, um den Anfang des fünften Jahrhunderts, über die Schriften des Origenes, entstanden war, vortreffliche und sehr gelehrte Männer sich darüber getheilt hätten. Seine Vertheidiger hätten die schlimmen Stellen auf die Rechnung der Kezer gesezt, und es vor unbillig erklärt, wegen derselben die ganzen Bücher zu verwerfen; zumal da die heiligen Schriften der Christen ein gleiches Schicksal betroffen habe. „Mir hat, schreibt der Verfaßer,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

faßer, sehr vieles in seinen Büchern gefallen; aber ich habe auch einiges daselbst gefunden, worinne er ohne Zweifel irrig gedacht hat; seine Vertheidiger geben dieses vor verfälscht aus. Ich wundere mich, wie eben derselbe Mann sich so unähnlich habe seyn können, indem er auf derjenigen Seite, wo man ihn billigt, nach den Aposteln seines gleichen nicht hat; auf der getadelten aber, keiner schändlicher geirrt hat. Am meisten wurde er durch die Stelle verhaßt, in welcher er lehrt, daß Christus auch den Teufel durch sein Leiden erlösen werde."

Nicht lange nach dem Sulpicius fällte Vincentius von Lirinum sein Urtheil über den Origenes. Auf die prächtigsten Lobeserhebungen deßelben, die sich mit dem Gedancken endigen, *man möchte beinahe lieber mit ihm irren, als mit andern der Wahrheit zugethan seyn,* läßt er auch einen scharfen, obgleich nicht ganz gerechten Tadel folgen. „Dieser so „große Mann, sagt er, hat, indem er die Gnade Got„tes übermüthig mißbrauchte, sich seinem Geiste und „Witze zu sehr überließ, die alte Einfalt der christlichen „Religion geringschäzte, sich einbildete, klüger als alle „andere zu seyn, die kirchlichen Lehren und Vorschrif„ten der Alten verachtete, und einige Absäze der Schrift „auf eine neue Art erklärte, dadurch verdient, daß auch „von ihm die Kirche Gottes sage: *Wenn unter dir* „*ein Prophet aufstehen sollte;* und bald darauf: „*So höre nicht auf seine Worte.* — Sagt et„wan jemand, die Wercke des Origenes wären ver„fälscht: so widerspreche ich nicht; ich nehme es sogar „gern an, weil dieses von einigen nicht nur Rechtgläu„bigen, sondern auch Kezern, erzählt und geschrieben „worden ist. Allein wir müßen jezt darauf mercken, „daß, wenn gleich nicht er, doch die unter seinem Nah„men

„men herausgegebenen Schriften, eine große Versu„chung stiften. Hat er gleich dabey an keinen Irr„thum gedacht; so dient doch sein Ansehen dazu, daß „der Irrthum beliebt gemacht wird.“ (Commonitor. advers. haeres. c. 23. p. 78. sq. Cantabr. 1687. 12.) Um gleiche Zeit mit dem Sulpicius, oder um die Mitte des fünften Jahrhunderts, nahm es der Verfaßer des Praedestinatus, (L. I. c. 22. in Sirmondi Opp. T. I. p. 274. ed. Venet.) als bekannt an, daß die kezerische Parthey der Apelliten, nach ihrem Gefallen die Bücher des Origenes, von dem sie vollkommen besiegt worden sey, verändert hätte, um manche Christen dadurch zu hintergehen; er versichert, daß man bey einiger Ausmerckſamkeit, dergleichen Stellen leicht finden könne, und daß auch Pamphilus in seiner Schuzschrift dieses bekräftigt habe. Den leztern Umstand wiederholt er an einem andern Orte, (c. 43. p. 249.) mit der Erweiterung, der gedachte Märtyrer habe gezeigt, daß alles Tadelhafte in den Wercken des Origenes von denen herrühre, die er überwunden hatte; das ganz Verkehrte aber in denselben von zween Kezern, die seinen Nahmen geführt haben. Eben dieser unbekannte Schriftsteller nennt sogar einen Irrlehrer in Bithynien, Ampullianus, der behauptet habe, alle Lasterhaften würden in der Hölle so lange mit den Teufeln ausgekocht, bis sie ganz rein wieder aus derselben in ihren anerschaffenen Zustand zurückkehren könnten; und er habe ein Buch des Origenes vorgelegt, worinne diese Meinung auch enthalten wäre. Es ist wahr, daß die Nachrichten dieses Ungenannten nicht sehr glaubwürdig sind; daß insonderheit die den Pamphilus betreffende ohne Bedencken verworfen werden kann. Allein man sieht doch daraus, wie ungehindert sich eine Meinung, die von einem so angesehenen Manne, als Hieronymus war, bestritten wur-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

de, erhalten habe; man hat auch Spuren davon noch im neunten Jahrhunderte ausfindig gemacht.

Man sollte also, wie es scheint, daraus schließen können, daß es ihr nicht ganz an Wahrheit fehle. Unterdeßen haben sich doch die Neuern über die Verfälschung der Schriften des Origenes durch Kezer getheilt. Einer der vornehmsten, die sie vorausgesezt haben, Huetius, (Origenian. L. II. c. 2. p. 106. L. III. c. 1. p. 289. ed. Bened.) urtheilt zugleich, daß niemand dem Origenes mehr geschadet habe, als Rufinus durch seine kühnen Veränderungen; indem er zwar dafür sorgte, daß jene Schriften lateinisch gelesen werden konnten; aber auch dadurch die Vernachläßigung der griechischen Urschriften beförderte. Es sey also wahrscheinlich, sezt er hinzu, daß alle Bücher des Origenes, die wir noch übrig haben, verfälscht sind; sowohl durch Abschreiber und Kezer, als durch Fehler oder vorsezliche Aenderungen in der Uebersezung. Obgleich De la Rüe (Praefat. in Tom. I. Opp. Origen. p. 2. sq.) sich bemüht hat, darzuthun, daß die Verfälschungen der Kezer jenen Schriften nichts haben schaden können, seitdem Origenes selbst ächte Abschriften derselben in der Büchersammlung zu Cäsarea niedergelegt hatte; so bleibt doch wohl die Hauptsache von der Meinung des Huetius stehen. Was und wie viel durch Kezer in den oftgedachten Schriften verändert worden sey, läßt sich freylich gar nicht mehr bestimmen, da es nicht einmal in der alten Kirche recht genau erörtert worden ist. Allein da eben derjenige, der über solche Mißhandlungen bloß ins Weite und Allgemeine hinein übertriebene Klagen führte, Rufinus, sich bey eben denselben Schriften so starcke Freyheiten erlaubt hat: so hat er dadurch die Nachwelt außer Stand gesezt, entscheiden zu können, was darinne ihm, oder

was

was dem Origenes zugehöre. Hieronymus warf ihm vor, daß er selbst in der Schuzschrift des Pamphilus, die aus dem Origenes angeführten Stellen, welche die Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit betrafen, verändert habe: und die Vergleichung mit einer derselben, die noch griechisch vorhanden ist, beweiset, daß diese Beschuldigung wenigstens nicht völlig erdichtet gewesen sey. Doch giebt Hieronymus auch anderwärts zu verstehen, daß manche dieser Veränderungen vom Didymus herrühren könnten. (in Rufinum L. III. p. 449.)

J. n. C.G. 363 bis 430.

Auf diese erste Uebersezung des Rufinus, folgte gar bald, ebenfals zum Gebrauche seines Freundes Macarius, eine andere, von dem am übelsten berüchtigten Buche des Origenes, περὶ ἀρχῶν: und diese machte eigentlich seiner Freundschaft mit dem Hieronymus ein Ende. Er meldet in der Vorrede, womit er dieselbe begleitet, daß sehr viele Christen, um die heilige Schrift beßer verstehen zu lernen, von gelehrten Männern verlangt hätten, den Origenes lateinisch reden zu laßen. „Auch unser Bruder und „Amtsgenoße, fährt er fort, wurde von dem Bischof Damasus darum ersucht, übersezte würcklich „zwo Homilien desselben über das Hohelied, und fügte „so prächtige Lobsprüche hinzu, daß jedermann dadurch „noch begieriger wurde, mehr von diesem Schriftsteller „zu lesen, indem er auf die Seele deßelben die Worte „des Hohenliedes zog: Der König hat mich in sein „Schlafgemach geführt, und versicherte, daß er „zwar bey den übrigen biblischen Büchern alle andere, „bey diesem aber sich selbst übertroffen habe. Er ver„sprach auch in der Vorrede, daß er die Auslegung des „Hohenliedes selbst, und viele andere Bücher des Ori„genes ins Lateinische übersezen wollte. Aber, wie

J. n. C. G. 363 bis 430.

„ich sehe, gefällt er sich mehr in seiner eigenen Schreib„art, und unternimmt lieber das Rühmlichere, selbst „Schriftsteller, als Uebersezer zu seyn. Wir wollen „also das von ihm angefangene und gebilligte fortsezen; „können aber nicht mit gleicher Beredtsamkeit die Worte „eines so großen Mannes ausschmücken. Ich fürchte „daher, es möchte derjenige Mann, dem er an Wis„senschaft und Weisheit, mit Rechte die zweyte Stelle „nach den Aposteln angewiesen hat, wegen unsers dürf„tigen Ausdrucks, weit geringer zu seyn scheinen.“ Rufinus versichert darauf, daß ihn nur das dringende Anhalten seines Freundes, wider seine Neigung dazu gebracht habe; doch wolle er dabey dem Muster seiner Vorgänger, besonders des vorhergedachten Mannes, folgen, der, da er über siebzig homiletische Schriften des Origenes, auch einiges von deßen Auslegung der Apostolischen Bücher, übersezte, alles Anstößige was sich darinne fand, dergestalt auf die Seite geschafft habe, daß der lateinische Leser nichts mehr davon gewahr werde. Er sey also gesonnen, nichts stehen zu laßen, worinne sich Origenes selbst widerspreche. Denn was er schon bey der Schuzschrift des Pamphilus erinnert habe, gelte bey dem jezt zu übersezenden Buche, welches man de principiis oder de principatibus überschreiben könne, noch mehr, nemlich, daß es von den Kezern verfälscht worden sey; auch sey es eines der dunkelsten und schwersten. Daher habe er Stellen, welche der aus andern Büchern bekannten Lehre des Origenes von der Dreyeinigkeit zuwider waren, entweder aus diesen verbeßert, oder ganz weggelaßen. Da auch jener Schriftsteller manches in dunckler Kürze vorgetragen habe, weil er auf Einsichtsvolle Leser sah: so habe er um der Deutlichkeit Willen, einiges aus andern Schriften deßelben eingerückt. Alles dieses aber meldet er, wie er sagt, deswegen, damit man ihn

wegen

wegen seines Verfahrens nicht verleumde; und bittet zugleich einen jeden, der dieses Buch abschreiben oder lesen wird, im Angesichte Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, auch bey der Hoffnung des künftigen Reichs, bey der geheiligten Lehre von der Auferstehung der Todten, bey dem ewigen Feuer, welches dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, wenn er nicht auch in diesen Ort eines unauslöschlichen Feuers kommen will, daß er zu diesem Buche nichts hinzuseze, nichts davon wegnehme, nichts einrücke, oder verändere; sondern alles recht genau nach der Handschrift, deren er sich bedient, abschreibe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein solcher Beschluß der Vorrede eines Mannes, der selbst so viel in seiner Urschrift umgeschmolzen hatte, scheint völlig unerwartet zu seyn. Allein Rufinus wünschte allem Ansehen nach desto sehnlicher, daß die rechtgläubige Gestalt, in welche er das Buch des Origenes umgebildet hatte, demselben bleiben möchte, um daran einen Schild zur Bedeckung seiner eigenen Rechtgläubigkeit zu haben: und fast möchte man mit Tillemont sagen, seine Bitte bey der Furcht des ewigen Höllenfeuers sey insonderheit ein nachdrücklicher Widerspruch gegen die Lehre des Origenes von der zu hoffenden Erlösung des Teufels und der Verdammten. Unterdeßen mißfiel die Arbeit des Rufinus, nachdem er alle Gelegenheit zu Vorwürfen gegen sich weggeräumt zu haben glaubte, dem Hieronymus auf einer Seite, von welcher der Uebersezer vermuthlich am allerwenigsten etwas befürchtet hatte. Man muß gestehen, daß er in der That beym Anfange des dritten Buchs von diesem Wercke einige Besorgniß geäußert hat; aber sie ist im Grunde frohlockend. Er meint, die bösen Geister hätten schon, als er die Schuzschrift des Pamphilus

J. n. C. G. 363 bis 430.

philus übersezte, worinne Origenes ihre Kunstgriffe noch nicht völlig aufgedeckt habe, ihre Wuth an den Tag gelegt; wie vielmehr würden sie jezt die Menschen gegen ein Buch aufzubringen suchen, welches durch Hülfe des Evangelium, der von ihnen eingeführten Finsterniß so nachtheilig sey.

Noch hatte Rufinus seine Uebersezung nicht völlig ausgefeilt, auch nicht öffentlich bekannt gemacht, als sie ihm entwandt wurde, und dem Pammachius in die Hände fiel. Rufinus beschuldigte deßen den Eusebius von Cremona, einen Mönch und Freund des Hieronymus, welcher bereits oben (S. 157.) in der Geschichte dieser Händel erschienen ist; er beschwerte sich auch nachmals darüber, daß Eusebius seine Uebersezung in einer die Lehre von der Dreyeinigkeit betreffenden Stelle verfälscht, und ihn zu Rom als einen Irrlehrer ausgeschrieen habe; ja er gab sogar zu verstehen, daß Hieronymus den gedachten Mönch, nebst andern, deswegen in die Hauptstadt möchte abgeschickt haben, um sie zu Anklägern gegen ihn zu gebrauchen. (in Rufin. L. III. p. 462. Opp. T. IV. P. II.) Kurz, er trauete seinem ehemaligen, kaum wieder ausgesöhnten Gegner und deßen Anhängern immer noch das Schlimmste zu: ob aus einer genauen Kenntniß derselben? oder aus bitterm Verdruße, in Händel, vor welchen er sich so sehr hüten wollte, eingeflochten zu werden? kann jezt nicht mehr ausgemacht werden. Hieronymus scheint es freylich einmal zuzugeben und zu tadeln, daß Eusebius die Uebersezung des Rufinus früher verbreitet habe, als sie von ihrem Verfaßer zur Reife gebracht war; (l. c. p. 441.) allein es ist weder möglich, noch eben nüzlich, das verwickelte Gewebe beiderseitiger Vorwürfe und Vertheidigungen ganz aufzulösen. Ueberhaupt giebt doch hier die sichere Bemerckung

merckung ein Licht, daß sowohl Hieronymus als Rufinus ihre Parthey zu Rom gehabt haben; und daß besonders unter den Anhängern des erstern gewiße Auflaurer der Rechtgläubigkeit, wie man sie gar wohl nennen kann, von beyderley Geschlechte gewesen sind, die sogleich Lerm bliesen, wenn dieselbe in einige Gefahr zu gerathen schien; mithin es eben so machten, wie ihr Anführer selbst. Zwar fehlte es dem Rufinus daselbst nicht an Freunden. Lehrer und Mönche, vornemlich aber Weltleute, gaben ihm Beifall; der Bischof Siricius ertheilte ihm, als er gleich darauf nach Aquileja reiste, ein Empfelungsschreiben zur Versicherung der kirchlichen Gemeinschaft, indem Rufinus, wie es Hieronymus erklärt, (Epist. XCVI. Epitaphium viduae Marcellae, p. 782. l. c.) die Einfalt des Bischofs mißbrauchte, der andere nach seinem redlichen Gemüthe beurtheilte. Aber die Gegenparthey war noch geschäftiger, und hatte überdieß einen gewißen ehrwürdigen Schein der Heiligkeit für sich. Vorzüglich that sich hierbey die berühmte Freundinn des Hieronymus, Marcella, das erste Muster der Nonnen zu Rom, deren Geschichte an einem andern Orte beschrieben worden ist, (Chr. KGesch. Th. VI. S. 58. fg.) hervor. „Da sie sah, schreibt Hieronymus, (l. c.) daß die Lehre der Apostel durch die ausgestreuete Uebersezung des gedachten Wercks vom Origenes, Schaden leide, widersezte sie sich dem Fortgange deßelben, nach langem Zurückhalten und Bedencken; stellte Zeugen auf, welche dadurch irrgläubig, aber wieder gebeßert worden waren; zeigte die Menge der Betrogenen an, und wies die von der Hand des Rufinus selbst verbeßerten Abschriften jener Uebersezung vor. Ihr gebührt also der Anfang des rühmlichen Siegs, der über diese Kezer erfochten worden ist.“ Um gleiche Zeit schrieben Pammachius und Oceanus, zween Freunde des Hiero-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Hieronymus, an ihn, (Epist. XL. inter Epist. Hieron. p. 341. l. c.) schickten ihm die oftgenannte Uebersezung, ohne den Rufinus zu nennen, in welcher, wie sie sagten, vieles nicht Katholische enthalten, vermuthlich auch vieles weggelaßen sey, was die offenbare Gottlosigkeit des Verfaßers angezeigt hätte, und baten ihn, zum Gebrauche aller Einwohner Roms, eine neue Uebersezung von der Schrift des Origenes, nach ihrer ächten Gestalt, zu verfertigen, ingleichen die Fehler und Irrthümer des damaligen Uebersezers anzugeben. Sie vergaßen auch nicht, Seiner Heiligkeit, dem Hieronymus, einen Winck zu geben, daß der Uebersezer in der Vorrede seiner auf eine verdeckte Weise gedacht, und ihn in den Verdacht gebracht habe, als wenn er mit ihm gleichgesinnt wäre; es sey also nöthig, daß er sich gegen diese Beschuldigung vertheidigte.

Mehr brauchte es nicht, um den Hieronymus aufzubringen, der es nun durchaus nicht leiden wollte, in der Gesellschaft des Origenes gelobt zu werden. Er antwortete seinen beiden Freunden, (Epist. XLI. p. 341. sq.) man thue ihm großes Unrecht daran, daß man ihn vor einen Anhänger des Origenes halte. Zwar habe er denselben gelobt; aber nur als Schriftausleger, nicht als Lehrer des Glaubens; so sey er auch in Ansehung mancher seiner Lehrer gesonnen gewesen, indem er die Meinungen des Apollinarius nicht angenommen, auch selbst von einem Juden Unterricht empfangen habe; da er doch die Nation deßelben ausnehmend haße. Er habe sogar, fährt er fort, die Irrthümer des Origenes in seinen Schriften bestritten. Wollte man ihm nicht glauben, daß er nie ein Origenist gewesen sey: so möchte man wenigstens glauben, daß er nunmehr aufgehört habe, einer zu seyn. Freylich sey Origenes, wie seine Anhänger sich deßen, als

eines

eines Beweises seiner Rechtgläubigkeit zu rühmen pflegten, auf der Nicänischen Kirchenversammlung nicht verdammt worden, weil diese es nur mit dem Arius zu thun gehabt habe; aber heimlich habe sie doch auch die Quelle des Arius, den Origenes, geschlagen. Daß seine Anhänger dem Glauben der Kirche nicht beytreten, könne man daraus allein sehen, weil sie die Auferstehung dieses Leibes den Worten nach bekenneten; aber nach ihrem wahren Verstande leugneten. Er gestehe es, daß er in seinen jüngern Jahren den Origenes einen Lehrer der Kirche genannt habe; er habe ihn aber doch unmöglich einen Kezer nennen können, da er seine Schriften übersezte. Hingegen habe er eben so wenig, als irgend ein lateinischer Schriftsteller das Werck des Origenes von den Gründen der christlichen Religion, und andere übel berüchtigte Bücher deßelben zu übersezen gewagt habe, daßelbe thun wollen; ob ihn gleich viele darum gebeten hätten: denn er pflege diejenigen nicht verhaßt zu machen, deren Gaben er bewundere. Es hätten zwar auch andere christliche Lehrer Irrthümer vorgetragen; allein da Origenes von seinen Bewunderern allein, gleich einem Apostel gelobt werde, so müße man sich ihm besonders widersezen. Gesezt man räume zum Ueberfluß ein, daß Pamphilus an der Schuzschrift für denselben Antheil gehabt habe; so sey doch dieselbe aufgesezt worden, ehe er Märtyrer geworden war, und er würde durch seinen Märtyrertodt diesen Fehler, wie andere, ausgelöscht haben. Zulezt gedenckt Hieronymus seiner Uebersezung von dem gedachten Wercke des Origenes, als einer bereits fertigen Arbeit. Sie ist nicht mehr vorhanden; Pammachius wollte sie anfänglich nicht verbreiten, damit die in dem Buche selbst enthaltenen Irrthümer nicht dadurch bekannter würden; es wurden aber doch Abschriften von derselben gefertigt, und

J. n. C. G. 363 bis 430.

sie

J. n. C. G. 363 bis 430.

sie hatte auch eine warnende Vorrede. Die vom Rufinus abgefaßte Uebersezung ist schon in einer andern Stelle dieser Geschichte benützt worden. (Th. IV. S. 111. fgl.)

Daß diese Verantwortung des Hieronymus in aller Betrachtung schlecht gerathen sey, haben bereits Huetius, (Origenian. L. II. c. 4. p. 267. ed. Ruaei) und andere nach ihm, selbst Tillemont, (Mémoires, Tome XII. p. 222. sq.) erkannt. Er hätte nicht einmal seinen Freunden, die ihn zu einer Vertheidigung anfeuerten, Gehör geben sollen: denn Rufinus, der seiner Ehrenvoll gedachte, hatte ihn eigentlich nicht unter die Anhänger des Origenes gerechnet. Aber indem er diesen leztern Verdacht von sich abwehren wollte, blieb er so wenig mit sich einig, daß man Ursache findet zu glauben, er sey vormals ein Origenist gewesen; nur jezt wolle er nicht mehr, daß jemand dieses von ihm dencken möchte. In der That ist es auch falsch, daß er in seinen frühern Schriften die dogmatischen Irrlehren des Origenes widerlegt haben sollte; er hat ihn uneingeschränckt als den größten Mann der Kirche gepriesen. Er versicherte nachher, daß er in diesem Schreiben jeden persönlichen Angriff auf den Rufinus vermieden habe, um ihre Freundschaft nicht zu unterbrechen, und sich bloß überhaupt zu vertheidigen. Allein er bezeichnete ihn nicht allein auf das deutlichste; sondern zählte ihn auch eben so mercklich unter die Kezer, die in seinem Briefe nicht geschont werden.

Es hatte unterdeßen das Ansehen, daß sich das gute Vernehmen zwischen beiden noch erhalten würde. Denn Hieronymus antwortete auf einen Brief, worinne sich Rufinus über die Freunde deßelben zu Rom mag beklagt haben, glimpflich genug. (Epist. XLII. p. 348.)

Nur

Nur bat er ihn, künftig ihm keine so zweydeutige Lobsprüche zu ertheilen, wie er in der Vorrede zu dem Buche des Origenes gethan habe, wider welche er sich, ohne seinen Freund zu beleidigen, und ihn nach seiner Art zu loben, vertheidigt habe. Rufinus, der nicht mehr zu Rom war, empfieng dieses Schreiben erst nach zwey Jahren; wohl aber bekam er das vorhergehende an den Pammachius und Oceanus zu Gesichte, und glaubte sich eine Vertheidigung gegen daßelbe schuldig zu seyn. Dazu kam noch ein neuer mächtiger Gegner, den er an dem Römischen Bischof Anastasius fand. Er hatte seine kirchliche Würde im Jahr 398. erlangt, und es ist schon in der Geschichte der Römischen Bischöfe (Th. VIII. S. 134. fg.) erzählt worden, was vor einen Antheil er an diesen Händeln genommen habe. Auf der einen Seite arbeitete die geschäftige Marcella mit ihrer Parthey daran, ihn gegen den Rufinus in Bewegung zu sezen; auf der andern aber scheint der Bischof von Alexandrien, Theophilus, der nunmehr sich eifrig wider die Origenianer zu erklären anfieng, durch seine Schreiben am meisten bewürckt zu haben. Anastasius forderte also den Rufinus zur Verantwortung nach Rom. Dieser aber entschuldigte sich, daß er seine Familie, in die er nach einer Abwesenheit von dreyßig Jahren kaum zurückgekehrt wäre, nicht sogleich wieder verlaßen könne. Dafür vertheidigte er sich in einem an diesen Bischof gerichteten Aufsaze. (Apologia pro fide sua ad Anastasium, T. V. Opp. Hieron. ed. Martian. p. 259. sq. ingleichen mit einer Vorrede und Anmerckungen von Coustant, in deßen Epistt. Roman. Pontiff. p. 715.) Mein Glaube, sagt Rufinus darinne, ist zwar durch die Verfolgung, welche ich in Aegypten ausgestanden habe, hinlänglich bewährt worden; ich will denselben aber auch jezt frey bekennen, wenn ihn jemand prüfen, oder

J. n. C. G. 363. bis 430.

hören

J. n. C. G. 363 bis 430.

hören oder lernen mag. Und nun erklärt er sich über die Lehren von der heiligen Dreyeinigkeit, von Christo insonderheit, von der Auferstehung dieses Fleisches, und von den ewigen Strafen der Verdammten und des Teufels, vollkommen so, wie es die Rechtgläubigen dieser Zeit verlangen konnten. „Ich höre auch, fährt er fort, daß Streitfragen über die Seele erregt worden sind; ob dieselben geführt oder weggeworfen werden müßen, magst Du entscheiden. Wenn man mich um meine Gedancken darüber frägt: so gestehe ich, daß ich verschiedene Meinungen bey unsern Schriftstellern darüber gefunden habe. Einige, wie Tertullianus und Lactantius, vielleicht auch noch mehrere, behaupten, die Seelen würden eben so wie der Leib, von den Menschen fortgepflanzt; andere lehren, daß Gott täglich Seelen schaffe, und in die gezeugten Körper seze; nach dem Origenes aber und einigen Griechen, hat Gott die Seelen zugleich mit allem übrigen geschaffen, und verbindet sie nach und nach mit ihren Körpern. Gott ist mein Zeuge, daß ich bis jezt über diese Frage keine bestimmte Meinung angenommen habe; Ihm überlaße ich es, die Wahrheit zu wißen, und wem Er sie etwan offenbaren möchte. Nur darinne halte ich es mit der deutlichen Lehre der Kirche, daß Gott der Schöpfer der Seelen und der Körper sey." Auf den Vorwurf, daß er Schriften des Origenes übersezt habe, antwortet er, diese Beschuldigung fließe bloß aus Neid: denn was gehe es den Uebersezer an, der auf Verlangen seine Arbeit übernommen habe, wenn etwas in der Urschrift mißfalle? er habe auch einiges Anstößige auf die Seite geschafft, weil er nicht glaubte, daß es von seinem Schriftsteller herrühre. Er sey kein Vertheidiger des Origenes, auch nicht sein erster Uebersezer. Außer dem schon vorgetragenen Glauben, den die Römische und Alexandrinische Gemeine, auch die seinige

zu

zu Aquileja, und die zu Jerusalem lehre, habe er nie einen andern gehabt, und werde auch keinen andern jemals haben; wer aber einen andern habe, der sollte verflucht seyn!

J. n. C. G. 363 bis 430.

Wie man es erwarten konnte, sah Hieronymus in der Entschuldigung des Rufinus, warum er nicht nach Rom kommen könne, bloß die Aengstlichkeit eines Kezers, der lieber abwesend verdammt, als gegenwärtig überwiesen seyn wollte. (Epist. XCVI. p. 782.) Selbst Tillemont ist von einem gleichen Urtheil nicht abgeneigt, und möchte beinahe auch in der Glaubenserklärung des Rufinus etwas zu tadeln finden, nemlich die Stelle, wo zwar ein ewiges Feuer zugegeben, aber nicht ausdrücklich gelehrt werde, daß die Verdammten ewig darinne brennen würden, indem gewiße Kezer, nach dem Augustinus, beydes von einander unterschieden hätten. (Mémoires, T. XII. p. 241. sq.) Aus verschiedenen Stellen des Hieronymus, welche der eben genannte Gelehrte gesammelt hat, sieht man, daß Rufinus sich zwar des Beifalls gerühmt habe, mit welchem sein Glaubensbekenntniß von den Italiänischen Bischöfen aufgenommen worden sey; daß sich aber Anastasius gegen ihn nicht günstig bezeigt habe. Dieser Bischof verdammte den Origenes als einen Kezer, und viele andere Bischöfe traten ihm hierinne bey. Es ist nicht völlig bekannt, wie er sich weiter gegen den Rufinus betragen habe; allein da der Bischof Johannes von Jerusalem sich in einem Schreiben an ihn, jenes Mannes wider seine Gegner angenommen hatte, antwortete ihm Anastasius im Jahr 401. in einem noch vorhandenen Briefe, der zu seiner Ehre hätte untergehen können. (in Hieron. Opp. T. V. p. 260. sq. et apud Cutant. l. c. p. 719.) Im Anfange desselben überhäuft er Seine Heiligkeit, von der er

J. n. C. G. 363 bis 430.

wohl nicht wißen mochte, wie heftig sie durch den Epiphanius verkezert worden war, im Gegensaze von seiner Wenigkeit, mit ausschweifenden Lobeserhebungen. Vom Rufinus sagt er, daß er die göttliche Majestät zum Richter seines Gewißens habe; vor welcher er sich also selbst zu rechtfertigen wißen werde. Vom Origenes aber gesteht er, daß er, bis zur Uebersezung seiner Schriften, nicht gewußt habe, wer er gewesen sey; oder was er geschrieben habe. Was die gedachte Uebersezung betreffe, schreibt er ferner, so billige er es, wenn durch dieselbe Origenes den Römern recht fluchwürdig und verhaßt habe gemacht werden sollen. Wenn aber ihr Verfaßer den Irrthümern deßelben beypflichte, und sie unter den Christen auszubreiten suche: so sey er ein Verfälscher der einzig wahren christlichen Lehre, und er, Anastasius, werde es auf alle Art zu verhüten wißen, daß derselbe in seinem Kirchensprengel diese Absicht nicht erreiche. Er freuet sich daher auch, daß die Kaiser das Lesen der Schriften des Origenes verboten haben: eine Nachricht, über welche sich jezt nur Muthmaaßungen anbringen laßen, unter denen es wenigstens die wahrscheinlichste ist, daß ein solches Gesez bey dem Kaiser Honorius ausgewürckt worden sey. Anastasius endigt sein Schreiben mit der Erklärung, daß Rufinus durch seine Uebersezung im Grunde nichts anders gethan habe, als fremde Fehler zu genehmigen. Er ist, sagt der Bischof zulezt, für uns so fremd, daß wir nicht einmal zu wißen verlangen, was er mache, und wo er sey; er mag selbst zusehen, wo er loßgesprochen werden könne. Manche Römischkatholische Schriftsteller haben aus diesen Worten einen Beweis genommen, daß Rufinus von dem Römischen Bischof mit dem Kirchenbanne belegt worden sey. Es giebt aber, wie selbst neuere Gelehrte von eben dieser Gemeine erkannt

haben,

haben, nicht den geringsten Grund, hier auf etwas anderes zu fallen, als auf eine Loßsprechung von dem Vorwurfe, daß Rufinus die Irrlehren des Origenes gebilligt habe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Rufinus, dem Hieronymus in der Folge eine Abschrift dieses Briefs übersandte, konnte es nicht glauben, daß ein Bischof, deßen Vorgänger ihn vor rechtgläubig erklärt hatte, einen Unschuldigen und Abwesenden dergestalt habe mißhandeln können; er hielt ihn vor eine Arbeit des Hieronymus. (Hieron. in Rufin. L. III. p. 455. 462. 468. Tom. IV. Opp. P. II.) Doch der Eifer wider den Origenes fieng nun bereits zu Rom an, alles Maaß zu überschreiten. Ein gewißer Faustinus behauptete daselbst, man dürfe gar keine Schriften deßelben lesen. Hieronymus fand dieses zwar zu hart; er urtheilte, daß man ihn eben so, wie manchen andern verdächtigen Kirchenschriftsteller, mit Prüfung lesen könne. Aber zu gefällig für die blinden Eiferer, sezte er hinzu: Wenn die Liebhaber und Gegner des Origenes, in der Hitze ihres Streits, gar keine Mittelstraße zu beobachten wüßten, so wollte er doch lieber die fromme Grobheit, als die gelehrte Lästerung wählen. (Epist. LVI. p. 589.)

Unterdeßen arbeitete Rufinus an einer ausführlichen Schuzschrift gegen die Vorwürfe, welche ihm Hieronymus in dem oben angeführten Schreiben an den Pammachius und Oceanus gemacht hatte. Vermuthlich wurde ihre Ausfertigung durch das Betragen des Römischen Bischofs gegen ihn beschleunigt; sie erschien im Jahr 401. zu Rom; aber nur zum Gebrauche seiner Freunde. (Apologia, oder, wie sie auch unrichtig genannt wird, Invectivarum in D. Hieronymum Libri II. p. 350. sq. T. IV. P. II. Opp. Hieron.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ron. ed. Martian. auch noch einmal, T. V. Opp. p. 261. sq.) In dem ersten Buche derselben sucht Rufinus seine Rechtgläubigkeit außer Streit zu sezen; im zweyten lehnt er andere Beschuldigungen des Hieronymus ab. Alles aus derselben in einen Auszug zu bringen, was der Verfaßer in persönlichen Rücksichten, wiewohl ziemlich treffend, geschrieben hat, wovon auch einiges bereits in die bisherige Erzählung eingeflochten worden ist, würde ermüdend und überflüßig seyn; nur dasjenige gehört hieher, was die ganze Streitigkeit aufklärt. Rufinus beruft sich zuvörderst, um seinen Glauben zu retten, auf das Glaubensbekenntniß der Gemeine von Aquileja, welches er bey seiner Taufe empfangen habe, und worinne, gleichsam als wenn es zu seiner künftigen Vertheidigung dienen sollte, der Zusaz, dieses Fleisches Auferstehung, als ein Unterschied von andern Gemeinen, angebracht worden sey. Man wird sich dabey der Stelle aus seiner Erklärung des Symbolum erinnern, wo dieser Zusaz durchgegangen worden ist. (Oben S. 136. fg.) Aber hier verwahrt er sich gegen die Folgerungen des Hieronymus noch genauer, indem er festsezt, daß allerdings die Natur des jezigen Fleisches, aber nicht mit deßen Gebrechlichkeit, auferstehen werde. Man könne ihm also, fährt er fort, in Absicht auf den Glauben, nun weiter nichts zur Last legen, als daß er doch ein Buch des Origenes, in welchem mancherley Irrthümer stünden, übersezt hätte. Aber er schreibe gar nicht zur Rechtfertigung dieses Schriftstellers, und bekümmere sich nicht darum, ob derselbe bey Gott stehe, oder gefallen sey. Für ihn selbst rede die Veranlaßung und Einrichtung seiner Uebersezung hinlänglich; in derselben finde sich nichts, das ihm zugehörte; wohl aber habe er dafür gesorgt, daß Origenes nicht andern seiner Schriften widersprechen möchte. Um ihn gleichwohl

wohl in einen übeln Ruf zu bringen, habe man seine Uebersezung sogar verfälscht. So habe er in einer Stelle, wo gegen die Anthropomorphiten gestritten werde, von dem unsichtbaren Wesen Gottes unter andern folgendergestalt geschrieben: „Es ist etwas anders, Sehen, und etwas anders, Kennen. Gesehen werden und Sehen gehört für Körper; Gekannt werden und Kennen für ein verständiges Wesen.“ Er habe daselbst gar nicht den Vater und Sohn mit einander vergleichen wollen; auch Origenes selbst habe an Statt des anstößigen Worts Sehen von der Gottheit, lieber mit dem Herrn selbst gesagt, niemand kenne den Vater, als der Sohn, und niemand den Sohn, als der Vater. In diese Stelle nun habe man die Worte eingerückt: „So wie der Sohn den Vater nicht sieht, so sieht auch der heilige Geist den Sohn nicht;“ und er giebt diese Verfälschung deutlich genug dem Eusebius nebst der Marcella Schuld; widerlegt auch das Vorgeben, als wenn die gedachten Worte in der griechischen Urschrift anzutreffen wären. Rufinus beklagt sich darauf, daß Hieronymus, den er nur unter dem Nahmen des morgenländischen Lehrers aufführt, nicht gerade gegen ihn selbst seine Uebersezung getadelt, sondern ihn in Häusern und Klöstern, ja in ganz Italien, durch Frauen und andere Personen habe verkezern laßen; daß eben derselbe durch seine neue Uebersezung von dem berüchtigten Buche des Origenes, die Lateiner mit dem Bösen dieses Schriftstellers bekannt mache, und ihnen sein Gutes entziehe; daß er unaufhörlich seine Hunde wider den Rufinus loßlaße, die ihn mit ihrem Bellen der Verleumdung überall verfolgten. Vornemlich aber beschäftigt sich Rufinus damit, aus den Schriften des Hieronymus zu zeigen, daß er jezt seinen ehemaligen uneingeschränckten Lobsprüchen des Origenes

J. n. C. G. 363 bis 430.

 sicht-

J. n. C. G. 363 bis 430.

sichtbarlich widerspreche; sogar Lehren, welche er jezt an diesem Schriftsteller als Ketzereyen verwerfe, aus demselben sonst in seine Schriften ohne Bedenken übergetragen habe. Er treibt ihn mit diesem Beweise bisweilen ziemlich in die Enge; wenn er ihn gleich nicht überall einleuchtend genug geführt hat. So zeigt er, zum Beispiel, daß Hieronymus gerade in denjenigen biblischen Auslegungsschriften, aus welchen er seine Rechtgläubigkeit vorzüglich erkannt wißen wollte, das Vorherdaseyn der Seelen in einer unsichtbaren Welt, ehe noch die sichtbare geschaffen wurde, behauptet habe; daß er eben daselbst von einer dereinst zu erwartenden Beßerung und Seeligkeit der Teufel, von einem Wachsthum und einem Abnehmen der Menschen in dem künftigen Leben, von der künftigen Wiederherstellung aller vernünftigen Geschöpfe in Einem Körper, rede. Auch dieses findet Rufinus an seinem Gegner unverantwortlich, daß er andere Lehrer der Kirche, die einerley Meinungen mit dem Origenes vorgetragen hätten, entschuldige, und nur diesen einzigen, so lange nach seinem Tode, ohne alle Nachsicht behandle.

Etwas weniger Eindruck macht das zweyte Buch dieser Schuzschrift, weil der Verfaßer darinne durch die rachsüchtige Begierde, alles zusammen zu raffen, was zu Vorwürfen wider den Hieronymus dienen konnte, nicht selten eigene Blößen offenbart. Er beschuldigt denselben, daß er in seinem Schreiben an den Eustachium, (von welchem man im Achten Theil dieser Geschichte, S. 376. fg. einen Auszug gelesen hat,) die schändlichste Abschilderung von allen Ständen und Gattungen der Christen gemacht habe; so daß die Heyden und andere Feinde des Christenthums sich daßelbe um die Wette abgeschrieben hätten, weil darinne

inne ihre Lästerungen gegen die Christen nicht nur zugegeben, sondern gar vergrößert worden wären. Da Hieronymus von Bundsgenoßen des Origenes gesprochen hatte, denen der Meineyd geläufig wäre: so macht ihn Rufinus selbst zum Meineydigen, weil er sein Traumgelübde, niemals mehr einen heydnischen Schriftsteller zu lesen, gebrochen habe. Er rechnet es ihm als große Fehler an, daß er den heydnischen Philosophen Porphyrius und Juden vor seine Lehrer ausgebe; daß er eine neue lateinische Uebersezung der Schriften des Alten Bundes verfertigt, und dagegen die griechische, von Gott eingegebene, welche die Apostel selbst den Christen überliefert hätten, weggeworfen, daß er die Geschichte der Susanna, und den Lobgesang der drey Jünglinge, vor apokryphische Aufsäze erklärt habe. Bald aber kommt er wieder auf die Vergleichung der ältern und damaligen Gesinnungen des Hieronymus gegen den Origenes, die einen so seltsamen Abstand ausmachten; er läßt auch keine der ihm gemachten Beschuldigungen unbeantwortet. Zulezt sagt er, wenn ja die Schriften des Origenes, nach der Absicht des Hieronymus, von einer Kirchenversammlung verdammt werden sollten: so müßten die Bücher des leztern ein gleiches Schicksal haben. „Gleichwie „es dem Origenes nichts geholfen hat, daß er von „Dir gelobt worden ist: so wird es auch Dir nichts hel„fen, daß er von mir entschuldigt worden ist. Denn „ich muß dem Urtheil der Katholischen Kirche folgen, „es mag wider die Bücher des Origenes, oder wider „die Deinigen gefällt werden."

Eine Schuzschrift, die zugleich so sehr als Angriff betrachtet werden konnte, die dem Gegner so viel Wahres, nicht ohne Heftigkeit und bittern Spott vorrückte, ließ in Kurzem eine noch hizigere Beantwortung er-

 warten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

warten. Zwar hatte sie Rufinus nur für seine Freunde zu Rom bestimmt; andere bekamen keine Abschriften davon; allein sehr vielen wurde sie vorgelesen, und in weniger Zeit also war sie weit genug herum bekannt geworden. Die Anhänger des Hieronymus schickten ihm Auszüge daraus, so wie auch aus der Schuzschrift des Rufinus an den Anastasius. Hieronymus wartete auch nicht so lange, bis er beyde Schriften selbst empfangen hätte; sondern sezte nach jenen übereinstimmenden Nachrichten, sogleich eine Vertheidigung in zwey Büchern auf. (Apologia adversus Rufinum, Libri II. p. 349. sq. T. IV. Opp. P. II. ed. Martian.) Im ersten Buche beantwortet er die ihm gemachten Vorwürfe; im zweyten aber geht er die Schuzschrift des Rufinus an den Römischen Bischof durch. Auch aus dieser Schrift, die so voll Anzüglichkeiten, weitschweifiger und unordentlicher als die vorhergehende, und bisher schon mehrmals zu historischen Erläuterungen gebraucht worden ist, darf nur dasjenige, was noch ferner zu gleichem Zwecke besonders dienlich ist, ausgezeichnet werden. Hieronymus rechtfertigt seine Uebersezung von dem berüchtigten Wercke des Origenes damit, weil Rufinus in der seinigen nur die darinne befindliche Irrthümer von der Dreyeinigkeit verbeßert; alle übrige aber stehen gelaßen habe, und es also nothwendig gewesen sey, jenes Werck in seiner wahren Gestalt lateinischen Lesern zu zeigen. Er wirft dem Rufinus, (freylich aus einer verdächtigen Sage,) vor, daß er erst neulich, nachdem er die Briefe des Bischofs Theophilus gelesen hatte, in welchen die Kezereyen des Origenes angezeigt werden, sich die Ohren verstopft, und diesen Schriftsteller laut mit dem Geständniße verdammt haben sollte, er habe bis dahin nicht gewußt, daß derselbe so schlimme Lehren vorgetragen hätte. Auf die Beschuldigung, daß er selbst

Origenianische Irrthümer in seine Schriften eingestreuet habe, antwortet Hieronymus, daß er nach der Art gelehrter Auslegungsbücher, verschiedene Meinungen über die heilige Schrift angeführt habe, ohne sie deswegen zu billigen: eine Ausflucht, die deswegen nicht auf alle getadelte Stellen paßt, weil der Verfasser würcklich die Erklärungen des Origenes bisweilen als solche zu den übrigen hinsezt, unter welchen man wählen könne. Daß ihm sein im Traum geschehenes Versprechen vom Rufinus so streng ausgelegt wird, findet er überhaupt unverschämt; frägt denselben, ob er auch alles in der Taufe versprochene erfüllt habe, und versichert, daß für ihn kein fortgesetztes Lesen der Heyden nöthig gewesen sey, um dasjenige zu behalten, was er ehemals von ihnen gelernet hatte. Ob sich gleich Rufinus über seinen Glauben so befriedigend erklärt zu haben glaubte; findet doch Hieronymus noch manches darinne unbestimmt. Er verlangt von ihm, daß er gerade zu bekenne, die Seele Jesu sey mit ihrem Körper geschaffen worden, indem jede andere Meinung von ihrem Ursprunge gefährliche Folgen habe. Eben so begnügt er sich nicht daran, daß Rufinus die vollständige Auferstehung dieses Fleisches mit allen Gliedern zugiebt. Er frägt ihn, was Origenes leugne, nemlich, ob die Körper in eben demselben Geschlechte, in welchem sie gestorben sind, auferweckt werden sollen? oder ob in einem vermischten Geschlechte, das entweder beydes zugleich, oder keines von beyden sey? und ob die Körper selbst mit Fleisch und Blut ewig unsterblich bleiben, oder nach und nach in Nichts verwandelt, in die vier Elemente wieder aufgelöset werden sollen? Er spottet weiter darüber, daß sein Gegner den Teufel das ewige Feuer besizen läßt, und nennt es eine Verleumdung gegen diesen, daß er allen Menschen die Ursache zu sündigen geworden sey. Denn da-

J. n. C. G. 363. bis 430.

durch würden die Menschen von aller Schuld befreyet, auch ihr freyer Wille aufgehoben. Besonders stellt er es lächerlich vor, daß Rufinus ein feyerliches Bekenntniß seiner Unwißenheit über den Ursprung der Seelen, an den Anastasius abgelegt habe; es ist ihm unglaublich, daß der richtige Begriff davon nicht einmal durch Christum gelehrt worden seyn soll; aber in eine Untersuchung dieser Streitfrage läßt er sich nicht ein. Darauf sind es wieder die Irrthümer des Origenes, und die Uebersezung seines Wercks vom Rufinus, welche Hieronymus angreift. Merckwürdig ist hier vornemlich die Art, wie er den Beweis des leztern, daß die Schriften des Origenes von Kezern verfälscht worden wären, zu entkräften sucht. Andern rechtgläubigen Lehrern, hatte Rufinus gesagt, war eben dieses begegnet. Allein das leugnet Hieronymus, weil man durch eine solche Muthmaaßung auch die Schriften der Kezer selbst vertheidigen, und behaupten könne, das Irrige in denselben sey durch Verfälschungen hineingekommen; ja auf diesem Wege würde man jedes Buch, woran man etwas auszusezen finde, vor unächt ausgeben müßen. Wie sind denn aber, fährt er fort, in die Schriften jener Lehrer anstößige Stellen geflossen? und giebt die Antwort: „Wenn ich gleich die Ur„sachen dieser Flecken nicht anzugeben weiß; so werde „ich sie darum nicht alsbald vor Kezer erklären. Denn „es ist möglich, daß sie entweder ehrlich geirrt, oder „in einem andern Verstande geschrieben haben; oder „daß ihre Schriften nach und nach von den ungeschick„ten Abschreibern verdorben worden sind. Sie mögen „auch wohl, ehe Arius, gleichsam als ein mittägli„cher Teufel, zu Alexandrien gebohren wurde, man„ches unschuldig und unvorsichtig geredet haben, was „der Verleumdung verkehrter Leute nicht ausweichen „kann.“ Es ist unleugbar, daß alle diese Entschuldi-

gungen

gungen dem Origenes eben so wohl, und gewißermaaßen noch mehr zu Statten kommen mußten, als andern alten Lehrern. Allein niemand wird sich wundern, daß Hieronymus solches nicht empfunden, noch weniger gestanden hat. Er hatte sich einmal fest vorgenommen, alles einseitig zu betrachten: und man hat auch bereits in dieser Geschichte die Ursachen gesehen, warum bey so vielen jeder Fehltritt des Origenes weit unverzeihlicher gewesen ist, als eben derselbe bey andern, die weder seinen Geist noch seine Verdienste aufweisen konnten. Beßer führt Hieronymus seine Sache in dem übrigen Theil dieser Schrift, wo er seine neue Uebersezung des Alten Bundes, ingleichen seine Gesinnungen in Absicht auf die Alexandrinische Uebersezung, rettet.

J. n. C. G. 363 bis 430.

An Gelehrsamkeit, Wiz und Beredsamkeit, an der Gabe fein und bitter zu scherzen, zeigt sich Hieronymus in dieser Schuzschrift seinem Gegner ohne Zweifel sehr überlegen. Aber zugleich herrscht darinne eine so unglückliche Rechthaberey, mit niedrigen Disputirräncken und Spottnahmen verbunden, daß Rufinus in dieser Vergleichung eben nicht verächtlich wird; wenn gleich manche schlechte und schiefe Ausdrücke deßelben nicht ohne Grund belacht werden. Er scheint auch durch sein folgendes Betragen den Ruhm einer größern Mäßigung beibehalten zu haben. Da ihm ein Kaufmann aus den Morgenländern die Schuzschrift des Hieronymus nach Aquileja brachte, der nach zwey Tagen wieder abreiste: so wollte er nicht erst die Zeit zu einer öffentlichen Widerlegungsschrift abwarten; sondern schrieb bloß an seinen Gegner selbst, um ihn, wie er sagte, zu erinnern und zu beßern; nicht aber bey andern ein Aergerniß zu stiften. Dieses Schreiben ist zwar nicht mehr vorhanden; allein

J. n. C. G. 363 bis 430.

Hieronymus hat in seiner Beantwortung (advers. Rufinum L. III. p. 435. sq. l. c.) mehrere Stellen aus demselben eingerückt. Er nennt es freylich eine Anklageschrift voll Schmähungen, Lügen und Drohungen; unterdeßen sieht man doch nur soviel, daß Rufinus ziemlich derb geschrieben haben möge. Seine Schuzschrift wider den Hieronymus, sagt er, sey nicht, um Aufsehen zu machen, sondern zur Belehrung einiger, welche durch ihn falsche Begriffe bekommen hätten, aufgesezt, und daher auch diesen nur zugesandt worden; weil er sie aber widerlegt habe, ohne sie zu sehen, so werde sie auch ihm hiermit geschickt, damit er nicht, wie es seine Freunde ehemals gemacht hätten, nöthig habe, den Geschwindschreiber des Rufinus zu bestechen. Dieser behauptet, daß Hieronymus in seinen exegetischen Schriften eben das gethan habe, was er seiner oftgenannten Uebersezung so sehr zur Last lege, nemlich Meinungen des Origenes und anderer einzuschalten, ohne sie genau von den seinigen zu unterscheiden. Er beruft sich darauf, daß alle Italiänische Bischöfe seinen Glauben von der Auferstehung gebilligt hätten; gesteht nochmals, daß er über den Ursprung der Seelen eben so wenig, als über andere natürliche Gegenstände, etwas Gewißes sagen könne; beharrt dabey, daß Hieronymus sein eidliches Versprechen, keine heydnischen Schriftsteller zu lesen, gebrochen habe; ermahnt ihn, sich zu beßern, und verlangt von ihm nicht öffentliche, sondern Privaterinnerungen. Es hat auch das Ansehen, daß er gedroht habe, ihn vor den weltlichen Gerichten zu verklagen; zulezt aber wünscht er, Hieronymus möchte den Frieden lieben.

Eben

Eben diesen Wunsch äußerte auch Chromatius, Bischof von Aquileja, gegen den Hieronymus, nachdem er die Schuzschrift deßelben gelesen hatte, und verlangte von ihm, daß er den Streit nicht weiter fortsezen möchte. Allein Hieronymus rief den Erlöser zum Zeugen an, daß er wider seinen Vorsaz die Feder habe ergreiffen müßen, weil er sonst, da ihm Rufinus den Untergang drohte, wenn er nicht schwiege, sich der vorgeworfenen Verbrechen schuldig erkennen würde. Er schrieb also abermals eine ausführliche Vertheidigung, (advers. Ruf. Liber III. p. 435. sq.) die noch ins Jahr 401. oder in das folgende gehört. Man erwartet im Voraus, daß darinne viel Persönliches, viele Wiederholungen von dem ehemals gesagten, vorkommen werden; dazu muß man noch die dem Verfaßer eigenen wortreichen Ausschweifungen und Gemeinpläze sezen. Es wird also auch nur wenig daraus hier einen Plaz finden können. Nach einigen hizigen und spöttischen Stellen, ruft Hieronymus aus: „Welch eine Erbauung für die Zuhörer, daß zween alte Männer mit einander wegen der Kezer fechten! zumal da beyde vor Rechtgläubige gehalten seyn wollen. Laßt uns die Kezer nicht weiter schüzen! so wird auch kein Streit unter uns seyn. Wir wollen den Origenes mit eben demselben Eifer, mit welchem wir ihn ehemals gelobt haben, jezt, da er in der ganzen Welt verdammt wird, auch verdammen. Laßt uns einander die Hände geben, die Gemüther vereinigen, und den beiden Siegszeichenträgern der Morgenländer und Abendländer, (dem Theophilus und Anastasius,) mit hurtigem Schritte folgen. Wir haben als Jünglinge geirrt; wir wollen uns im Alter beßern. Wenn Du mein Bruder bist: so freue Dich über meine Beßerung; wenn ich Dein Freund bin: so muß ich Dir zu Deiner Bekehrung Glück wünschen. So lange

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

lange der Zanck zwischen uns fortdauert, wird es scheinen, daß wir den wahren Glauben aus Noth, nicht aus Neigung, annehmen. Unsere beiderseitige Feindschaft entreißt uns das Zeugniß einer wahren Buße. Wenn wir einerley glauben, eben daßelbe wollen und nicht wollen, (woraus, wie Catilina selbst bezeugt, feste Freundschaften entstehen,) wenn wir auf gleiche Weise die Ketzer haßen, und den alten Irrthum verdammen, wozu ziehen wir gegen einander loß, da wir einerley bestreiten, und einerley vertheidigen? Verzeihe es mir, daß ich die Gelehrsamkeit und den Bibelfleiß des Origenes in meiner Jugend, ehe ich noch seine Ketzerey genauer kannte, gelobt habe; ich will es Dir hinwiederum vergeben, daß Du mit grauem Kopfe eine Schuzschrift für seine Bücher aufgesezt hast." Man sieht leicht, wie bey allen diesen freundschaftlich und bescheiden klingenden Erklärungen des Hieronymus, doch seine Hauptforderung, das unbedingte Verdammungsurtheil über den Origenes, eine unerträgliche Zumuthung auch für gemäßigte Verehrer deßelben blieb. Wenn er überdieß sich beklagte, daß Rufinus eine Glaubensstreitigkeit in einen persönlichen Zwist, recht nach der Gewohnheit der Ketzer, verwandelt habe: so hatte dieses niemand mehr, als er selbst, gethan. Eben so wenig konnte es zur Friedensstiftung beitragen, daß er mit dem steifsten Eigensinne, oder vielmehr mit sophistischer Verdrehungskunst, vom Rufinus verlangte, er sollte voll Reue bekennen, dem Märtyrer Pamphilus eine große Beleidigung zugefügt zu haben, indem er ihn zum Ketzer gemacht habe. „Du magst, sagt er, beym künftigen Weltgerichte selbst zusehen, was Du auf die Beschwerden des Märtyrers über Dich, werdest antworten können!" Er

hat

hat in einigen Stellen Recht; seine Einfälle und beredten Witzstreiche selbst mildern das Eckelhafte dieser in einem so engen Kreise sich herumdrehender Händel; allein der Schluß ist immer einerley: Rufinus muß in allen streitigen Punkten denken, wie Hieronymus; sonst ist er ein Kezer, und eine Aussöhnung ist unmöglich.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Man hat keine Nachricht, ob Rufinus diese neue Vertheidigungsschrift des Hieronymus gesehen oder beantwortet habe. Sie scheint die lezte gewesen zu seyn, die in dieser Streitigkeit gewechselt wurde. Man hat zwar aus einem in den neuern Zeiten entdeckten Aufsaze, von dem und deßen Ausgaben bereits oben (S. 140.) gehandelt worden ist, zu beweisen gesucht, daß Rufinus die ihm, oder vielmehr dem Origenes vorgeworfenen Irrthümer ausdrücklich widerrufen habe. Allein wie wenig man diese Schrift dem Rufinus beilegen könne, hat unter andern auch noch Fontanini (in Hist. Litter. Aquilejens. p. 409. sq.) gezeigt. Unterdeßen wenn Rufinus, vielleicht noch vor seinem im Jahr 410. erfolgten Tode, sich die alte Ruhe durch Stillschweigen wieder gegeben hat: so konnte Hieronymus dieselbe seinem erbitterten Gemüthe nicht einmal alsdenn verschaffen, da sein Gegner schon aus der Welt gegangen war. Er hatte ihn während der Lebhaftigkeit ihres Streits mit manchen Spottnahmen belegt: und noch in dem Jahre nach dessen Ableben, schilderte er ihn, unter dem Nahmen des Grunzenden, (Grunnius) mit den verächtlichsten Zügen, als einen stolzen und elenden Schwäzer, der inwendig Nero, und von außen Cato, ganz zweydeutig und widersprechend, eine neue Art von Ungeheuer gewesen sey. (Epist. XCV. p. 776. T. IV. P. II. Opp.) Um eben dieselbe Zeit konnte sich der achtzigjährige Mönch,

in

J. n. C. G. 363 bis 430.

in einer Erklärungsschrift der Bibel, folgendes abscheuliche Frohlocken über seinen todten Gegner erlauben: „Der Scorpion wird zwischen dem Enceladus und Porphyrius, von Siciliens Erde gedrückt; und die vielköpfigte Hydra hat endlich einmal „aufgehört, wider uns zu zischen.“ (Prolog. in Ezechiel. Prophet. p. 698. T. III. Opp. ed. Martian.)

Angenehm ist es wenigstens, zu sehen, daß Hieronymus, ohngeachtet seines großen Ansehens, der einzige unter seinen Zeitgenoßen geblieben ist, der in Schriften eine so verhaßte Abbildung vom Rufinus hinterlaßen hat. Dieser Mann, den er durchaus vor einen Ketzer angesehen wißen wollte, wurde von den vornehmsten rechtgläubigen Bischöfen, welche damals in Italien lebten, gleich dem unverdächtigsten Lehrer geschäzt. Caßianus lobt ihn nicht nur als einen frommen Mönch; (christianae philosophiae vir,) sondern auch als einen ansehnlichen Lehrer, (haud contemnenda ecclesiasticorum doctorum portio; de Incarnat. Domini, L. VII. c. 27. p. 802. ed. Francof.) Gennadius, der bereits oben (S. 142. fgl.) angeführt worden ist, scheint die ungerechte Behandlung des Rufinus vor andern gefühlt zu haben, indem er seine Vertheidigung gegen einen Verleumder (obtrectator) nennt. Vornemlich aber betrug sich der Freund des Hieronymus, Augustinus, bey diesen Händeln auf eine würdige Art. Als sie ihren Anfang nahmen, und Hieronymus auch gegen ihn wider den Origenes loßzog, verlangte Augustinus von ihm zu wißen, worinne denn die Irrthümer deßelben bestünden, von denen sein Freund, wie er hinzusezte, am füglichsten gleich in seinem Buche von den Kirchenschriftstellern, hätte Nachricht ertheilen können. (Augustin. ad Hieron. p. 606. in Hieron. Opp. T. IV. P. II.) Nachher

bekam

bekam er zwar die Streitschriften des Hieronymus und Rufinus zu Gesichte; der erstere schickte ihm die seinige selbst zu; aber er bezeigte ihm darüber sein starckes Mißfallen. „Nachdem ich Deine Antwort gelesen habe, schreibt er, (August. Epist. ad Hieron. p. 615. in Opp. Hieron. l. c.) schmerzte es mich sehr, daß zwischen so geliebten und vertrauten Personen, die durch ein beinahe allen Gemeinen sehr bekanntes Freundschaftsband vereinigt waren, ein so großes Uebel von Zwietracht habe entstehen können. Es leuchtet wohl genug aus Deinem Schreiben hervor, wie sehr Du Dich mäßigst, und die Stacheln Deines Unwillens zurück haltest, um nicht Schmähungen mit Schmähungen zu vergelten. Allein da ich selbst beym Lesen Deines Schreibens innigst betrübt worden, und vor Furcht erstarrt bin, was würde wohl die Schrift Deines Gegners aus mir gemacht haben, wenn sie in meine Hände gefallen wäre? — Vor welchem Freunde sollte man sich nun nicht, als vor einem künftigen Feinde scheuen, wenn zwischen dem Hieronymus und Rufinus eine so beklagenswürdige Trennung ausbrechen konnte? — Es ist äußerst schmerzlich für mich, zu dencken, daß zwischen Euch, denen Gott ihren Wunsch in reichem Maaße bewilligt hat, in der genauesten Verbindung mit einander, den Honig der heiligen Schrift kosten zu können, eine solche Erbitterung erwachsen konnte, die nun für jedermann zu befürchten ist, nachdem sie zu einer Zeit, da Ihr, nach Wegwerfung aller weltlichen Lasten, ganz frey dem Herrn folgtet, und in demjenigen Lande zugleich lebtet, in welchem der Herr als ein Mensch herumgehend sagte: **Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden hinterlaße ich euch,** unter Euch, die Ihr Männer von reifem Alter seyd, und in dem Worte des Herrn wohnet, hat entspringen können. — Weh mir, daß

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ich Euch nicht beide irgendwo antreffen kann! Vielleicht würde ich, von Schmerz und Furcht durchdrungen, Euch zu Füßen fallen, weinen, so viel ich könnte, bitten, so starck ich liebte, bald einen jeden für sich selbst, bald jeden für den andern, und auch für andere, besonders für die Schwachen, für welche Christus gestorben ist, welche Euch, gleichsam wie auf dem Schauplatze dieses Lebens, mit ihrer großen Gefahr betrachten, daß Ihr doch ja nicht von Euch solche Dinge schriftlich ausstreuen möget, die Ihr dereinst, wenn Ihr wieder einig seyn werdet, nicht auslöschen könnet, oder Euch alsdann zu lesen fürchten möchtet."

Das Traurigste bey dieser hitzigen Streitigkeit war eben dieses, daß sie nicht nur ein betrügliches Ansehen von Wichtigkeit hatte; sondern auch ganz und gar keine Früchte für die Gelehrsamkeit, Religion oder Kirche hervorbrachte. Es scheint zwar beym ersten Anblicke, als wenn darüber so heftig gestritten worden sey, ob die groben Irrthümer, welche dem Origenes beigemeßen wurden, durch andere Lehrer ausgebreitet werden dürften? Aber, wie man gesehen hat, war davon eigentlich die Frage nicht. Denn diese Lehrer betheuerten es, daß sie an den gedachten Irrthümern gar keinen Antheil nähmen; sie leugneten sogar, daß Origenes dieselben vorgetragen habe. Alles lief daher auf persönliche und geringfügige Zänckereyen über den Origenes, seine Schriften, Feinde, Freunde und Uebersezer, hinaus. Freylich hätte auch hieraus noch ein erheblicher Nutzen gezogen werden können, wenn es die Natur eines persönlichen Streits, der nicht Wahrheit, sondern bloß Ehre und Vortheil oder Verkleinerung auf beiden Seiten sucht, erlaubt hätte. Gewißermaaßen konnte man zwar bey der Frage über die Lehrsäze des Origenes, kaum einen recht festen Fuß stellen. Doch selbst bey

Seite

Seite gesezt, wem sie zugehörten, war es eine bequeme Gelegenheit, sie freyer zu untersuchen; oder auch ausfindig zu machen, mit welcher Bescheidenheit man bey ihrer genauern Bestimmung verfahren müße. Keines von beyden geschah; Verkezern und Verkezerungen abwehren, war alles, was man auszuführen suchte. Origenes wurde nun verhaßter, als er jemals vorher gewesen war; allein diejenigen, welche solches bewürckten, zeichneten sich durchaus als schlechtere Menschen aus, wie ihre Gegner. Ohne gerade alles zu vertheidigen, was der Bischof Johannes und Rufinus in diesen Händeln, wo sie doch so offenbar gereizt wurden, gethan oder geschrieben haben, kann man gleichwohl ihren mehrmals angeführten Schuzrednern, Wastel, Cacciari, Fontanini und Rubeis, unter welchen die beiden leztern den zwey ersten bey weitem vorzuziehen sind, in der allgemeinen Beurtheilung seinen Beifall nicht versagen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Dieser so langwierige, für die Wahrheit beinahe ganz unnüze Streit, war jedoch nur der erste Auftritt von den Händeln, welche gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, über die Lehrsäze des Origenes ausbrachen. Er hatte hauptsächlich Palästina und Italien zum Schauplaze gehabt; wenn gleich die Bewegungen deßelben sich auch nach Africa fortpflanzten. Zu gleicher Zeit aber eröffnete sich der zweyte Auftritt, in Aegypten, und nach und nach zu Constantinopel; noch weit anstößiger und unglücklicher als der erste; für die Aufklärung der Christen, oder auch für die theologische Gelehrsamkeit, eben so fruchtlos, und desto mehr ein Denckmal der unbändigsten Leidenschaften. Epiphanius bezeigte sich zwar auch hier sehr geschäftig; selbst Hieronymus unterließ nicht daran Theil zu nehmen; allein die Hauptperson, wel-

J. n. C. G. 363 bis 430.

che Getümmel und Verwirrung auf mehreren Seiten stiftete, war Theophilus, Bischof oder Patriarch von Alexandrien.

Unter allen christlichen Lehrern dieser Zeit, hat er den schlimmsten Ruf hinterlaßen. Ja, ob ihm gleich Hieronymus die übertriebensten Lobsprüche ertheilt, und er selbst durch seinen Eifer für die Rechtgläubigkeit, eben so gut wie andere jener ältern Lehrer, den Ehrennahmen des Heiligen verdient hätte, mit welchem Athanasius, Epiphanius und Hieronymus, und die übrigen ihres gleichen immer bezeichnet werden; so haben doch die neuern Römischkatholischen Schriftsteller größtentheils Bedencken getragen, ihm diese Höflichkeit zu erweisen, die, da sie so oft dem Charakter der angesehensten Lehrer widerspricht, auch bey allen ohne Unterschied wegbleiben sollte. Sie ist zwar eben so wenig ein rühmliches Urtheil der Nachwelt von irgend einem derselben, als der Beinahme Seelig, mit welchem man von Verstorbenen spricht; allein der heilige Bischof legt doch gar zu leicht dem freyern Forscher in seiner Geschichte, entweder Stillschweigen, oder eine gewiße Schüchternheit auf. Theophilus scheint in seinen frühern Jahren eine Zeitlang unter den Einsiedlern und Mönchen des Nitrischen Gebürges in Aegypten gelebt zu haben. Nachher wurde er zu Alexandrien durch seine Gelehrsamkeit bekannt, als er vermuthlich Presbyter geworden war. Sein noch vorhandener Osterzirkel (Cyclus Paschalis) ist allem Ansehen nach damals von ihm aufgesezt worden, und Rufinus rühmt sich, ihn um diese Zeit zum Lehrer gehabt zu haben. Nach dem Tode des Timotheus, Bischofs von Alexandrien, im Jahr 385. folgte er ihm in dieser Würde nach, und bekleidete sie über sieben und zwanzig Jahre.

Sein

Sein unternehmender und Ränckevoller Geist zeigte sich seitdem bey sehr vielen Gelegenheiten. Als der Kaiser Theodosius im Jahr 388. mit dem Maximus Krieg führte, schickte Theophilus einen seiner Aeltesten zu Alexandrien, Isidorus, der daselbst für die Fremden und Armen Sorge trug, mit Schreiben, sowohl an den Kaiser, als an deßen Mitbewerber um das Reich, ab, und befohl ihm, demjenigen von beyden das Schreiben, nebst den mitgegebenen Geschencken, zu überreichen, der die Oberhand behalten würde. Indem aber Isidorus dieses zu Rom abwartete, entwandte ihm der Vorleser, der ihn begleitet hatte, die gedachten Briefe, und nachdem also seine zweydeutige Bestimmung entdeckt worden war, eilte er nach Alexandrien zurück. Für diesen gefährlichen Dienst wollte ihn nachmals Theophilus dadurch belohnen, daß er ihm das Bißthum von Constantinopel verschaffte. Allein der oberste Staatsbediente hatte dazu bereits den in der Folge so berühmt gewordenen Johannes Chrysostomus ausersehen. Er überließ also dem Theophilus kurzweg die Wahl, ob er diesen zum Bischof weihen, oder sich gegen die schweren Anklagen verantworten wollte, welche verschiedene Bischöfe wider ihn eingegeben hatten: und er befand vor gut, das erstere zu thun. (Socrat. Hist. Eccl. L. VI. c. 2. Sozom. H. E. L. VIII. c. 2.)

Man hat bereits in dieser Geschichte gelesen, (Th. VII. S. 226-230.) wie feurig sich der Eifer des Theophilus bey der Zerstörung der heydnischen Tempel zu Alexandrien im Jahr 391. bewiesen habe; aber auch, wie viel Religionshaß und Verfolgungsgeist er dabey habe blicken laßen. Die Beschuldigung der Heyden, daß ihn zugleich Eigennuzen und Geldbegierde dabey angetrieben haben, gewinnt durch den Abriß, welchen

J. n. C. G. 363 bis 430.

christliche Schriftsteller von ihm machen, eine ziemliche Stärcke. In einer Stelle des Palladius, (Dialog. de vita S. Iohann. Chryfoft. p. 137. Paris. 1680. 4.) wo von dem Patriarchen der Aegyptier gesagt wird, daß er eben so wie der Jüdische, aus der Besezung und Veränderung priesterlicher Aemter viel Geld ziehe, kann nur Theophilus gemeint seyn. Isidorus von Pelusium aber klagt ausdrücklich über seine Geldsucht und ausschweifende Neigung zum Bauen; (L. I. Ep. 152. p. 47. Paris. 1638. fol.) welche leztere vom Palladius (l. c. p. 51.) eine Pharaonische Steinwuth zu Gebäuden, deren die Kirche nicht bedarf, genannt wird.

Zwar könnten alle diese Schriftsteller, als Verehrer des Origenes oder des Chrysostomus, partheiisch gegen den Theophilus zu seyn scheinen. Allein nicht nur ihre Uebereinstimmung unter einander in so vielem Bösen, was sie von ihm erzählen; sondern hauptsächlich seine ungezweifelten Handlungen, bestätigen ihre Glaubwürdigkeit. Man beschreibt ihn also als einen sehr kühnen, heftigen und unbiegsamen Mann, der bald gewaltsame, bald arglistige Mittel zur Erreichung seiner Absichten gewählt habe, und schlechterdings keinen Widerstand dulden konnte. Er gab deswegen auch die geistlichen Aemter Leuten, welche ihm ganz ergeben waren. Um der Unterstüzung der Grossen zu genießen, sandte er Geistliche nach Constantinopel, welche es selbst durch Bestechungen auswürcken mußten, daß der Hof keine andern Befehlshaber in Aegypten ernannte, als welche ihm angenehm waren. Es fehlte ihm unterdeßen auch nicht an beßern Eigenschaften. Ein nicht gemeiner Verstand, viel Thätigkeit und Muth, machten ihn fähig, große Dinge auszuführen. Palladius versichert, (l. c. p. 43.) daß

daß er scharfsichtig genug gewesen sey, um aus der Bildung und den Reden eines Menschen, sogleich einen sichern Schluß auf die geheimen Absichten deßelben machen zu können. Seine Wachsamkeit im Lehramte wird auch gerühmt; es war aber freylich mehr die Fertigkeit, über alles herzufallen, was von seinen Religionsbegriffen abwich. Desto unerwarteter ist es, daß er, wie anderwärts gemeldet worden ist, (Th. VII. S. 166.) einst einen Mann zum Bißthum geweiht hat, der sich erklärte, daß er die Auferstehung der Todten nicht glauben könne. Die Gelehrsamkeit und Beredsamkeit dieses Mannes, des Synesius, erwarben ihm vielleicht diese außerordentliche Gewogenheit des Theophilus, der selbst in der Philosophie und Mathematik nicht ungeübt war.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Von seinen Schriften brauchen diejenigen hier noch nicht genannt zu werden, welche gegen den Origenes und deßen Freunde gerichtet sind. Eine der ersten unter den übrigen war sein auf Verlangen des Kaisers Theodosius ausgerechneter Osterzirkel. Er fieng denselben mit dem Jahr 380 an, und bestimmte darinne vierhundert und achtzehn Jahre hindurch, den Monath und Tag, auf welchen das Osterfest jährlich fiel. Den ähnlichen sogenannten goldenen Cyklus des Anatolius, Bischofs von Laodicea, im dritten Jahrhunderte, der nur neunzehn Jahre in sich begriff, verbeßerte und erweiterte er zwar durch den seinigen; aber auch dieser wurde erst nachher vom Victorius durch seinen Cyklus von 532 Jahren zur Vollkommenheit gebracht. Unterdeßen diente der vom Theophilus erfundene, dem Stifter der christlichen Zeitrechnung im sechsten Jahrhunderte, Dionysius, zur Grundlage des seinigen. Dem Kaiser sandte er nur eine Tafel von hundert Jahren aus diesem Cyklus,

J. n. C. G. 363. bis 430.

den dazu gehörigen Beweisen, und einem Schreiben. Nichts von diesem allem ist mehr vorhanden; wohl aber ein kleiner Aufsaz des Theophilus über diese Tafel. (in Aeg. Bucher. Commentar. de doctr. tempor. in Victorium Aquit. et alios antiquos Canon. Paschal. Scriptores, p. 471. sq. Antverp. 1673. fol.) Ueberhaupt wurde sein Cyklus, weil man ihn etwas dunckel fand, wenig gebraucht. Daher kürzte ihn sein Schwestersohn und Nachfolger im Bißthum, Cyrillus, dergestalt ab, daß er ihn auf fünf und neunzig Jahre zusammenzog. Theophilus selbst kündigte, ohngeachtet er durch seinen Cyklus das Osterfest auf viele Jahre festgesezt hatte, daßelbe jährlich, nach der alten Gewohnheit der Alexandrinischen Bischöfe, auch durch besondere Schreiben oder Predigten an, von denen die noch vorhandenen in der Folge beschrieben werden sollen.

Einige seiner merckwürdigern kirchlichen Vorschriften und Entscheidungen (Canones, in Beveregii Synodico, T. II. P. I. p. 170-173.) verdienen auch hier angeführt zu werden. In der ersten sagt er, daß, da die Christen schuldig wären, jeden Tag des Herrn zu ehren, weil an demselben Christus von den Todten auferstanden sey, solches auch diesmal geschehen müße, da das Fest Theophania (oder das Geburtsfest Christi) auf einen Sonntag falle. An Statt also am vorhergehenden Tage das gewöhnliche Fasten zu beobachten, sollten die Christen seines Kirchensprengels nur wenige Datteln genießen, sich den Kezern nicht gleich stellen, welche dem Auferstehungstage Christi keine Ehrerbietung bezeigen, und in der neunten Stunde sich zum öffentlichen Gottesdienste versammeln. In einem andern Schreiben verordnet er, daß Lehrer, welche mit Arianischen Bischöfen Kirchengemeinschaft unter-

unterhalten hätten, zwar abgesezt werden; aber doch ruhig an dem Orte ihres Aufenthals verbleiben sollten. Bey einem Diakonus, welcher beschuldigt wurde, daß er seines Bruders Tochter geheyrathet habe, müße darauf gesehen werden, ob solches noch vor seiner Taufe geschehen sey, und ob er nach derselben keinen vertrauten Umgang mit ihr gepflogen habe? in diesem Falle sollte er Straflos bleiben; sonst aber aus dem geistlichen Stande gestoßen werden. Keine Weihungen von Geistlichen sollten heimlich vorgenommen werden; sondern die gesammte Geistlichkeit der Gemeine sollte darein willigen; das Volck sollte gegenwärtig seyn, und von dem Bischof angeredet werden, damit es für den zu Weihenden ein Zeugniß ablegen könne. Der Rest von den freywilligen Gaben, (τὰ προσφερόμενα εἰς λόγον θυσίας) nachdem das heilige Abendmahl (τὰ μυστήρια) davon gehalten worden ist, soll bloß unter die Geistlichen, und die bey ihnen befindlichen Gläubigen, nicht aber unter Katechumenen, vertheilt werden. Andere Verordnungen in diesem Schreiben, gehen von der gewöhnlichen Kirchenzucht gar nicht ab. Unter den übrigen aber enthält eines den Fall eines Mannes, der, weil er aus Unwißenheit in den Kirchengesezen, eine unerlaubte Heyrath getroffen hatte, sich nachher mit Bewilligung seiner Frau von derselben trennte. Theophilus giebt dem Bischof, der ihm dieses gemeldet hatte, den Rath, beide Personen, wenn sie anders aufrichtig dabey handelten, unter die Katechumenen zu versezen; sollte er aber Unredlichkeit bey ihnen mercken: so möchte er thun, was ihm Gott eingebe, und die ihnen nöthige Schärfe anwenden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Theophilus hatte an den Streitigkeiten, welche in Palästina über den Origenes entstanden waren,

J. n. C. G. 363 bis 430.

nach und nach, wie bereits oben (S. 159. fg 161. fg. 171. fg.) erzählt worden ist, einigen Antheil genommen, welcher den Wünschen des Epiphanius und Hieronymus gar nicht gemäß war. Er ließ nicht allein gegen den Origenes viele Neigung blicken; sondern zeigte sich auch als einen Freund des Bischofs von Jerusalem Johannes, und des Rufinus. Das Betragen seines Abgeordneten Isidorus in Palästina, sein eigener Aufenthalt daselbst, und andere seiner Schritte, dienten zur Unterstüzung der Origenisten. Besonders aber scheinen die Vorwürfe, welche er dem Epiphanius in einem Schreiben an den Römischen Bischof Siricius machte, und seine Ermahnungen an den Hieronymus, den kurzen Stillstand dieser Händel im Jahr 397. befördert zu haben. Er hatte auch einen Aegyptischen Bischof oder Presbyter, Paulus, der ein Feind der Origenisten war, in einer Versammlung von Bischöfen abgesezt, und genöthigt, nach Palästina zu flüchten. Hieronymus nahm denselben zu Bethlehem liebreich auf; und obgleich Paulus einen kaiserlichen Befehl erhielt, um wieder in sein Amt eingesezt zu werden, blieb er doch am gedachten Orte bis zum Jahr 401. (Hieron. advers. Rufin. L. III. p. 453. sq.)

Allein der heftige und unruhige Geist des Theophilus gieng seitdem allmählig zu ganz entgegengesezten Gesinnungen über. Er entzweyete sich mit eben demselben Isidorus, der so lange sein Vertrauter gewesen war. Zwar kommen die Geschichtschreiber nicht völlig in den Ursachen dieser Veränderung überein; es scheinen aber auch mehrere derselben zusammengekommen zu seyn. Nach dem Sokrates, (H. E. L. VI. c. 9.) wollte Theophilus den Archipresbyter Petrus zu Alexandrien unter dem Vorwande absezen,

weil

weil er eine Manichäische Frauensperson, ohne daß sie ihren Irrthümern entsagt hätte, zum heiligen Abendmahl zugelaßen habe. Allein Petrus behauptete, daß diese Frau rechtgläubig sey, und daß ihre Aufnahme in die Kirchengemeinschaft sogar mit Bewilligung des Theophilus selbst geschehen wäre. Als der Bischof nichts davon wißen wollte, berief sich jener auf das Zeugniß des Isidorus, welcher auch eben dieses bekräftigte; aber sich und dem Archipresbyter dadurch den Verlust ihrer Aemter zuzog. Sozomenus sezt zu dieser Nachricht noch eine andere hinzu, die er von einem glaubwürdigen Manne gehört habe. (H. E. L. VIII. c. 12.) Dieser zu Folge haßte Theophilus erstlich deswegen den Isidorus und den Petrus, weil sie sich beyde geweigert hatten, zu bezeugen, daß die Schwester des Bischofs von einem gewißen Manne zur Erbinn eingesezt worden sey. Dazu kam noch dieses, daß Isidorus nichts von dem vielen Gelde, das ihm zur Besorgung der Armen gebracht wurde, dem Cyrillus zu seinem Kirchenbaue überlaßen wollte, indem er sagte, es sey beßer, die Körper der Krancken zu pflegen, welche vorzüglich Tempel Gottes wären, als Gebäude aufzurichten. Eben dieses bestätigt auch Palladius (Dial. de vita S. Ioh. Chrysost. p. 51.) mit den besondern Umständen, daß Isidorus von einer vornehmen Wittwe tausend Goldstücke, mit der durch einen Schwur bey des Erlösers Tische von ihm eingegangenen Verbindlichkeit erhalten habe, armen Frauen dafür heimlich, ohne Vorwißen des Theophilus, Kleider zu kauffen, damit dieser nicht nach dem Gelde trachten möchte. Er erfuhr aber doch die Anwendung dieses Geldes, beschuldigte aus Verdruß darüber den Isidorus, in der Versammlung seiner Geistlichkeit, aus einer Klagschrift, die ihm bereits vor achtzehn Jahren übergeben worden seyn sollte, der Sodomiterey; be-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

bemühte sich vergebens, als sich derselbe sehr wohl vertheidigte, einen jungen Menschen zum Kläger wider ihn zu erkauffen, und stieß ihn endlich aus der Kirche. Isidorus, der sich vor noch ärgern Gewaltthätigkeiten des Bischofs fürchtete, eilte wieder zu den Mönchen des Nitrischen Gebürges, unter welchen er seine jüngern Jahre zugebracht hatte. Er war damals bereits achtzig Jahre alt, und Palladius, der ihn zum Führer des Mönchslebens wählte, rühmt ihn in einer andern Schrift, (Hist. Lausiac. c. 1. sq.) als ein großes Muster deßelben. Er trug niemals Leinenzeug, ausgenommen das gewöhnliche um den Kopf, aß kein Fleisch, und niemals bis zur Sättigung. Oft weinte er bey Tische, weil er sich schämte, gleiche Nahrungsmittel mit den Thieren zu genießen, an Statt daß er das himmlische Manna kosten sollte. Auch soll seine Religionswißenschaft und Gottseeligkeit so erhaben gewesen seyn, daß er nicht selten über der Tafel, indem er sich in einen wichtigen Gedancken vertiefte, in eine Entzückung gerieth, die ihm alles Bewußtseyn raubte. Nach einer solchen Abschilderung, wie man sie von dem Verfaßer der Lausischen Geschichte erwarten kann, ist es wahrscheinlich, daß nicht immer, wo in der frühern Geschichte des Theophilus ein Isidorus vorkömmt, der jezt beschriebene gemeint sey.

Unter den Mönchen des Nitrischen Gebürges, zu welchen sich Isidorus rettete, gab es damals zwo Partheien, welche auch ihre Beziehung auf die über den Origenes entstandenen Streitigkeiten hatten. Sie waren über die Frage uneins geworden, ob Gott ein Körper von menschlicher Gestalt, oder ob er vielmehr unkörperlich sey, und weder eine menschliche, noch eine andere Gestalt habe? Das erstere behaupteten, wie Sokrates (H. E. L. VI. c. 7.) und Sozomenus (H.

(H. E. L. VIII. c. 11.) erzählen, die meisten dieser Mönche, welche aus Einfalt, die Augen, die Hände Gottes, und dergleichen mehr, was ihm in der heiligen Schrift beygelegt wird, ganz buchstäblich nahmen; da hingegen andere in solchen Redensarten einen geheimen Verstand suchten, und jenen eine Lästerung gegen Gott Schuld gaben. Die vernünftigere Meinung der leztern war aus den Erklärungsgrundsäzen des Origenes geschöpft worden. Aber die erstere hatte sich eben durch die Abneigung gegen die allegorischen Auslegungen dieses berühmten Mannes gestärckt: und ihre Anhänger wurden mit einem vorher schon in der Kirche üblichen Partheiennahmen, Anthropomorphiten genannt. Wie grob und elend ihre Vorstellungen von Gott gewesen sind, hat man bereits anderwärts (Chr. KGesch. Th. VIII. S. 452.) aus den Nachrichten des Caßianus gelesen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Vier Brüder, Dioskorus, Ammonius, Eusebius und Euthymius, ragten unter der großen Menge der Nitrischen Einsiedler und Mönche, nicht allein durch ihre Leibeslänge, von welcher sie die langen Brüder hießen; sondern hauptsächlich durch den Ruhm ihrer Religionswißenschaft und Gottseligkeit, so sehr hervor, daß sie als die Oberhäupter der übrigen angesehen wurden. Sokrates, (l. c. et L. IV. c. 23.) Sozomenus, (l. c. c. 12. L. VI. c. 30.) Rufinus, (Vit. Patr. L. II. c. 23.) und Palladius, (Dial. de vita Chrysost. p. 156 sq. Hist. Laus. c. 12. p. 117.) haben viele Nachrichten von ihnen aufgezeichnet. Sie hatten sich schon in ihrer ersten Jugend in die Einöde begeben, wo sie sich schlechte Hütten baueten, und ihre Zeit zwischen Beten, Lesen und Händearbeiten, um sich ihren geringen Unterhalt zu verschaffen, theilten. Man glaubte, daß ihnen die dunkelsten Stellen der

heiligen

J. n. C. G. 363 bis 430.

heiligen Schrift deutlich wären. Da sie auch wegen ihres Widerstandes gegen die Arianer, verfolgt worden waren, und in der Strenge gegen sich selbst immer zunahmen: so wurden sie endlich die allgemeinen Vorbilder und Lehrer ihrer Mitbrüder. Theophilus ehrte sie ungemein, suchte ihren Umgang und ihre Belehrung. Er ernannte daher auch den Dioskorus, der bereits Presbyter für die Einsamen des Nitrischen Gebürges war, sehr wider deßen Willen, zum Bischof von Hermopolis, wodurch er die kirchliche Aufsicht über jene Gegend bekam: und seine beyden jüngsten Brüder mußten sich, ebenfals ungern, zu Lehrern in der Hauptstadt Aegyptens bestellen laßen. Vor allen diesen Brüdern aber wurde Ammonius am meisten bewundert; freylich wegen so Mönchsmäßiger Tugenden und Handlungen, daß sie ein weiser Mann nicht einmal billigen würde. Außer den tiefsten Religionseinsichten, einer außerordentlichen Sanftmuth und Geduld, sogar der Weißagungsgabe, die man ihm zuschrieb, versicherte man auch, daß niemals jemand seine Leidenschaften so sehr zu bezwingen gewußt habe, als er. Allein da er die aufsteigenden unreinen Gedancken und Empfindungen dadurch dämpfte, daß er sich mit einem glühenden Eisen bald dieses Glied, bald ein anderes verbrannte, mithin stets von Brandgeschwüren bedeckt war: so wurde er nicht als ein Christ, oder als ein verständiger Mann, sondern als ein Wüterich gegen sich selbst, Herr über seine Leidenschaften; vermuthlich übte er auch diese Grausamkeit an sich voll eitler Ehrbegierde aus. Eine gewiße Gemeine wünschte einst sehnlich, ihn zum Lehrer zu bekommen und wandte sich deswegen an den damaligen Bischof von Alexandrien, Timotheus. Dieser versprach auch, ihn sogleich zu weihen, wenn man ihn darstellen würde. Man ergriff also den Ammonius mit Gewalt;

allein

allein er entfloh: und da man sich seiner wieder bemächtigte, that er die dringendste Vorstellungen, daß er dieses Amt nicht annehmen könne; bis er endlich, da er keinen Eindruck machte, sich vor jedermanns Augen, mit einer Scheere das lincke Ohr abschnitt. Nunmehr, sagte er zu den Umstehenden, würden sie ihn wohl, nach dem Geseze, als einen Verstümmelten, vor unfähig zum Lehramte ansehen. Timotheus, dem sie solches meldeten, war dieser Meinung nicht. Die Juden, sagte er, mögen ihr Gesez beobachten; ich würde selbst einen Mann mit abgeschnittener Nase weihen, wenn er die nöthige Tüchtigkeit hätte. Es geschah also ein neuer Versuch, ihn zu überreden, oder gar zu nöthigen. Man stand aber bald gänzlich von ihm ab, weil er mit einem Schwure drohte, sich die Zunge abzuschneiden.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Alle diese vier Brüder waren Freunde des Origenes; Ammonius insonderheit hatte die Schriften deßelben, des Didymus, und anderer Gelehrten von gleichem Werthe, fleißig gelesen. Theophilus, der eben so gesinnt war, glaubte auch einen öffentlichen Beweis seines Eifers wider die Gegenparthey, deren sinnlichen Begriffen von Gott man die Ehre erwies, sie eine Kezerey zu nennen, ablegen zu müßen. In dem Osterschreiben also, welches er gegen den Anfang des Jahrs 399. nach der zu Alexandrien längst üblichen Gewohnheit, ausfertigte, um die Zeit der großen Fasten und des Osterfestes anzuzeigen, bestritt er zugleich die Kezerey der Anthropomorphiten ausführlich. Die weitläufige Abhandlung, in welcher er dieses nach dem Gennadius (de vir. illustr. c. 33.) aus der heiligen Schrift gethan haben soll, ist allem Ansehen nach, eben dieses Osterschreiben, deßen Caßianus (Collat. X. c. 2. p. 383. ed. Francof.) gedenckt. Es

stiftete

J. n. C. G. 363 bis 430.

stiftete unter den Mönchen des Nitrischen Gebürges und der Sketischen Wüste, ja überhaupt in Aegypten, die heftigste Bewegung. Die allermeisten sagten, Theophilus habe in demselben einen schlimmen Irrthum vorgetragen, indem er geleugnet habe, daß Gott eine menschliche Gestalt besize, da doch der Mensch selbst nach deßen Bilde erschaffen worden sey. Das Schreiben des Bischofs wurde besonders von den Sketischen Einsiedlern und Mönchen, die man als die vollkommensten und weisesten von allen ansah, so sehr verabscheuet, daß es nur in einer einzigen Gemeine derselben vorgelesen werden durfte.

Ein großer Hauffe derselben zog sogar nach Alexandrien, erregte daselbst Unruhen, und drohte den Theophilus umzubringen. In der Bestürzung, worinne er sich befand, entschloß er sich sogleich, die Wuth der Mönche zu besänftigen; wenn es auch auf Kosten seiner bisherigen Lehrsäze, oder wenigstens seiner unverstellten Aufrichtigkeit, geschehen müßte, gieng ihnen entgegen, und redete sie mit dem biblischen Ausdrucke an: **Ich sehe euer Angesicht, wie Gottes Angesicht.** (1. B. Mos. C. XXXIII. v. 10.) Dieser Kunstgriff that eine schleunige Würckung. Die Mönche zweifelten nunmehr nicht, daß der Bischof von der menschlichen Gestalt Gottes eben so dencke, wie sie. Zwar forderten sie noch von ihm, daß er die Bücher des Origenes verdammen sollte, weil durch dieselben der gegenseitige Irrthum fortgepflanzt würde; sonst wollten sie ihn als einen Feind Gottes behandeln. Aber auch dazu war Theophilus alsbald bereit; er versicherte, daß er schon längst von diesen Schriften ein gleiches Urtheil gefällt habe. Die Mönchen hatten nichts weiter zu verlangen, und kehrten

also

also ruhig in ihre Einöden zurück. (Socr. H. E. L. VI. c. 7. Sozom. L. VIII. c. 11.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Daß Theophilus von dieser Zeit an, ein Anthropomorphit geworden sey, wird niemand glauben. Aber ob er nun seine alte Denkungsart über den Origenes verändert habe, ist nicht so leicht auszumachen. Denn ob er sich gleich seitdem als einen erklärten und hitzigen Gegner deßelben betrug; so ist doch nichts unglaublicher, als daß seine so vieljährige Ueberzeugung bloß durch die auf ihn loßstürmenden Mönche, eine entgegengesezte Richtung bekommen habe. Vielmehr scheint er sich nur nach den Absichten einer furchtbaren Rotte, die ihre Meinungen mit bewaffneter Faust auszuführen geneigt war, bequemt zu haben, um seiner Herrschsucht gemäß, ihren Anführer abzugeben, da sie seine Vorschriften nicht annehmen wollte. Dieses wird noch wahrscheinlicher, wenn man sieht, daß er außer seinen Händeln mit dem Isidorus, der unter den Nitrischen Mönchen lebte, auch mit den langen Brüdern, die er so sehr geschäzt hatte, in Uneinigkeit gerathen sey, und sie desto nachdrücklicher verfolgt habe, nachdem er zu den Feinden des Origenes übergetreten war.

Ammonius und etliche andere Mönche baten den Theophilus, daß er den Isidorus wieder in die Kirchengemeinschaft aufnehmen möchte. Er versprach es ihnen; that aber nichts weniger. Als sie nach einiger Zeit ihre Bitte dringend wiederholten, ließ er einen von ihnen in das öffentliche Gefängniß werfen. Ammonius und die übrigen bedienten sich der Gelegenheit, da sie demselben seine Bedürfniße brachten, und blieben bey ihm. Zwar wurden sie von dem Bischof wieder loßgegeben; er rächte sich aber bald an ihnen dadurch,

J. n. C. G. 363 bis 430.

durch, daß er die andere Parthey gegen sie, als Anhänger des Origenes verhezte; woraus die schmähsüchtigsten Streitigkeiten zwischen den Mönchen entstanden. (Sozom. Hist. Eccl. L. VIII. c. 12.) Den Dioskorus haßte er, weil ihm die Mönche so ausnehmend ergeben waren. Die beyden jüngsten aber von den langen Brüdern beleidigten ihn damit, daß sie nicht länger ihr Amt zu Alexandrien behalten wollten, indem sie deutlich zu verstehen gaben, seine Geldbegierde sey ihnen höchst anstößig, und sie befürchteten Gefahr für ihre Seelen, wenn sie nicht zu ihren Mitbrüdern zurückgiengen. Theophilus, der sie mit Drohungen entlaßen hatte, warnete gar bald die Anthropomorphiten unter den Mönchen schriftlich, daß sie sich vor dem Dioskorus und seinen Brüdern in Acht nehmen möchten, weil dieselben Gott die menschliche Gestalt absprächen. (Socrat. H. E. L. VI. c. 7.) Nach der Erzählung des Palladius, (Dial. de vita S. Chrysost. p. 54. sq.) schrieb Theophilus nunmehr an die benachbarten Bischöfe, daß sie einige der vornehmsten Mönche im Nitrischen Gebürge aus ihren Cellen vertreiben möchten, ohne eine Ursache anzugeben. Hierauf kamen diese selbst mit ihren Aeltesten nach Alexandrien, um den Grund ihrer Verurtheilung von dem Bischof zu erfahren. Allein dieser fuhr sie mit grimmigen Zorne an; warf dem Ammonius, der mit darunter begriffen war, seinen Mantel (ὠμοφόριον) um den Hals, als wenn er ihn erdroßeln wollte, gab ihm Ohrfeigen und Faustschläge ins Gesicht, wovon es blutete, und schrie dazu: Ketzer! verdamme den Origenes! Gleichwohl hatte er mit diesen Mönchen noch gar nicht über den Origenes gestritten; er mag also wohl nur seine neue Verbindungen gegen so verhaßte Personen haben zeigen wollen. Sie gien-

gen

gen unterdeßen wieder in ihre einsamen Wohnungen zurück.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber bald darauf, im Jahr 400. verdammte Theophilus auf einer Kirchenversammlung zu Alexandrien, hernach auch auf mehrern, die Lehrsäze des Origenes, nebst ihren Anhängern, besonders die langen Brüder, den Dioskorus ausgenommen: und sie wurden sogar der Zauberey beschuldigt. (Pallad. Dial. de vita Chrys. p. 55. Sulpic. Sev. Dial. I. c. 6. p. 244. ed. Vorst. Hieron. ad Ctesiph. advers. Pelag. p. 476. in Epist. l. c.) Theophilus reiste sogar nach Nitrien, um in dem Sitze der Origenisten, diese Parthey, oder vielmehr den ihm verhaßten Theil der Mönche, durch gleiche Anstalten zu unterdrücken. Es ist noch ein Stück eines Synodalschreibens übrig, (in Mansii Collect. ampliss. Concilior. T. III. p. 971.) aus welchem man sieht, daß auf der Alexandrinischen Versammlung hauptsächlich die Lehre des Origenes vom Vorherdaseyn der Seelen, und ihrer Bestrafung oder Reinigung in den Körpern verurtheilt worden sey. Aber in den neuern Zeiten ist auch ein Schreiben des Theophilus an die Bischöfe in Palästina und Cypern ans Licht gezogen worden, (in Hieronymi Opp. ed. Vallarsii, T. I. p. 537. sq. apud Mansium, l. c. p. 979. sq.) welches noch weit mehr Licht über die damaligen Bemühungen dieses Bischofs verbreitet. Er erzählt darinne, daß einige Mönche des Nitrischen Klosters die Ketzerey des Origenes ausgestreuet, und ihre Mitbrüder dadurch vergiftet hätten. Er habe sich daher, um ihnen Einhalt zu thun, auf Bitten der Vorsteher und Aeltesten, selbst dahin begeben. Die Anhänger des Origenes wären so rasende Leute, daß sie sich zum Theil ihre Glieder mit Meßern abgeschnitten, und geglaubt hätten, ein Muster von Demuth

J. n. C. G. 363 bis 430.

und Andacht abzugeben, wenn sie mit verstümmelten Gesichte und abgeschnittenen Ohren einhergiengen. (Ohne Zweifel geht dieses auf die oben gemeldete Handlung des Ammonius.) Einer von ihnen habe sogar ein Stück von seiner Zunge abgeschnitten, damit er, wenn er schwach und langsam redete, Unwißende verführen könnte, zu glauben, sein Herz sey zu voll, und sein Eifer für die göttliche Gebote zu groß, als daß er anders sprechen könnte. Theophilus sezt noch hinzu, er wiße, daß diese Leute die Bischöfe, an welche er schreibe, auf ihre Seite zu bringen suchten; deswegen berichte er ihnen, daß er eine Anzahl Bischöfe versammelt habe, nach Nitrien gereiset sey, und daß daselbst in Gegenwart vieler Väter, beinahe aus ganz Aegypten, die Schriften des Origenes vorgelesen und verdammt worden wären.

Hier giebt nun Theophilus ein Verzeichniß von den Irrthümern dieses berühmten Mannes. In seinem Buche von den Gründen der christlichen Religion, habe er behauptet, der Sohn Gottes sey in Vergleichung mit uns, Wahrheit, mit dem Vater aber verglichen, Lügen; eben derselbe sey um so vieles geringer als der Vater, als Petrus und Paulus von Christo verschieden wären; das Reich Christi werde dereinst ein Ende nehmen; der Teufel werde zu seiner Zeit von allen Flecken der Sünde befreyet, gleich geehrt, und mit Christo unterworfen werden. In der Schrift vom Gebete, habe er gelehrt, man dürfe nicht zum Sohne, auch nicht zum Vater mit dem Sohne, sondern allein zum Vater, beten. Folgende Irrlehren stünden in andern Büchern des Origenes: unsere Leiber würden einst in Nichts verwandelt, und in eine dünne Luft aufgelöset werden,

indem

indem der auferweckte Leib verweslich und sterblich seyn werde; die Engel wären nicht gleich zu ihren verschiedenen Dienstleistungen erschaffen worden; sondern erst nach und nach zu denselben gelangt; sie hätten von den Israelitischen Opfern eben solche sinnlich angenehme Empfindungen gehabt, als die Teufel von den Opfern der Heyden; die Teufel erführen durch die Bewegung und verschiedene Gestalten der Gestirne das Zukünftige. Aus dieser leztern Meinung wird gefolgert, daß Origenes die Sterndeuterey und Wahrsagerkunst gebilligt habe. Daher wirft ihm auch Theophilus in einer andern Stelle dieses Schreibens vor, daß er die Magie vor erlaubt gehalten habe: und überdieß soll Origenes die Menschwerdung des Sohnes Gottes dadurch geleugnet haben, daß er im Briefe an die Philipper C. II. v. 7. nicht das Wort, sondern die vom Himmel kommende Menschenseele Christi verstand; ja nach seinen Gedancken soll Christus einst auch für die Teufel leiden.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Anmerckungen über dieses Verzeichniß von Kezereyen zu machen, ist so überflüßig, daß vielmehr die vornehmste, welche man dabey anbringen kann, von selbst in die Augen fällt, nemlich diese, Theophilus habe, als ein neuer Uebergänger zu den Feinden des Origenes, alles ohne Wahl zusammengerafft, was nur seinen Eifer gegen denselben kenntlich machen konnte, und noch mehr Irrthümer gefunden, als diese Parthey selbst gewöhnlich anzugeben wußte. Der übrige Inhalt dieses Schreibens darf hier nur im Auszuge stehen. Theophilus meldet, daß die Mönche, über die Verdammung des Origenes aufgebracht, sich mit einigen Armen und Leibeigenen verbunden hätten, um an ihm Gewaltthätigkeiten auszuüben. Sie hätten

J. n. C. G. 363 bis 430.

zwar verlangt, daß die Sache des Isidorus öffentlich untersucht werden möchte; aber selbst vor den Heyden die schändlichsten Dinge gesagt, welche einen Aufruhr derselben gegen die Kirche verursachen sollten, indem es ihre Absicht gewesen sey, unter dem Nahmen des Isidorus, als ihres Oberhauptes, den viele Bischöfe aus der Kirchengemeinschaft ausgeschloßen hätten, die Kezerey zu vertheidigen. Da also die Untersuchung angefangen werden sollte, hätten sie dem Bischof die ärgsten Vorwürfe gemacht; der doch, ohne ein Feind des Isidorus zu seyn, nur Willens gewesen wäre, die Kirchengeseze mit aller Furcht Gottes und Sanftmuth an demselben vollziehen zu laßen. Die Mönche beklagten sich mit Unrecht, daß ihnen das Lesen der mit Irrlehren angefüllten Bücher des Origenes verboten worden wäre. Ob man sie gleich verdammt und vertrieben hätte, suchten sie doch in andern Ländern Unruhen zu stiften. Theophilus bittet daher die Bischöfe, sie zu beßern. Er beschuldigt diese Mönche, daß sie ihm nach dem Leben getrachtet, und die Kirche bey dem Nitrischen Kloster mit Freygelaßenen und Leibeigenen besezt hätten, damit weder die Bischöfe noch die ehrwürdigsten Mönche hineinkommen könnten.

Theophilus, der nach diesem Schreiben so vollkommen das Recht auf seiner Seite hatte, und so plözlich zu der stärckſten Ueberzeugung von den Kezereyen des Origenes gelangt war, unterließ nicht, sich seiner glücklichen Unternehmung auch gegen andere angesehene Lehrer zu rühmen, und sie zur Beförderung derselben aufzufordern. Zween derselben, Hieronymus und Epiphanius, brauchten freylich unter allen eine solche Ermunterung am wenigsten. Dem erstern schrieb Theophilus, (Hieron. Epist. LX. p. 598. T. IV. P. II.

II. Opp.) einige böse und wütende Leute, welche die Kezerey des Origenes in den Nitrischen Klöstern zu pflanzen gesucht hätten, wären mit der prophetischen Sichel abgehauen worden; und dieses vermöge der Ermahnung des Apostels: Bestrafe sie scharf! Er möchte also ebenfals, um einen Theil der Belohnung zu erhalten, die Betrogenen beßern, indem nichts wünschenswerther sey, als den wahren Glauben zu bewahren, und alle neue Lehren zu unterdrücken. Hierauf antwortete Hieronymus (Ep. LXI. l. c.) mit den höchsten Lobsprüchen des Eifers, welchen Theophilus wider eine so äußerst schlimme Kezerey bezeigt hätte. „Die Stimme Deiner Seeligkeit, sagt er, hat die ganze Welt durchdonnert, und bey der Freude aller Gemeinen Christi, hat das Gift des Teufels geschwiegen. Die alte Schlange zischt nun keineswegs mehr; sondern hat sich gekrümmt und ihrer Eingeweide beraubt, in dunkle Höhlen verkrochen, weil sie die helle Sonne nicht vertragen kann." Er selbst, fährt er fort, habe bereits, ehe er das Schreiben des Theophilus empfangen, die Abendländischen Christen schriftlich vor diesen Kezern gewarnet, und es sey wohl durch göttliche Veranstaltung geschehen, daß der Alexandrinische Bischof um gleiche Zeit, in eben derselben Absicht, an den Römischen geschrieben habe. Jezt aber wolle er, auf deßen Erinnerung, noch fleissiger daran arbeiten. Er bittet zugleich den ihm so lieben Bischof, (Papa amantissime atque beatissime) ihm, wenn er Synoldalschreiben ausgefertigt hätte, dieselben zu schicken, damit er durch sein Ansehen desto zuversichtlicher für Christum sprechen könne, auch bey jeder Gelegenheit an die Abendländischen Bischöfe wider den Origenes zu schreiben. Theophilus meldete ihm gleich darauf (Epist. LXII. p. 599. l. c.) noch einmal, daß die Origenisten in Aegypten vernichtet

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

tet wären, und warnete ihn vor den heuchlerischen Anhängern dieser Parthey in Palästina. — Dem Epiphanius aber berichtete er um gleiche Zeit, (Hieron. Epist. CXI. p. 829. sq. l. c.) die unbebefleckte Kirche Christi habe die aus ihren Höhlen hervorkommenden Schlangen des Origenes mit dem Evangelischen Schwerdte niedergehauen, und den andern Hauffen der Nitrischen Mönche von der ansteckenden Pest befreyet; worüber er sich auf sein Circularschreiben beruft. Er bittet insonderheit den Epiphanius, der in diesem Streite schon so lange geübt sey, die Bischöfe seiner Insel zu einem ähnlichen Schluße zu versammeln, und alsdann ein Synodalschreiben an ihn, an den Bischof zu Constantinopel, und an andere Bischöfe, ergehen zu laßen, damit Origenes nahmentlich, und seine Ketzerey von allen gemeinschaftlich verdammt werden möge. Da auch Ammonius und seine Brüder nach Constantinopel geseegelt wären, um sich daselbst zu verstärcken: so möchte Epiphanius den sämmtlichen Bischöfen in Isaurien, Pamphylien, und den benachbarten Ländern, den Verlauf der Sache erzählen, auch das gedachte Schreiben des Theophilus beilegen, damit wir, sagt er, alle in Einem Geiste versammelt, mit der Kraft unsers Herrn Jesu Christi, sie dem Satan, zum Untergange der Gottlosigkeit, welche sie besizt, übergeben. Endlich verlangt er auch, daß der Cyprische Bischof einen seiner Geistlichen nach Constantinopel schicken möchte, so wie Theophilus die Vorsteher der Nitrischen Mönche bereits zur Beschleunigung dieser Angelegenheit dahin gesandt habe. — Epiphanius gab kurz darauf dem Hieronymus seine Freude darüber zu erkennen, (Ep. Hieron. LXIII. p. 599. sq.) daß Amalek mit dem Stamme ausgerottet, und zu Rephidim Siegszeichen des Kreuzes aufgerichtet worden wären. Gott

habe,

habe, wie er meint, den Theophilus eben so gestärckt, als ehemals den Moses, bey der Aufrichtung seiner Hände; so daß derselbe auf den Altar der Alexandrinischen Kirche, eine Fahne wider den Origenes gestellt habe, und die Stelle der Schrift erfüllt worden sey: Schreibe dieses Zeichen, weil ich die Ketzerey des Origenes von Grund aus vertilgen will auf der Erde, mit dem Amalek. Zugleich ermahnt er seinen Freund, ein lateinisches Buch wider den Origenes aufzusezen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Man erachtet leicht, was die vereinigte Thätigkeit von drey solchen Feuerköpfen, wie Theophilus, Epiphanius und Hieronymus waren, auf die übrigen Bischöfe vor eine Würckung gethan habe. War sie gleich nicht völlig so groß, wie der im Vergrößern starcke Hieronymus versichert, (Apolog. advers. Rufin. L. II. p. 417. l. c.) daß alle Bischöfe in den Morgenländern und Abendländern, den Origenes öffentlich vor einen Ketzer erklärt hätten; so erfolgten doch gleichstimmige Urtheile genug aus mehrern Gegenden. Die Bischöfe einer zu Jerusalem gehaltenen Kirchenversammlung antworteten dem Theophilus in ihrem Schreiben, welches Vallarsi (Hieron. Opp. T. I. p. 549.) zuerst herausgegeben hat, sie verwürfen alle ihnen angezeigte Lehren des Origenes; sie würden auch keinen, den er in den Bann gethan hatte, zu ihrer Kirchengemeinschaft zulaßen, wenn er ihn nicht selbst, nach vorhergehender Kirchenbuße, derselben würdig hielte. Der Bischof Dionysius zu Lydda, oder Diospolis in Palästina, wünschte dem Theophilus Glück zur Besiegung der Origenisten. (ib. p. 551.) Anastasius, Bischof zu Rom, meldete dem Meyländischen Bischof Simplicianus, daß er auf Verlangen des Theophilus, die Lehren des Origenes verdammt

J. n. C. G. 363 bis 430.

habe. (ibid. p. 552.) Ihm folgten auch hierinne Simplicianus und Chromatius, Bischof zu Aquileja, nach. (Hier. adv. Ruf. l. c.)

Aus den angeführten Schreiben des Theophilus merckt man wohl, daß er gegen die Origenianer unter den Nitrischen Mönchen Gewalt müße gebraucht haben. Ob er gleich von einer prophetischen Sichel spricht, mit welcher diese Ketzer abgehauen worden wären; so war es doch von einem so handfesten Bischof nicht zu erwarten, daß er bloß biblischen Unterricht zur Zerstörung ihrer Irrthümer anwenden sollte. Palladius (Dial. de vita Chrysost. p. 55. sq.) Sokrates (Histor. Eccl. L. VI. c. 7.) und Sulpicius Severus, (Dial. I. c. 7. p. 246.) vorzüglich aber der erstere, geben darüber ausführliche Nachrichten. Diesen zu Folge, suchte Theophilus unter den Mönchen jener Gegend fünf der allerschlechtesten aus. Einen derselben weihte er zum Bischof eines Fleckens, den er, nach seiner Gewohnheit, zu einer bischöflichen Stadt erhob. Von den übrigen ernannte er einen zum Presbyter, und die andern zu Kirchendienern. Hierauf ließ er sich von ihnen eine von ihm selbst verfertigte, aber von ihnen unterschriebene Bittschrift wider den Ammonius und seine beiden jüngern Brüder, öffentlich in der Kirche überreichen. Diese fügte er seiner eigenen bey, welche er dem Statthalter von Aegypten übergab, und denselben darinne bat, die gedachten Mönche aus Aegypten zu vertreiben. Hieronymus gedenckt zwar kaiserlicher Befehle, durch welche die Origenisten verjagt worden wären; (adv. Rufinum, L. I. p. 361. 363. L. III. p. 455.) allein man kann daraus nicht sicher schließen, daß Theophilus eine solche Verordnung zu Constantinopel selbst ausgewürckt habe. Genug, er nahm, mit Bewilligung des Statt-

Statthalters, zum Scheine einige Soldaten, aber auch einen noch größern Hauffen nichtswürdigen Pöbels und betrunkener Knechte mit sich, und fiel zuerst über den Dioskorus her. Diesen ließ er durch äthiopische Sclaven aus seinem bischöflichen Sitze herauswerfen, und maaßte sich deßen Kirchensprengel allein an. Sodann ließ er die Cellen der andern drey Brüder, die man in einen Brunnen verborgen hatte, ausplündern und verbrennen; wobey auch Abschriften der Bibel, andere Bücher, ein kleiner Knabe, nebst dem zum Genuße des heiligen Abendmahls geweihten Brodt und Wein, im Feuer aufgiengen. Nunmehr kehrte er nach Alexandrien zurück; sogleich ergriffen die versteckten Mönche ihre Schaafpelze, und flüchteten sich nach Palästina. Mit ihnen verließen dreyhundert andere der vorzüglichsten Mönche, nebst mehrern Aeltesten und Kirchendienern Aegypten; sie flüchteten sich nach Palästina, und noch eine Anzahl Mönche in andere Gegenden. Ob sie alle der Verfolgung des Theophilus haben entgehen wollen, mithin Origenisten gewesen sind; oder ob etwan ein Theil derselben, nach einer solchen Zerrüttung ihrer geheiligten Einöde, sich nur nach sicherern Wohnpläzen umgesehen habe, bleibt zweifelhaft. Es kann auch wahr seyn, was Theophilus in seinem Circularschreiben erzählt, daß sich einige dieser Mönche ihm widersezt, und mit Prügeln in der Hand sich der Kirche bemächtigt haben, in welche er mit seinen Anhängern gehen wollte. Das Gewisseste ist dieses, daß Theophilus den Flüchtlingen auch in Palästina keine Ruhe gegönnt hat. In seinem oftgenannten Circularschreiben begehrte er von den dortigen Bischöfen, sie ja nicht zu dulden, und man hat schon gesehen, daß sein Wunsch erfüllt worden sey. Er scheint deswegen auch, wie ein Brief des Hieronymus (Epist. LIX. p. 597.) zeigt, zween Abgeordnete

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

nete dahin geschickt zu haben, welche Paläſtina durchreiſten, und die Baſilisken aus ihren Schlupfwinkeln jagten. Selbſt Johannes, Biſchof zu Jeruſalem, ſcheuete ſich, die von ihm Verfolgten aufzunehmen. Sie giengen daher von Jeruſalem nach Scythopolis im nördlichern Paläſtina; und endlich zum Theil nach Conſtantinopel, um ſich gegen die wider ſie angebrachten Klagen zu verantworten. Beym Epiphanius erreichte Theophilus noch leichter ſeine Abſicht. Denn ob er gleich denſelben ehemals vor einen Anthropomorphiten ausgegeben hatte, und er ſelbſt jezt dieſe Parthey begünſtigte; ſo war doch Epiphanius durch Eifer gegen den Origenes, am erſten zu gewinnen. (Socr. Hiſt. Eccleſiaſt. L. VI. c. 10. Sozom. H. Eccl. L. VIII. c. 14.)

Während dieſer Händel im Jahr 401. fieng Theophilus an, auch in neuen Oſterbriefen an alle Aegyptiſche Biſchöfe, den Origenes zu beſtreiten. Man hat ihrer drey, die nur in der lateiniſchen Ueberſezung des Hieronymus vorhanden ſind, und unter ſeinen Wercken, aber der erſte und zweyte in einer verſezten Ordnung ſtehen. (Libri tres Paſchales, in Hieron. Opp. T. IV. P. II. p. 691. ſq. ed. Martian.) In dem erſten (p. 705. ſq.) beſchäftigt er ſich anfänglich mit den Apollinariſten; kömmt aber bald auf den Origenes, von dem er etwas weniger Irrlehren, als in ſeinem Circularſchreiben angiebt. Er widerlegt dieſelben zugleich, und ſucht ungereimte Folgen daraus zu ziehen. Wenn Chriſtus, ſchreibt er unter andern, für die böſen Geiſter dereinſt leiden ſoll: ſo muß er zu dieſem Endzwecke eben ſowohl ein Dämon werden, als er ehemals, um für die Menſchen leiden zu können, ein Menſch geworden iſt; ſo müßten auch die Dämonen an ſeinem Leibe und Blute Theil nehmen; da doch

Pau-

Paulus (1. Br. an an die Corinth. Christen C. X. v. 21.) gerade das Gegentheil sagt. Als ein Freund von magischen Künsten, die er nicht vor etwas Würckliches, wenigstens nicht vor etwas Böses gehalten habe, soll Origenes auch der Abgötterey ergeben gewesen seyn. Er soll hauptsächlich durch die Begierde nach der Gunst der Menschen, die ihm auch reichlich zu Theil wurde, verführt worden seyn, so arbeitsam und geschwäzig in der Verfertigung unzählicher Bücher, aber auch Denckmäler seiner Irrthümer, zu werden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Im Jahr 402. folgte der zweyte dieser Osterbriefe des Theophilus. Nachdem er darinne bemerckt hat, daß die Kezer an solchen Festtagen, als er ankündige, gar keinen Antheil nehmen könnten, weil geschrieben stehe: *Wenn ein Thier auf den Berg kömmt, so soll es gesteinigt werden*: so geht er wieder von einem kurzen Gefechte mit dem Apollinaris, zum Origenes über. Er tadelt an demselben erstlich überhaupt die allegorischen Deutungen der heiligen Schrift. Zu seinen besondern Irrlehren rechnet er auch diese, daß Origenes dem heiligen Geiste alle Würcksamkeit, sowohl auf unbeseelte, als vernunftlose Dinge, abspreche. „Er bedenckt bey dieser Behauptung nicht, sagt Theophilus, daß das mystische Waßer in der Tauffe durch die Ankunft des heiligen Geistes geweiht werde; ingleichen, daß das Brodt des Herrn, durch welches der Leib des Erlösers gezeigt wird, und welches wir zu unserer Heiligung brechen, daß ferner auch der heilige Kelch, welcher auf den Tisch der Gemeine gesezt wird, beydes also unbeseelte Dinge, durch die Anrufung und Ankunft des heiligen Geistes geheiligt werden. Und wie könnte David singen: *Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste?*

wenn

J. n. C. G. 363 bis 430.

wenn nicht auch Vernunftlose und unbeseelte Dinge von dem Geiste Gottes durchdrungen würden?" Origenes soll weiter gelehrt haben, daß sich die göttliche Vorsehung nicht auf alle Geschöpfe, und auf die untere Welt herablaße; sondern sich nur auf die Gegenden des Himmels erstrecke; die menschliche Seele, welche anfänglich Verstand (νȣς) geheißen habe, sey, nachdem sie in die Kälte (ψύχος) der Nachläßigkeit und Untreue verfallen, mit dem neuen Nahmen ψυχὴ belegt worden; so wie der Vater und der Sohn Eines sind, so wären auch die von dem Sohne Gottes angenommene Seele und der Sohn selbst, Eines; Gott habe nur so viele vernünftige Geschöpfe hervorgebracht, als Er regieren könne. Die Widerlegungen sind auch in diesem Schreiben, mit großer Heftigkeit abgefaßt; wie denn, zum Beispiel, von dem lezten der angeführten Sätze behauptet wird, daß kein Mensch, nicht einmal ein Teufel, sich erkühnen würde, denselben zu ersinnen.

Der dritte Osterbrief des Theophilus, welcher ins Jahr 404. gehört, berührt zwar auch mit harten Ausdrücken die Irrthümer des Origenes; aber ohne ihn zu nennen. Dagegen kommen viele Ermahnungen zu einem tugendhaften Leben, vornemlich auch zur strengen Beobachtung der großen Fastenzeit, darinne vor. Hier sezt es der Verfaßer als ungezweifelt voraus, (p. 718.) daß die Menschen, vermöge ihres freyen Willens, entweder Böses oder Gutes thun können. Wenn er es aber nachdrücklich einschärft, daß die Christen in der Fasten sich des Fleisches und Weins enthalten, bloß Gartengewächse und Wasser genießen sollen: so müßte man die Beschaffenheit des Fastens in der alten Kirche sehr wenig kennen; oder es dem spätern und neuern Fasten durchaus ähnlich zu machen entschloßen seyn, wenn man daraus beweisen wollte, daß es zu seiner Zeit bereits bloß in der Enthal-

tung vom Fleisch und Wein bestanden habe. Noch damals hieß Fasten nichts anders, als sich aller Nahrungsmittel bis zum Untergange der Sonne enthalten. Aber auch alsdann sollten den Aegyptischen Christen, nach der Vorschrift des Theophilus, welches zugleich die Beobachtung der ältesten Kirche war, nicht Wein und Fleisch, sondern bloß Waßer u. Erdgewächse erlaubt seyn. Doch sieht man zugleich aus seinem Schreiben, daß es Christen gegeben habe, die das Fasten heimlich durch die gröbste Unmäßigkeit übertraten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Alle diese 3 Osterbriefe sind eben so wie das Circularschreiben des Bischofs, nichts als Denkmäler eines rohen Eifers, dem es an Billigkeit und Mäßigung, an Scharfsinn in der Entwickelung streitiger Lehrsäze, kurz an den nothwendigsten Eigenschaften gänzlich fehlt. Noch überdieß war dieser Eifer sehr am unrechten Orte angebracht, da er aus Vorbereitungsschriften zur würdigen Begehung des Osterfestes hervorbrauste, und Christen von allen Ständen, denen es weder für noch wider den Origenes Parthey zu nehmen, dienlich war, mit so partheiischen vorgestellten, so unedel geführten Streitigkeiten über seinen Lehrbegriff beunruhigte. Daß Hieronymus diese Briefe bis ins Abgeschmackte und Lächerliche lobt, (Ep. LXIV. p. 600. Ep. LXXXVII. p. 689.) muß ihm als Uebersezer derselben, als Feinde des Origenes, und der als solcher, über eine so mächtige Hülfe zur Besiegung deßelben, vor Freude außer sich gesezt wurde, vergeben werden. Nach dem Gennadius (de viris illustr. c. 33.) hat Theophilus noch ein großes Buch wider den Origenes geschrieben, und darinne fast alle Lehrsäze deßelben, mit ihm selbst, verdammt, auch gezeigt, daß derselbe schon von den alten Lehrern, vornemlich vom Heraklas, (hier ist eine Vermischung dieses Alexandrinischen Bischofs mit seinem

J. n. C. G. 363 bis 430.

nem Vorgänger Demetrius vorgefallen,) verurtheilt und vertrieben worden sey.

Mittlerweile da Theophilus durch seine Osterbriefe den Origenianern in Aegypten den lezten Rest zu geben versuchte, zogen sich diese Händel nach Constantinopel, wo sie Auftritte von einer neuen Art, aber auch sehr ärgerliche, veranlaßten. Isidorus, die langen Brüder, und zusammen funfzig der verjagten Mönche, kamen im Jahr 401. in die gedachte Hauptstadt. Hier warfen sie sich dem Bischof Johannes Chrysostomus, der von allem was in Aegypten vorgefallen war, nichts wußte, zu Füßen, und baten ihn, es beym Theophilus dahin zu bringen, daß sie in ihre Klöster zurückkehren dürften; sonst müßten sie zur Schande der Kirche, wie sie hinzufügten, dem Kaiser selbst die ausschweifenden Handlungen dieses Bischofs melden. Chrysostomus nahm sie liebreich auf, verbot ihnen, die Ursache ihrer Ankunft niemanden zu sagen, bis er an seinen Bruder Theophilus geschrieben haben würde, wies ihnen auch eine Wohnung an; für ihren Unterhalt aber sorgten einige fromme Frauenspersonen. Da sich gerade damals einige Geistliche des Theophilus zu Constantinopel befanden, erkundigte sich Chrysostomus bey ihnen nach diesen Mönchen, erfuhr von denselben, daß sie viel ausgestanden hätten; folgte aber auch darinne dem Rathe dieser Geistlichen, den ihm ohnedem seine Klugheit und die Regeln der Kirchenzucht geben konnten, daß er die Mönche zwar zum öffentlichen Gottesdienste überhaupt, aber nicht zum heiligen Abendmahle zuließ. Darauf schrieb er an den Theophilus, er möchte ihm diese Gefälligkeit, als seinem Sohne und Bruder erweisen, daß er die Mönche wieder in die Kirchegemeinschaft aufnähme. (Pallad. de vita Chrysostom.

pag.

pag. 58. sq. Socrat. H. Eccl. L. VI. c. 10. Sozom. H. E. L. VIII. c. 13.)

Allein Theophilus, weit entfernt, dieses zu bewilligen, auch durch die falsche Nachricht hintergangen, als hätte Chrysostomus den Mönchen sogleich alle Rechte der kirchlichen Gemeinschaft ertheilt, schickte vielmehr Leute nach Constantinopel, mit einer Klagschrift gegen die Mönche, worinne sie als Ketzer und Zauberer vorgestellt wurden. Sie erklärten sich dagegen nicht allein, daß sie bereit wären, jeden Irrthum zu verfluchen; sondern übergaben auch dem Chrysostomus eine Bittschrift, in welcher sie mancherley Gewaltthätigkeiten des Theophilus erzählten; ja sogar, sagt Palladius, einige Punkte anführten, welche ich mich schäme, vor den Einfältigen zu nennen, um sie nicht vom Glauben abwendig zu machen; und welche vielleicht auch von den Vollkommenern nicht geglaubt werden würden. Chrysostomus suchte sie vergebens zu bewegen, daß sie diese Klage, die so üble Folgen haben könnte, fahren ließen. Er meldete solches auch dem Theophilus, daß sie ihn verklagt hätten, und die Hauptstadt nicht verlaßen wollten. Voll Zorns sprach dieser den Bann wider den Dioskorus aus, und schrieb an den Chrysostomus zurück, er würde wohl die Verordnung der Nicänischen Synode kennen, daß sich kein Bischof zum Richter außerhalb seines Kirchensprengels aufwerfen sollte; wenigstens möchte er sie jezt kennen lernen, und keine Klagschriften wider ihn annehmen, indem die Aegyptischen Bischöfe allein, nicht er, der fünf und siebzig Tagereisen von ihm entfernt sey, Gericht über ihn halten könnten. Eine an sich richtige Erinnerung; die aber den Chrysostomus eigentlich nicht traf, weil er sich kein richterliches Ansehen über den Bischof von Alexandrien gegeben

 hatte.

J. n. C. G. 363 bis 430.

hatte. (Pallad. loc. cit. p. 60. sq. Socrat. et Sozom. loc. cit.)

Vielmehr ermahnte er die Mönche beyder Partheien zum Frieden, und entzog sich, da dieses keine Würkung that, der ganzen Sache. Nunmehr sezten die vertriebenen Mönche weitläufige Klagschriften wider den Theophilus und wider ihre anwesenden Gegner auf. Sie übergaben dieselben bey Hofe, und baten insonderheit die Kaiserinn in einer Kirche, daß die Klage der wider sie abgeschickten Mönche gerichtlich untersucht, Theophilus aber genöthigt werden möchte, sich persönlich vor dem Chrysostomus zu verantworten. Beides wurde ihnen bewilligt. Ein Staatsbote gieng nach Alexandrien, um den dortigen Bischof herbeyzuholen; seine zu Constantinopel befindlichen Mönche aber wurden mit Bedrohung der auf falsche Ankläger gesezten Strafe, zum Verhöre gezogen. Da diese nicht im Stande waren, ihren Beweis gehörig zu führen, hielten sie ängstlich um einen Aufschub an, bis Theophilus angelangt seyn würde. Man warf sie unterdessen ins Gefängniß, indem die Richter keine Geisel von ihnen annehmen wollten. Einige starben auch darinne; andere aber, welche Theophilus durch Geld befreyete, wurden, weil man sie als Verleumder befand, auf eine Insel verwiesen. (Pallad. loc. citat. pag. 62. sq.)

Theophilus verzögerte seine Abreise, so lange er konnte. Er suchte sich dagegen durch den Beitritt vieler andern Bischöfe zu verstärcken; schrieb an dieselben wie nöthig es sey, die Meinungen und Schriften des Origenes zu verdammen, meldete ihnen, daß es ihm hierinne bereits in Aegypten geglückt sey, und brachte auch ihrer mehrere auf seine Seite. Eine Anzahl Ae-

gypti-

gyptischer Bischöfe, die ihm gänzlich ergeben waren, schickte er voraus nach Constantinopel, um theils von ihnen daselbst unterstüzt zu werden, theils durch sie einen Anhang zu gewinnen. Keiner aber unter allen Bischöfen beförderte seine Absichten so sehr, als Epiphanius: nicht aus persönlicher Verehrung und Freundschaft gegen den Theophilus; sondern, weil ihn dieser bey seiner schwachen Seite, bey dem brennenden Haße des Origenes, zu faßen gewußt hatte. Epiphanius, der damals ohngefähr neunzig Jahre alt war, begieng zugleich Fehler, die man diesem hohen Alter zuschreiben muß. Gewohnt daran, seit so vielen Jahren als der vornehmste Lehrer der Morgenländer betrachtet zu werden, glaubte er mit stolzer Einbildung, dasjenige was er bey diesen Streitigkeiten thun würde, müße vor allem andern entscheidend seyn; und er konnte das Unvorsichtige und Uebereilte in den Schritten, welche er that, gar nicht begreifen. Es war natürlich, daß er, vom Theophilus angefeuert, und geschmeichelt durch die ehrerbietige Annäherung eines der Hauptbischöfe des Reichs, von welchem er sonst verkezert worden war, desto mehr eilte, das Lesen der Schriften des Origenes auf einer Versammlung der Bischöfe von Cypern, verbieten zu laßen. Theophilus bewürckte eben dieses auf einer Alexandrinischen Synode. Er, der dem Epiphanius und Hieronymus so viele Freude durch seine Uebereinstimmung mit ihren Gesinnungen verursacht hatte, wie man aus dem beinahe kindisch frohlockenden Ton, welchen sie darüber anstimmten, bereits gesehen hat, der ihrer Feder und ganzen Hülfsbereitwilligkeit gewiß war, durfte nunmehr alles wagen. Er beredete daher auch den einfältigen Epiphanius mit leichter Mühe, noch vor ihm nach Constantinopel zu reisen, wo er eigentlich nichts zu thun hatte; wo aber Theophilus sich

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

seiner desto beßer zu bedienen hoffte. Da er es dem Epiphanius, in seinem oben angeführten Schreiben, sehr empfolen hatte, unter andern Gegenden besonders für Constantinopel zu sorgen, daß dem Origenismus daselbst Einhalt geschehe; da auch der dortige Bischof, den Epiphanius vergebens ermahnt hatte, seinem Beispiele in Absicht auf die Schriften des Origenes zu folgen, vielmehr die Origenisten in seinen Schuz zu nehmen schien, Theophilus hingegen daselbst ins Gedränge kam: so hielt es Epiphanius vor nothwendig, daß ein Mann von seiner Wichtigkeit in der Hauptstadt erschiene. (Socrat. loc. cit. c. 10. Sozom. l. c. c. 14.)

Mitten also im Winter des Jahrs 402. seegelte Epiphanius nach Constantinopel, in Begleitung seines Archidiakonus und anderer Geistlichen seines Kirchensprengels; brachte auch den Schluß der unter seinem Vorsize gehaltenen Synode mit. Kaum war er ans Land getreten: so hielt er in einer Landkirche eine gottesdienstliche Versammlung, und weihte, auf Verlangen einiger gegen den Chrysostomus übelgesinnten Mönche, einen Diakonus für ihr Kloster; Eingriffe in die Rechte eines andern Bischofs, die man schon sonst aus seiner Geschichte kennt. Chrysostomus äußerte darüber so wenig einige Empfindlichkeit, daß er vielmehr dem Epiphanius, bey seinem Eintritte in die Stadt, seine gesammte Geistlichkeit entgegen schickte. Er ließ ihn auch einladen, in dem Bischöflichen Hause bey ihm zu wohnen. Allein Epiphanius schlug nicht nur dieses aus; sondern erklärte sich auch, daß er nicht einmal die Kirchengemeinschaft mit ihm unterhalten könne, bevor nicht Chrysostomus die langen Brüder aus der Stadt vertrieben, und die Verdammung der Schriften des Origenes mit eigenhändiger

Unter-

Unterschrift bestätigt hätte. Chrysostomus hingegen gab zur Antwort, daß in dieser Angelegenheit nichts weiter geschehen könne, bis die wegen derselben ausgeschriebene Kirchenversammlung darüber entschieden hätte. (Vita Epiphan. in Opp. T. II. p. 373. Socrat. l. c. c. 12. 14. Sozom. l. c.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Epiphanius suchte daher die übrigen Bischöfe, welche sich zu Constantinopel eingefunden hatten, auf seine Seite zu ziehen. Er ließ sie alle zusammen kommen, zeigte ihnen den Schluß seiner Kirchenversammlung wider die Schriften des Origenes, und verlangte, daß sie denselben unterschreiben möchten. Einige thaten es, aus Ehrerbietung gegen einen solchen Mann; die meisten aber weigerten sich deßen. Unter diesen war auch Theotimus, ein Bischof aus Scythien, nach dem Ausdrucke der Geschichtschreiber, das heißt Aufseher der Gemeine zu Tomi, und vieler andern längs dem schwarzen Meere. Sozomenus (Hist. Eccl. L. VII. c. 26.) meldet von ihm, er sey in der Philosophie, (es ist, wie man bald sieht, das Mönchsleben) erzogen worden, und die barbarischen Hunnen, welche am Ister, oder an der Donau, wohnten, hätten ihn, wegen seiner Wunderwercke, den Gott der Römer genannt. Denn er habe es durch sein Gebet dahin gebracht, daß einige Hunnen weder ihn, noch die mit ihm vorbeygehenden Scythen, welche sich vor jenen fürchteten, gesehen hätten. Einem Hunnen, der schon die Hand empor gehoben habe, mit welcher er ihm einen Strick um den Hals werfen wollte, sey dieselbe so lange steif in dieser Stellung geblieben, bis Theotimus für ihn zu Gott gebetet habe. Ueberhaupt habe er diese Barbaren, welche Scythien so oft verwüsteten, durch Gastmähler und Geschencke zu mildern Sitten gebracht. Nach dem Hieronymus (de viris

 illustr.

J. n. C. G. 363 bis 430.

illustr. c. 131.) hatte er auch einige kleine Abhandlungen in Gesprächen über die alte Beredsamkeit geschrieben. Dieser Bischof, dem Socrates ebenfals einen sehr ausgebreiteten Ruhm der Gottseeligkeit beylegt, (H. Eccl. L. VI. c. 12.) antwortete dem Epiphanius auf seinen Antrag: „Ich will weder einen längst wohl entschlafenen beschimpfen; noch erkühne ich mich, etwas so Schändliches zu thun, daß ich dasjenige verdammen sollte, was unsere Vorfahren nicht verworfen haben; besonders, da ich weiß, daß keine schlimme Lehre in den Büchern des Origenes enthalten ist." Zugleich las er aus einer Schrift deßelben, zum Beweise einige lehrreiche Stellen vor, und sezte noch folgendes hinzu: Diejenigen, welche diese Bücher schmähen, mercken nicht, daß sie auch diejenigen Lehren beschimpfen, über welche jene geschrieben worden sind. (Socr. l. c. Sozom. l. c. c. 14.)

Chrysostomus fuhr fort, dem Epiphanius seine Wohnung und die Gemeinschaft des öffentlichen Gottesdienstes anzubieten; allein er bestand immerfort auf seinen alten Bedingungen. Im unbesonnenen Vertrauen auf sein Ansehen, beleidigte er selbst die Kaiserinn. Sie ließ ihn, als ihr Sohn krank geworden war, ersuchen, für die Wiederherstellung deßelben zu beten. Er versezte darauf, der Prinz werde am Leben bleiben, wenn die Kaiserinn den Dioskorus und die mit ihm verbundenen Kezer aus der Stadt vertriebe: ein Vorwurf der Duldung, welche sie ihnen angedeihen ließ. Allein sie gab ihm diese Antwort: „Will Gott mir meinen Sohn nehmen, so mag es geschehen! Könntest du Todte auferwecken, so würde dein Archidiakonus nicht gestorben seyn." Endlich beschloß Epiphanius, gereizt von den Feinden des Chrysostomus, den großen Hauffen selbst wider diesen in Bewegung zu

sezen.

setzen. Er wollte in einer sehr zahlreichen gottesdienstlichen Versammlung in der Apostelkirche auftreten, und vor allen Anwesenden erstlich die Bücher des Origenes verdammen; sodann den Dioskorus und seine Anhänger mit dem Banne belegen, zulezt auch gegen den Chrysostomus, als ihren Beschüzer, loßziehen. Doch dieser Bischof glaubte, daß es nunmehr Zeit sey, einem so ausschweifenden Verfahren Einhalt zu thun. Als daher Epiphanius sich bereits der Kirche näherte, schickte ihm Chrysostomus einen seiner Aeltesten, den Serapion, entgegen, der ihm vorstellte, wie viel er bereits wider die kirchlichen Geseze vorgenommen habe, und ihn warnete, daß er wohl selbst Gefahr laufen könnte, wenn der Pöbel einen Aufstand erregte. Serapion, der als ein hiziger Kopf beschrieben wird, (Sozom H. E. L. VIII. c. 9.) mag seinen Auftrag derb genug ausgerichtet haben. Denn Epiphanius erschrack darüber so sehr, daß er sich nicht getrauete, in die Kirche hinein zu gehen. (Socr. l. c. c. 14. Sozom. l. c. c. 14. 15.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Seitdem gab er auch seine heftigen Entwürfe auf, und söhnte sich sogar mit den langen Brüdern aus. Als ihn diese auf Befehl der Kaiserinn besuchten, fragte ihn Ammonius, warum er sie der Origenianischen Irrthümer beschuldigt habe, da er doch selbst gestünde, daß er weder etwas von ihren Schriften gelesen, noch von ihren Schülern gehört habe. Epiphanius mußte bekennen, daß er bloß nach den Erzählungen anderer, von ihnen geurtheilt habe. „So haben wir es aber in Ansehung Deiner nicht gemacht, sagte Ammonius. Wir haben Deine Schüler oft gehört, und Deine Bücher gelesen, unter andern den Glaubensancker. Als Dich viele schmähen, und vor einen Kezer ausgeben wollten, haben wir für Dich, wie billig,

J. n. C. G. 363 bis 430.

als für unsern Vater, gestritten, und Dich vertheidigt. Du hättest uns also auch nicht, nach einer blossen Sage, verdammen sollen." Epiphanius ward beschämt; er begegnete ihnen sehr glimpflich. Kurz darauf reiste er auch nach Cypern zurück; aber mit welchen Gesinnungen gegen den Chrysostomus, läßt sich nicht völlig ausmachen. Denn obgleich der ungenannte Verfaßer seines Lebens versichert, (Vit. Epiphan. l. c. c. 62. sq.) er habe die Kaiserinn vorher ermahnt, ihren ungerechten Haß gegen den gedachten Bischof abzulegen, und da er sie unbeweglich gefunden, sich lieber entfernen, als an den Maaßregeln wider denselben Antheil nehmen wollen; so wißen doch Sokrates und Sozomenus nichts davon. Sie erzählen vielmehr, wiewohl mit Zweifeln an der Wahrheit dieses Gerüchts, Epiphanius habe dem Chrysostomus, da er schon im Begriff war, ins Schiff zu steigen, sagen laßen: „Ich hoffe, Du wirst nicht als Bischof sterben," und dieser habe ihm antworten laßen: „Ich hoffe, Du wirst nicht in Dein Vaterland zurückkommen." Beides traf ein; vielleicht aber sind die Worte erst nachdem es eingetroffen war, ersonnen worden. Man sezte noch hinzu, (Sozom. l. c. c. 15.) er habe zu den Bischöfen, die ihn bis ans Meer hin, begleiteten, gesagt: „Ich überlaße euch die Stadt, den Palast, und den Schauplatz; ich aber gehe fort; denn ich muß sehr eilen." Der Geschichtschreiber, welcher dieses meldet, ist daher geneigt zu glauben, daß Gott dem Epiphanius seinen nahen Todt angezeigt habe: denn dieser erfolgte noch auf der See im Jahr 403.

Er war noch nicht lange von Constantinopel abgereiset, als Theophilus, der ihn zur Stürzung des Chrysostomus gebrauchen wollte, daselbst ankam. Die Kaiserinn, deren Ungnade sich Chrysostomus

zuge-

zugezogen hatte, wandte sich nun völlig auf die Seite seines Gegners. Dieser sagte schon unterwegens, er gehe in die Hauptstadt, um den Bischof derselben abzusezen. (Palladii Dialog. p. 72.) Mit ihm fanden sich zugleich viele andere Bischöfe zu Chalcedon, in dieser Asiatischen, Constantinopel gegen über liegenden Stadt von Bithynien, ein: theils solche, die er schriftlich dazu aufgefordert hatte, theils alle Feinde des Chrysostomus, besonders diejenigen, welche er von ihrem Bißthum entsezt hatte. Theophilus berathschlagte sich mit denselben über die sichersten Mittel, den Chrysostomus aus dem Wege zu schaffen. Endlich begaben sie sich alle nach Constantinopel; Theophilus insonderheit brachte viele aegyptische und indische Kostbarkeiten mit, um sich durch dieselben Anhänger zu erwerben. Keiner von den Geistlichen der Hauptstadt gieng ihm entgegen, weil sie wußten, daß er als ein Feind ihres Bischofs komme. Auch vermied Theophilus, während der drey Wochen seiner Anwesenheit, durchaus, denselben zu sehen: und ob ihn gleich Chrysostomus einlud, mit seinem Gefolge in dem bischöflichen Hause zu wohnen, trat er doch lieber in der Vorstadt ab. Eben so wenig besuchte er die Kirche; wie es doch die neuankommenden Bischöfe sogleich thaten. Dagegen schmiedete er unaufhörlich Räncke wider den Chrysostomus, indem er die Vornehmen durch Geld, andere durch Gastmähler und Schmeicheleyen auf seine Seite zog. Chrysostomus aber, der nicht begreifen konnte, wodurch er einen solchen Haß verdient hätte, gab sich umsonst wiederholte Mühe, es zu einer Unterredung mit ihm zu bringen. (Pallad. l. c. p. 12. sq. 64. sq. Socrat. loc. cit. c. 15. Sozom. l. c. c. 16.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Eigentlich war Theophilus allein nach Constantinopel gefordert worden, um sich gegen seine Ankläger zu verantworten. Man hat auch bereits gelesen, daß ein Theil der von ihm hingeschickten Mönche, ohngeachtet des Geldes, welches er für sie aufwandte, als Verleumder des Landes verwiesen worden sind. Würcklich befohl jezt der Kaiser dem Chrysostomus, er sollte den Alexandrinischen Bischof über die vielfachen Gewaltthätigkeiten, die ihm Schuld gegeben wurden, verhören. Allein Chrysostomus dachte zu großmüthig, als daß er sich dieses angebotenen und Gesezmässigen Mittels, seinen Feind zu Boden zu schlagen, bedient hätte. „Aus ehrerbietiger Achtung," schreibt er an den Römischen Bischof, (apud Pallad. l. c. p. 12. seq.) „sowohl gegen die Geseze unserer Vorfahren, als „gegen den Mann selbst, und da wir seinen Brief in „den Händen hatten, worinne er schrieb, die kirchli„chen Angelegenheiten müßten in der Landschaft selbst, „wo sie vorfielen, untersucht und ausgemacht werden, „haben wir dieses Gericht nicht allein nicht angenom„men, sondern auch auf das nachdrücklichste abgelehnt." Chrysostomus konnte, ohngeachtet jener Kirchengeseze, entweder auf einen außerordentlichen Auftrag des Kaisers, oder als Vorsizer der Kirchenversammlung, die eben zu Constantinopel zusammenkam, ein solches Gericht übernehmen. Denn in Aegypten selbst würden es die Bischöfe schwerlich gewagt haben, ihren Patriarchen scharf zu beurtheilen. Doch in dem damaligen Verhältniße des Patriarchen von Constantinopel gegen den Alexandrinischen, schien die Mässigung des erstern nicht zu hoch getrieben werden zu können; zumal da er besorgen mußte, daß Theophilus, an Statt sich einem gerichtlichen Ausspruche zu unterwerfen, neue Unruhen erregen dürfte.

Dieser

Dieser hingegen verfolgte seinen Entwurf mit einer desto feindseeligern Hitze. Er war nun gewiß, von der Kaiserinn, mehrern Bischöfen und andern Geistlichen, auch einigen Großen, die alle, aus verschiedenen Ursachen, einen Widerwillen gegen den Chrysostomus gefaßt hatten, unterstüzt zu werden. Zuerst also reizte er zween Kirchendiener, welche Chrysostomus wegen grober Verbrechen abgesezt hatte, Klagschriften wider denselben einzugeben, indem er ihnen Hoffnung machte, ihr Amt wieder zu erhalten. In denselben war nichts Wahres, als daß Chrysostomus verordnet hatte, die Christen sollten nach dem Genuße des heiligen Abendmahls, damit sie nicht etwas davon unversehens mit dem Speichel auswerfen möchten, einen Kloß und Waßer zu sich nehmen. Als Theophilus diese Klagschriften in den Händen hatte, wandte er sich mit seinen Anhängern an den Kaiser, und bat um einen Befehl, daß sich Chrysostomus dagegen vor ihnen verantworten sollte. Sie erlangten denselben auch; versammleten sich aber nicht zu Constantinopel, wo das Unverschämte und Ungerechte ihres Betragens am leichtesten erkannt oder auch geahndet werden konnte, sondern bey Chalcedon, auf einem Landgute des ehemaligen Staatsbedienten Rufinus, die Eiche genannt, auf welchem sich ein Palast, eine Kirche und ein Kloster befand. (Pallad. l. c. p. 65. sq. Socr. l. c. Sozom. l. c. c. 17.) Hier beschäftigten sie sich mit der Annehmung aller Klagen wider den Chrysostomus, die seine Feinde anbringen wollten, und mit ihrer scheinbaren Untersuchung. Photius hat aus den Verhandlungen dieser Kirchenversammlung zur Eiche, die im Jahr 403. gehalten wurde, einen Auszug hinterlaßen. (Biblioth. Cod. LIX. p. 53. sq. ed. Schotti.) Man sieht daraus, daß es fünf und vierzig Bischöfe gewesen sind, darunter nächst dem Theophilus,

J. n. C. G. 363. bis 430.

philus, die Bischöfe von Berrhoea, Ptolemais, Gabala und Chalcedon die vornehmsten waren, welche zwölf Sitzungen wider den Chrysostomus, und die dreyzehnte wider den Heraklides, den er zum Bischof von Ephesus geweiht hatte, gehalten haben.

Der erste Ankläger des Chrysostomus vor dieser Versammlung war einer seiner Kirchendiener, Johannes. Er brachte neun und zwanzig Klagpunkte wider denselben vor, von denen sich kein einziger auf die Origenianischen Händel bezog; man müßte denn den sechsten und neunzehnten darunter rechnen, nach welchen er den Epiphanius einen Wahnsinnigen und kleinen Teufel genannt; Rechtgläubige aber, die nach seinem Willen ins Gefängniß gesezt worden, und darinne gestorben wären, nicht einmal des Begräbnißes würdig geachtet haben sollte. Alle übrige machten Beschuldigungen gegen seine Sitten und das beleidigende oder anstößige Betragen aus, das er viele Geistliche sollte haben empfinden laßen; oder sonst in kirchlichen Angelegenheiten beobachtet hätte. Hierauf schickte die Synode zween Bischöfe an den Chrysostomus ab, um ihn zu seiner Vertheidigung vorzufordern. Es befanden sich eben vierzig Bischöfe bey ihm, unter andern auch Palladius, aus dem diese Erzählung genommen ist, (l. c. p. 66. sq.) welche nicht weniger als er, darüber erstaunten, daß Theophilus aus einem mit so vielem Rechte Beklagten, auf einmal der Kläger und Richter eines Unschuldigen habe werden können. Chrysostomus ermahnte sie für ihn zu beten, weil sein Ende bevorstünde; aber keiner möchte um seinetwillen seine Gemeine verlaßen. Als sie ihm hierauf durch Thränen und Umarmungen ihre zärtliche Liebe bewiesen, munterte er sie noch mehr zur Standhaftigkeit auf. Man erinnerte sich des ausgebrei-

breiteten Gerüchts, daß er wegen seiner kühnen Freymüthigkeit im Lehren den Kopf verlieren sollte; er aber erinnerte seine Freunde daran, wie oft er ihnen gesagt habe, daß dieses Leben ein bloßer Weg und eine Handelschaft sey, nach deren Endigung man fortgehen müße. Sie beklagten die traurigen Folgen seines Verlustes: und er stellte ihnen dagegen vor, daß es niemals an würdigen Lehrern der Religion gefehlt habe. Er wollte nicht, daß sie die Kirchengemeinschaft mit seinen Feinden aufheben sollten; nur seine Absezung, die er nicht verdiente, möchten sie niemals unterschreiben. Während dieser Rede kamen die Abgeordneten der Synode mit einer schriftlichen Vorladung an den Chrysostomus an. Seine Freunde sandten gleich darauf drey Bischöfe aus ihrem Mittel und zween Aeltesten an den Theophilus, welche ihn in ihrem Nahmen warnen mußten, die Kirchengeseze nicht so frech zu übertreten, noch Spaltungen in der Kirche zu stiften. Sie ließen ihm zugleich sagen, daß er vielmehr schuldig sey, sich vor ihnen zu stellen, indem ihnen siebzig Klagpunkte wider ihn übergeben worden wären; sie wären auch den mit ihm versammleten Bischöfen an Anzahl überlegen, weil er der sechs und dreyßigste aus Einem Lande, sie aber vierzig aus mehrern Ländern, und darunter sieben Metropoliten, wären; und sein eigenes Schreiben an den Chrysostomus, zeuge wider ihn. Doch dieser antwortete den wider ihn verbundenen Bischöfen noch besonders schriftlich, er habe bisher nicht gewußt, daß jemand gegen ihn eine Klage vorzubringen habe. Wollten sie aber, daß er sich dagegen verantwortete: so möchten sie vor allen Dingen den Theophilus und drey andere Bischöfe, die sich schon seit einiger Zeit als seine offenbaren Feinde bewiesen hätten, von der Zahl der Richter ausschließen. Alsdann würde er sich, ob er gleich darauf dringen könnte, daß in der Haupt-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

stadt selbst über ihn Gericht gehalten würde, dennoch vor ihrer, ja vor einer jeden andern Synode, stellen. Hierauf wurde die Vorladung an ihn noch dreymal wiederholt; seine Feinde baten sogar den Kaiser, daß Chrysostomus mit Gewalt vor ihr Gericht gezogen werden möchte. Er antwortete aber immer auf gleiche Art, und die Bischöfe, durch welche er dies that, wurden sehr gemißhandelt.

Da die Synode sich hierinne vergeblich bemühte, fuhr sie nunmehr in ihrer gerichtlichen Erörterung fort, ohne sich weiter an die Abwesenheit des Chrysostomus zu kehren. Sie nahm die Klagschrift des Mönchs Johannes wider den Heraklides an, worinne gesagt wurde, daß er ein Origenist und ein Dieb sey; gleichwohl aber vom Chrysostomus zum Bischof bestellt worden wäre; ingleichen, daß der Kläger von diesem leztern viel wegen der Origenisten habe leiden müßen. Eben diese Klage gegen den Heraklides bestätigte der Bischof Isaacius; trug aber auch noch achtzehn Klagpunkte wider den Chrysostomus vor. Auch diese betrafen meistentheils tadelhafte Handlungen, oder übereilte Reden. Doch stand noch darunter die heftige Partheilichkeit des Beklagten für die Origenisten, und wider ihre Gegner, verglichen mit dem Betragen des Epiphanius in Absicht auf eben dieselben. Nach einer flüchtigen Untersuchung einiger Punkte, und Bestätigung derselben durch Zeugen, faßten die versammelten Bischöfe den Schluß ab, daß Chrysostomus seines Amtes entsezt werden müße. Sie meldeten dieses auch der Geistlichkeit zu Constantinopel, und berichteten es dem Kaiser. Diesem stellten sie vor, daß Chrysostomus verschiedener Verbrechen angeklagt worden; aber von seinem Gewißen zurückgehalten, nicht erschienen, und daher von ihnen abgesezt worden

sey,

sey. Außerdem beschuldigten sie ihn des Lasters der beleidigten Majestät, und baten, daß er deswegen bestraft, und aus der Stadt gejagt werden möchte. (Photius l. c. Palladius l. c. p. 74. Socr. l. c. c. 15. Sozom. l. c. c. 17.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Drey Tage darauf wurde Chrysostomus würcklich auf kaiserlichen Befehl aus der Stadt gebracht. Er konnte zwar noch länger auf den Beystand des Volcks rechnen, welches seine Entfernung durchaus nicht zugeben wollte, und sich sehr erbittert gegen den Theophilus und deßen Anhänger, ja gegen den Kaiser selbst zeigte. Allein er ergab sich eben deswegen freywillig darein, um die bereits ausgebrochenen Unruhen nicht zu vermehren. Freylich gerieth der große Hauffen in eine aufrührische Bewegung, als er die Wegführung seines Bischofs erfuhr; sie wurde aber hauptsächlich durch die Ankunft des Theophilus vermehrt. Dieser wollte nun auch den Bischof Heraklides verurtheilt wißen; ob er gleich abwesend war. Die Anhänger des Chrysostomus behaupteten, daß dieses höchst ungerecht sey: darüber kam es zwischen ihnen und den Alexandrinern zu einer Schlägerey, in welcher einige das Leben verloren. Desto leichter hingegen hatte sich Theophilus mit den langen Brüdern und überhaupt mit den Nitrischen und Sketischen Mönchen, ausgesöhnt, da er noch seine Synode hielt. Man sagte ihnen, daß die Versammlung selbst für sie bitte; er ermahnte sie bloß sich zu beßern, und nahm diese Leute, die er so lange als Keßer verfolgt hatte, ohne des Origenes weiter zu gedencken, in die Kirchengemeinschaft auf, nachdem sie ihn um Vergebung gebeten hatten. Er hatte seine Hauptabsicht auf einer andern Seite erreicht, und Isidorus war auch bereits aus der Welt gegangen. (Pallad. Dialog. pag. 15. Socrat. Hist.

Eccle-

Ecclesiast. Lib. VI. cap. 15-17. Sozom. Hist. Eccl. L. VIII. c. 17. sq.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Sein Sieg war jedoch von einer kurzen Dauer. Denn der Hof sah sich gleich darauf genöthigt, den ungestümen Forderungen des Volcks nachzugeben, und den Chrysostomus zurück zu rufen. Er kam unter den außerordentlichsten Freudensbezeugungen der Einwohner, welche jezt den Theophilus suchten, um ihn ins Meer zu werfen. Chrysostomus drang sogleich auf eine rechtmäßige und zahlreichere Kirchenversammlung, vor welcher er seine Sache führen wollte; sein Gegner aber flüchtete sich eilfertig nach Aegypten; wohin ihn auch seine meisten Anhänger begleiteten. Sie wurden daselbst von dem Pöbel mit vielen Schimpfworten aufgenommen. Gleichwohl weigerte sich Theophilus auf den Befehl des Kaisers nach Constantinopel zu kommen, und seinem beleidigten Gegner Recht wiederfahren zu laßen; er gab vor, daß er Alexandrien nicht verlaßen könne, weil sonst, wegen der ausnehmenden Neigung der dortigen Einwohner gegen ihn, ein Auflauf entstehen könnte. Chrysostomus hörte unterdeßen nicht auf, ein Gericht von Bischöfen zu begehren. Es erklärten auch ohngefähr sechszig, die zu Constantinopel zusammen gekommen waren, das ganze Verfahren der Synode zum Eichbaum wider ihn, vor ungültig. Aber sein Zustand änderte sich auch gar bald von neuem, indem er sich abermals den Unwillen der Kaiserinn zuzog. Bey dieser günstigen Aussicht, wandten sich seine Feinde sogleich wieder an den Theophilus, und verlangten, daß er entweder selbst in die Hauptstadt zurückkommen, oder ihnen eine Anweisung geben sollte, wie sie denselben mit Nachdruck angreiffen könnten. Er schickte ihnen drey nichtswürdige Bischöfe mit denjenigen Gesezen zu, welche

die

die Arianer, (so sagt wenigstens Palladius, l. c. p. 76. 78. ob es gleich nicht bloß Arianer gewesen sind, wie man in dieser Geschichte, Th. VI. S. 62. fg. gesehen hat,) auf der Synode zu Antiochien im Jahr 341. ausgemacht hatten. Darunter sollte insonderheit dieses wider den Chrysostomus dienen, daß ein Bischof, der von einer Kirchenversammlung abgesezt worden, und gleichwohl sich erkühnte, sein Amt noch ferner zu verwalten, daßelbe auf immer verlieren, ja nicht einmal weiter zur Verantwortung zugelaßen werden sollte. Zwar vereinigten sich zwey und vierzig Bischöfe mit dem Chrysostomus. Allein seine Feinde hatten überhaupt so viele Bischöfe aus den benachbarten Asiatischen Ländern nach Constantinopel verschrieben, daß es ihnen nicht schwer wurde, auf einer neuen Kirchenversammlung im Jahr 404. seine Absezung durch den gedachten Antiochenischen Canon bestätigen zu lassen. Da der Kaiser den Gesinnungen seiner Gemahlinn völlig beigetreten war: so wurde auch dieses Urtheil bald mit aller Härte vollstreckt. Chrysostomus wurde zum zweytenmal aus der Stadt weggeführt, und ins Elend verwiesen, worinne er, nach sehr vielen ausgestandenen Bedrückungen, im Jahr 407. sein Leben endigte. (Pallad. l. c. p. 16. sq. 75. sq. Socr. l. c. c. 16. sq. Sozom. l. c. c. 19. sq.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Als sich die Verfolgung gegen ihn erneuerte, und in der morgenländischen Kirche, ohngeachtet ihm noch unzähliche Verehrer daselbst übrig blieben, doch wegen der Feindschaft des kaiserlichen Hofs, kein Schuz mehr für ihn zu erwarten war, hoffte er in der abendländischen einige Unterstüzung zu erhalten, indem er den drey vornehmsten Bischöfen in Italien, Innocentius dem ersten zu Rom, Venerius zu Mediolanum, und Chromatius zu Aquileja, sowohl seine Unschuld,

J. n. C. G. 363. bis 430.

als seine Leiden vorstellte, und sie ersuchte, die Kirchengemeinschaft ferner mit ihm zu unterhalten, auch sich gegen seine Feinde öffentlich zu erklären, so wie er selbst bereit sey, sich vor einer unpartheyischen Kirchenversammlung zu rechtfertigen. Das Schreiben, welches er gleichlautend an diese Bischöfe sandte, ist vom Palladius aufbewahrt worden. (Dial. de vita S. Chrysost. c. 2. p. 10-22.) Es ist auch bereits in der Geschichte der Römischen Bischöfe (Th. VIII. S. 137.) gezeigt worden, daß Chrysostomus durch daßelbe keineswegs sich auf einen Italiänischen Bischof, als auf seinen Richter berufen habe. Doch Theophilus war ihm zu Rom schon zuvorgekommen. Er hatte dem Innocentius durch einen Vorleser seiner Gemeine gemeldet, daß er den Chrysostomus abgesezt habe. Der Römische Bischof erstaunte darüber, daß der Alexandrinische dieses allein gethan haben sollte, ihm keine Nachricht von einer Kirchenversammlung und andern Umständen gegeben hatte. Als er aber den Brief des Chrysostomus empfieng, schrieb er an beyde, daß er in der Kirchengemeinschaft mit ihnen verharre; nur mißbilligte er die Verurtheilung des Chrysostomus, und verlangte die Zusammenberufung einer untadelhaften Synode abendländischer und morgenländischer Bischöfe, worunter sich weder Freunde noch Feinde der Partheien befänden. Kurz darauf brachten ihm zwar Abgeordnete des Theophilus einen ausführlichern Bericht von der durch diesen veranstalteten Kirchenversammlung. Allein Innocentius tadelte in seiner Antwort von neuem ein so übereiltes Verfahren wider einen Abwesenden; erinnerte auch den Theophilus, er müße sich, wenn er Vertrauen genug auf seine Sache hätte, vor eine christliche Synode stellen, und daselbst seine Klagen nach den Nicänischen Kirchengesezen, (denn andere nehme die Römische Kirche nicht

an,)

an,) führen. Es kamen hierauf immer mehrere Geistliche aus den Morgenländern, hauptsächlich von Freunden des Chrysostomus, zum Theil als Flüchtlinge, nach Rom: und diese erzählten die grausamen Gewaltthätigkeiten, welche bey Gelegenheit seiner zweyten Vertreibung, ausgeübt worden waren. Dieses veranlaßte endlich eine Vorstellung des Innocentius an den Kaiser Honorius, der den Italiänischen Bischöfen befohl, in einer Versammlung darüber zu berathschlagen. Ihr Gutachten fiel dergestalt aus, daß er zum drittenmal an seinen Bruder, den Kaiser Arcadius, in dieser Angelegenheit schrieb, um ihm die Wiederherstellung des Chrysostomus zu empfelen, für den sich alle abendländische Bischöfe erklärt hätten. Vor allen ersuchte er seinen Bruder, den Theophilus, der alles Uebel gestiftet haben sollte, auch wider seinen Willen, vor einer Kirchenversammlung der abendländischen und morgenländischen Bischöfe zu Theßalonich erscheinen zu laßen, damit durch dieselbe der Friede wieder befestigt werde. Jedoch die Bischöfe und andere Geistliche, welche dieses kaiserliche Schreiben, nebst Briefen der Italiänischen Bischöfe, nach Constantinopel überbrachten, wurden nicht einmal beym Arcadius vorgelaßen, und kehrten unverrichteter Dinge zurück. (Pallad. l. c. p. 22-34.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Um eben diese Zeit, da es dem Theophilus gelungen war, den Chrysostomus gänzlich zu stürzen, um das Jahr 404. scheint er ihn auch in einem besondern wider ihn gerichteten großen Buche verfolgt zu haben. Es ist nicht mehr vorhanden; aber Facundus, ein Africanischer Bischof gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts, und verständiger als sein Zeitalter, hat Stellen daraus aufbehalten. (Facund. Hermian. Defens. trium Capitulor. L. VI. c. 5. p. 430. sq. Tom. II.

 Opp.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Opp. Sirmondi, ed. Venet.) Er entschuldigt sich mit der Nothwendigkeit, die sein Entwurf mit sich führe, daß er aus einem von den gröbsten Schmähungen strozendem Wercke Proben beigebracht habe. Theophilus schrieb darinne vom Chrysostomus, er habe die Brüder mit eben dem unreinen Geiste verfolgt, durch welchen Saul erstickt wurde; er sey gottlos, pestilenzialisch, unsinnig und wütend gewesen, und habe, prahlend auf seinen Unsinn, seine Seele dem Teufel übergeben; wie der Satan, habe er sich in einen Engel des Lichts verwandelt, und wie der Verräther Judas, an Christo versündigt, indem er versicherte, der Erlöser sey, weil er übel betete, auch nicht erhört worden; er sey kein Christ, noch schlimmer als der babylonische König Belsazar, und als die Abgötter überhaupt; werde aber auch in Ewigkeit dafür Strafe leiden. Nachdem Facundus dieses und noch mehr ausgezeichnet hat, sezt er gutherzig genug hinzu, er wolle aus diesem Buche weder den Chrysostomus kennen lernen, der eine solche Mißhandlung gar nicht verdient habe; noch den Theophilus, der viele Beweise seiner Tugend abgelegt habe, und aus dieser zufälligen Kranckheit oder Wuth nicht beurtheilt werden müße; wohl aber lerne er daraus, wie elend das Leben der Menschen sey: „denn wenn solchen Männern dergleichen Dinge begegnet sind, was müßen wir nicht für uns und unsers gleichen besorgen?“ Unterdeßen war dies beym Theophilus nichts Unerwartetes. Allein traurig und schimpflich für den Hieronymus muß man es nennen, daß er sich von jenem Bischof dazu mißbrauchen ließ, ein solches Buch ins Lateinische zu übersezen, damit, sagt Facundus, diejenigen, welche diese Sprache reden, daraus sich einen richtigen Begriff vom Chrysostomus machen könnten. Es verdient auch hier eine Stelle aus einem Briefe des Hieronymus an den Theo-

Theophilus zu stehen, (Ep. LXXXVIII. p. 727. ed. Mart.) worinne der schleichend andächtige Ton mit dem verkezernden so natürlich gepaart ist, wie man beyde in solchen Köpfen unzählichemal beysammen gefunden hat. „Ich habe immer gewünscht, schreibt er, daß Johannes, welcher ehemals die Kirche von Constant nopel regiert hat, Gott gefallen möge; und ich habe die Ursachen des Verderbens, in welches er sich unvorsichtiger Weise stürzte, gar nicht glauben wollen. Da er aber, um seiner andern Laster nicht zu gedencken, die Origenisten zu seinen Vertrauten gemacht, vielen derselben kirchliche Lehrämter ertheilt, und durch dieses Verbrechen den Mann Gottesseeligen Andenckens, Epiphanius, sehr betrübt hat, so hat er verdient zu hören: Sie ist gefallen, sie ist gefallen, Babylon!“

J. n. C. G. 363 bis 430.

Theophilus änderte seine Gesinnungen gegen den Chrysostomus auch nach deßen Tode nicht. Es ist bereits anderwärts erzählt worden, (Christl. KGesch. Th. VII. S. 169. 170.) was vor einen stillschweigenden Vorwurf ihm darüber einer seiner aegyptischen Bischöfe selbst gemacht habe. Man findet zwar bey einem Schriftsteller des achten Jahrhunderts (Io. Damascen. de Imagin. L. III. p. 170. T. I. Opp. ed. Venet.) die Nachricht, daß Theophilus kurz vor seinem Ende im Jahr 412. gegen ein Bild des Chrysostomus, das man ihm brachte, viele Ehrerbietung bewiesen habe. Aber nicht zu gedencken, daß man aus so späten Zeiten kein Zeugniß annehmen darf: so wird es auch dadurch verdächtig, weil der Schwestersohn des Theophilus, und sein Nachfolger im Bißthum, Cyrillus, in gleicher Denckungsart mit ihm, den Nahmen des Chrysostomus lange Jahre hindurch nicht in den Kirchenbüchern geduldet hat. Bey allen Ausschweifungen

J. n. C. G. 363 bis 430.

des Theophilus, muß doch sein Eifer für die Rechtgläubigkeit, und seine Verbindung mit so berühmten Stützen derselben, als Epiphanius und Hieronymus waren, auf viele seiner Zeitgenoßen und nächsten Nachkommen, einen ihm vortheilhaften Eindruck gemacht haben. Man kann in den vollständigen Sammlungen zu seiner Lebensbeschreibung, welche Tillemont hinterlaßen hat, (Mémoires, T. XI. p. 441-499. ed. de Paris.) ein Verzeichniß der angesehensten Lehrer und Kirchenversammlungen des fünften Jahrhunderts lesen, welche ihn mit ungemeiner Hochachtung, selbst unter dem Nahmen des heiligen Theophilus, angeführt haben. Es sind darunter sogar Römische Bischöfe, wie Leo der erste; ob er gleich schwerlich in die kirchliche Vereinigung mit ihrer Gemeine wieder getreten ist. Wie wenig Chrysostomus auf der andern Seite Fehlerfrey gewesen sey, wird sich bald in seiner Lebensgeschichte zeigen. Allein dieses trägt zur Entschuldigung des Theophilus, so weit man jezt davon urtheilen kann, nichts bey, indem er weder von jenem Bischof beleidigt worden, noch befugt gewesen ist, in allem wo derselbe anders dachte und handelte als er, sich zu seinem Richter aufzuwerfen.

Auch dieser zweyte Auftritt also der Origenianischen Streitigkeiten dieses Zeitalters, hatte für die Kirche, besonders für das Wachsthum der Christen an Einsichten und Klugheit in Religionsangelegenheiten, eben so wenig, und noch geringern Nutzen, als der erste. Der Ausgang versezte vielmehr alles in einen schlimmern Zustand, als es anfänglich gewesen wer. Kaum verdienen sogar diese Aegyptischen und Constantinopolitanischen Händel, eine Fortsezung der Origenianischen zu heißen. Origenes wurde beynahe nur deswegen darein gemischt, um persönliche

Ab-

Absichten und Leidenschaften unter seinem Nahmen zu verstecken. Der plumpe Anthropomorphismus unwißender Mönche erlaubte es nicht einmal, eine gelehrte Streitigkeit über die Lehrsäze jenes berühmten Mannes zu führen. Derjenige Lehrer, mit welchem vor allen andern, auf eine edle und fruchtbare Art Untersuchungen darüber hätten angestellt werden können, Chrysostomus, wurde von seinen Feinden gar nicht als ein Anhänger der Irrthümer des Origenes; sondern nur als ein Beschützer der Origenisten, als ein Mann, der sich nicht ausdrücklich und feurig genug wider die gedachten Irrlehren erklärte, vorgestellt. Theophilus schrieb zwar ausführlich gegen dieselben; aber er blieb gerade nur an demjenigen Plaze stehen, auf welchem sich Epiphanius und Hieronymus herumgedreht hatten: das heißt, er widerlegte Kezereyen, von welchen diejenigen, welche dadurch in einen übeln Ruf gebracht werden sollten, nicht zugaben, daß sie entweder ihnen, oder selbst dem Origenes gewiß zugehörten. Alles kam bey dem Patriarchen von Alexandrien nur darauf an, daß man an Personen, an welchen er Irrlehren zu sehen glaubte, dieselben ohne alles Bedencken mit ihm verdammte; aber auch die Personen selbst verfolgte, die nicht von seiner Parthey waren. Er selbst hörte nicht auf, die Schriften des Origenes zu lesen, nachdem er sie bereits öffentlich verurtheilt hatte, und gab einem, der sich über dieses widersprechende Betragen wunderte, die Antwort, jene Schriften glichen einer mit mannichfaltigen Blumen besezten Wiese, von welchen er die guten abbreche, und die stachlichten stehen ließe. Allein er wurde doch, nach der Versicherung eines Geschichtschreibers, (Socrat. H. E. L. VI. c. 17.) allgemein deswegen getadelt: und in der That behaupteten die Origenisten eben dieses, daß sie die Wercke des Origenes nicht ohne Prüfung läsen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

läsen. In diesen gesammten Streitigkeiten ist keine einzige neue Wahrheit entdeckt, oder eine verdunckelte ans Licht gezogen, oder auch nur ein herrschendes Vorurtheil mit glücklichem Erfolge bestritten worden; wohl aber haben sie diejenigen abgeschröckt, welche so gemeinnützliche Versuche ferner hätten anstellen wollen. Es könnte daher scheinen, daß die Erzählung dieser Händel, die man bisher gelesen hat, für die unerhebliche Beschaffenheit und schlechten Folgen derselben, viel zu umständlich ausgefallen sey. Doch der Nahme eines solchen Mannes, als Origenes war, hat schon allein aufmercksam machen müßen, zu erfahren, wie weit sich die christliche Religionswißenschaft, hundert und funfzig Jahre nach ihm, von seinem Muster entfernt, oder nach demselben gebildet, es übertroffen oder gar beschämt habe. Mehr als der unmittelbare Ausgang dieser ungestümen Zänckereyen, wird die spätere Geschichte zeigen, welchen Einfluß sie hinterlaßen haben, und ob es der Kirche schädlicher oder nützlicher gewesen sey, daß so feindseelige und größtentheils unbillige Angriffe auf den Ruhm des Origenes nicht nur geschehen, sondern auch siegreich geworden sind. Schon hier aber enthüllen sie den Geist dieses Zeitalters, besonders in der Erörterung theologischer Streitfragen, in der Fertigkeit, kirchliche Partheyen zu stiften, anzuführen oder zu bekämpfen; in der furchtbaren Macht, Unwißenheit und Ausartung der Mönche; und in dem schwachen Betragen der kaiserlichen Regierung bey innerlichen Zerrüttungen, zu welchen die Religion den Vorwand hergeben mußte, von solchen Seiten, auf welchen man ihn lieber nicht zu kennen wünschte. Daß endlich einige der vornehmsten christlichen Lehrer dieser Zeit, sich selbst in den Origenianischen Händeln getreu abgeschildert haben, veranlaßt eine Menge Beobachtungen, die

zum

zum Theil wichtiger sind, als dasjenige, worüber sie gestritten haben. Sie können leicht gemacht oder benüzt werden; ihre Anwendung aber wird meistentheils für die folgende Geschichte aufbewahrt. Den vorzüglichsten neuern Schriftstellern, über die Geschichte des Origenismus sind sie auch nicht entwischt; wenn gleich der eine mehr, der andere weniger, nach ihren verschiednen Entwürfen, dazu aufgelegt waren, freyere Anmerckungen zu machen. Huetius (in Origenianis) hat nach der Ordnung der Glaubenslehren, auf welche sich die dem Origenes vorgeworfenen Irrthümer beziehen, alles mit großer Gelehrsamkeit untersucht, was jemals für oder wider ihn, und auch von ihm selbst, darüber geschrieben worden ist; und er hat, so viel es nur möglich war, die Klagen gegen ihn sehr gemildert. Tillemont hat zwar mehr eine ganze Reihe von Begebenheiten neben einander gestellt; allein die Uebersicht des Ganzen dadurch ziemlich gehindert, daß er sie als einen Theil der Lebensbeschreibungen des Hieronymus, Epiphanius, Theophilus und Chrysostomus vorgetragen hat. Er wagt es übrigens hier mehr als sonst, an rechtgläubigen Lehrern von ungemeinem Ansehen etwas starck zu tadeln. So groß seine Vollständigkeit und Genauigkeit in der eigentlichen Erzählung, (nicht in der Erwägung der bestrittenen Lehrsäze,) ist; so gebührt doch Carl Wilh. Franz Walchen hierinne vor ihm, und vor seinen meisten Vorgängern in dieser Geschichte, der Vorzug. Er hat überhaupt ein historischchronologisches Ganzes über die Händel wegen des Origenes, von seiner Zeit an, bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts, mitgetheilt; das sich noch überdies durch Unpartheilichkeit und einen Reichthum richtiger Bemerckungen

J. n. C. G. 363 bis 430.

empfielt. (Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereyen, Th. VII. S. 362 = 760) Nur hat seine Methode die ihr eigene Unbequemlichkeit, daß er, aus rühmlicher Sorgfalt für die höchste Glaubwürdigkeit, zuerst lange Auszüge aus allen Quellen vorlegt; und sodann erst wieder besonders die daraus geschöpfte Erzählung hinzufügt, die oft zu kurz ist, als daß man sie ohne jene Auszüge verstehen und gebrauchen könnte.



Leben

J. n. C. G. 363. bis 430.

Leben und Schriften des Johannes Chrysostomus.

Nach der Geschichte dieser unglücklichen Streitigkeiten, kann das Leben u. Beyspiel eines Mannes, wie Johannes Chrysostomus war, eine würckliche Erholung für die Leser heißen. Daß er eben bey Gelegenheit von Händeln, welche seine lezten Tage so sehr verbittert haben, auftritt; er, der es verdiente, nur nach seiner edlern Geschäftigkeit abgebildet zu werden, ist ein Vorwurf gegen seine Zeitgenoßen, nicht gegen ihn. Epiphanius und Chrysostomus, beyde so bald nach einander, beyde einander so unähnlich; in der Mitte zwischen ihnen Origenes, den jener verkezerte, und dieser weislich nüzte; dieses ist ein Schauspiel, das zwar nur durch die natürliche Ordnung der Geschichte in diesem Bande hervorgebracht wird; das aber doch eine lebhafte Würckung thun dürfte.

Johannes (denn dieses war eigentlich sein einziger Nahme; ob er gleich mehr unter dem Ehrenvollen Beynahmen seiner spätern Jahre Chrysostomus auf die Nachwelt gekommen ist, wurde nach der wahrscheinlichsten Berechnung, im Jahr 347. zu Antiochien in Syrien gebohren. Sein Vater Secundus, ein ansehnlicher Feldherr in diesem Lande, starb zwar gleich nach seiner Geburt; allein seine Mutter Anthusa, die in einem Alter von zwanzig Jahren Wittwe ward, und

es

J. n. C. G. 363 bis 430

es aus Liebe gegen ihren Gemahl und Sohn beständig blieb, sorgte sehr wohl für seine Erziehung. Nach dem damals gewöhnlichen Vorurtheil, daß es nüzlich sey, die Tauffe auf reifere Jahre zu verschieben, empfieng er dieselbe erst in seinem drey und zwanzigsten. Das hinderte jedoch nicht, daß er frühzeitig gute Kenntniße von dem Christenthum mit Eifer in der Ausübung deßelben vereinigte. Ueberhaupt zeigte er bald treffliche Gaben, eine unaufhaltsame Lernbegierde, den äußersten Abscheu vor aller Ungerechtigkeit, und eine edle Freymüthigkeit im Reden. Archagathus, den man weiter nicht kennt, war sein Lehrer in der Philosophie. Desto berühmter aber ist Libanius, dem er die Grundlage seiner Beredsamkeit zu dancken hatte, und den er nachmals darinne übertraf. Anfänglich hatte es auch das Ansehen, daß er sich als Sachwalter oder Redner vor Gerichte, den Weg zu höhern Bedienungen im Staate bahnen würde. Diese Beschäftigung gefiel ihm nicht weniger, als die Schauspiele; seine rednerischen Uebungen wurden vom Libanius selbst bewundert, unter andern eine Lobrede auf gewiße Kaiser, die er ihm zuschickte. Als daher dieser heydnische Redner sich gegen das Jahr 395 dem Tode näherte, und von seinen Freunden befragt wurde, wen er zum Nachfolger auf dem Lehrstuhle zu haben wünschte, gab er zur Antwort: „Den Johannes, wenn ihn mir nicht die Christen entrißen hätten.“ (Sozom. H. Eccl. L. VIII. c. 2.)

Aber wider alle Erwartung entschloß sich Chrysostomus, bald nach seinem zwanzigsten Jahre, gelenckt durch die Betrachtung der Unruhen jener Lebensart, und der vielen Ungerechtigkeiten, die bey ihr fast unvermeidlich wären, auch gereizt durch das Beispiel des Evagrius, der mit ihm unter eben denselben Lehrern stu-

dìert hatte, sich stillern und für ihn selbst heilsamern Uebungen ganz zu ergeben. Das Lesen der heiligen Schrift, und der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes, nahmen jezt den größten Theil seiner Zeit ein; zugleich änderte er sich in Kleidung, Gang und allem Aeußerlichen. Er brachte auch zween seiner Mitschüler bey dem Libanius, den Theodorus und Maximus, welche bereits einträgliche Aemter angenommen hatten, zu einem gleichen Entschluße. Beyde wurden nachher Bischöfe: Theodorus zu Mopsvesta in Cilicien, mit einem zwar zweydeutigen Rufe; aber immer ein sehr merckwürdiger Mann, und Maximus zu Seleucia, der Hauptstadt von Isaurien. Theodorus, von deßen Religionsgesinnungen und Schriften in der Folge dieser Geschichte ausführlicher wird gehandelt werden, hatte kaum das ascetische Leben ergriffen, als er wieder in die Welt zurückkehrte, und im Begriff stand, sich zu verheyrathen. Chrysostomus richtete darauf die beyden Ermahnungsschriften an ihn, aus welchen schon anderwärts (Chr. KG. Th. VIII. S. 286. fg.) ein Auszug mitgetheilt worden ist. Sozomenus gedenckt zwar (l. c.) nur eines einzigen Schreibens, das Chrysostomus an ihn abgelaßen habe, und Tillemont sucht daher zu beweisen, (Mémoires, Tome XI. p. 10. Note VI sur S. Chrysostome, p. 550.) daß die größere oder erste der angeführten Ermahnungsschriften einem andern abtrünnigen Mönche Theodorus zugeschickt worden sey. Allein seine Gründe können schwerlich vor zureichend gehalten werden; er gesteht auch selbst, daß man bereits seit dem sechsten Jahrhunderte, zwo Schriften dieses Inhalts gezählt habe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Gemeinschaftlich mit diesen Freunden, erlernte Chrysostomus die Grundsäze des Mönchslebens und

die

J. n. C. G. 363 bis 430.

die Religionswißenschaft vom Diodorus und Carterius, welche damals Vorsteher von Mönchsklöstern bey Antiochien waren. Diodorus wurde nachher unter den Lehrern und Schriftstellern der Christen sehr berühmt: erstlich als Presbyter in der eben genannten Stadt, sodann als Bischof zu Tarsus. Theodoretus, der ihn den großen Diodorus, einen überaus weisen und tapfern Mann nennt, (H. E. L. IV. c. 25.) rühmt besonders den Eifer, mit welchem er zu Antiochien die Arianer bestritten, der Kirche dadurch wichtige Dienste geleistet, aber auch darüber nicht wenig gelitten habe. Denn Flavianus, sezt er hinzu, (es war der ansehnlichste Presbyter daselbst,) predigte zu dieser Zeit nicht; aber er versah diejenigen seiner Amtsgenoßen, welche solches thaten, reichlich mit Gründen und biblischen Stellen; vornemlich salbte er gleichsam den Diodorus zu einem fertigen Kämpfer. Nachdem dieser selbst im Jahr 378. Bischof geworden war, arbeitete er eine große Anzahl Schriften aus, besonders Erklärungen der heiligen Schrift. In diesen forschte er bloß nach dem Wortverstande der heiligen Schrift, und bekümmerte sich um die allegorischen Deutungen gar nicht, wie Socrates (Hist. Eccl. L. VI. c. 3.) und Sozomenus, (H. E. L. VIII. c. 2.) berichten. Nach dem Hieronymus (de viris illustr. c. 119.) folgte er darinne der Erklärungsart des Eusebius, Bischofs von Emisa, von welchem in dieser Geschichte bereits gehandelt worden ist. (Th. VI. S. 71 = 74.) Wenn aber eben dieser Schriftsteller behauptet, Diodorus habe den Eusebius weder an Beredsamkeit noch an Gelehrsamkeit erreicht: so scheint dieses mit den Lobsprüchen, welche Theodoretus dem erstern ertheilt, und mit seinem schriftstellerischen Ruhm nicht übereinzustimmen. Seine exegetischen Schriften erstreckten sich, wie man aus dem Hieronymus und

Sui-

Svidas (v. Διόδωρος) sieht, über viele Bücher des Alten und Neuen Bundes, besonders über die Psalmen, die Schriften Salomons, die vier Evangelischen Geschichten, die Apostelgeschichte und den ersten Brief des Johannes. Der Auslegung von Salomons Sprüchen hatte er eine Abhandlung über den Unterschied des moralischen Verstandes der heiligen Schrift vom allegorischen oder mystischen, (τίς διαφορὰ θεωρίας καὶ ἀλληγορίας;) beigefügt. Schon diese Abhandlung, aber auch diese Schriften überhaupt, hätten verdient erhalten zu werden. Allein Diodorus wurde nicht allein durch die so einnehmende und rührende biblische Auslegungsart seines Schülers verdunckelt; sondern es waren auch exegetische Schriften, worinne gar keine Allegorie angebracht war, durchaus nicht nach dem Geschmack seines Zeitalters, das den Ausleger am höchsten schäzte, der durch die Oberfläche des Wortverstandes am tiefsten in die Geheimniße der heiligen Schrift einzudringen wußte. In den alten Sammlungen und Auszügen von biblischen Auslegungen der Kirchenväter, (Catenae Patrum) ist unterdeßen doch manches vom Diodorus aufbewahrt worden; wiewohl man auch beobachtet hat, daß er zuweilen mit dem Theodorus von Mopsvesta vermischt wird.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Außerdem hatte Diodorus ein Werck vom Schicksal wider die Astrologen, die Anhänger des Bardesanes, und andere mehr, geschrieben. Photius, der davon einen weitläuftigen Auszug hinterlassen hat, (Biblioth. Cod. CCXXIII. p. 661. sq. ed. Schotti,) urtheilt davon, daß der Verfaßer darinne zwar vieles gut ausgeführt; manchmal aber weder deutlich noch treffend genug geschrieben, sondern Meinungen widerlegt habe, welche in der von ihm entworfenen

Gestalt

J. n. C. G. 363 bis 430.

Gestalt nicht vorhanden waren. Dennoch bleibt auch der gedachte Auszug lesenswürdig. Andere Schriften des Diodorus waren mehrern irrgläubigen Partheyen entgegen gesezt, wie den Manichäern, Melchisedekiten, Sabellianern, Arianern, Macedonianern, Apollinaristen oder Synusiasten, und andern; eines den verschiedenen Irrthümern der Ketzer in Ansehung der Seele; ein anderes den Juden; noch ein anderes dem Porphyrius, von den Thieren und Opfern. In einem besondern Buche hatte er die Fehler in dem Chronicon des Eusebius verbeßert. Weiter hatte er von der göttlichen Vorsehung, von der Auferstehung der Todten, von Gott und der falschen Materie der Griechen, über die Frage: Wie Wollen und nicht Wollen in dem ewigen Gotte sey? auch andere philosophische und mathematische Abhandlungen, geschrieben. Manche seiner Schriften ließen die Nestorianer in der Folge Syrisch, Armenisch und Persisch übersezen: und einiges von diesen Uebersezungen, wie die Syrische des Buchs von der Vorsehung, soll noch vorhanden seyn. Da sich aber diese Parthey auf den Beifall des Diodorus berief: so war dieses eine Ursache mehr, warum die Katholischen seine Schriften vernachläßigten. Das vollständige Verzeichniß derselben, so weit sie aus den Alten bekannt sind, hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VIII. p. 358. sq.) gesammelt.

Dieser Lehrer des Chrysostomus, der um das Jahr 394, oder vielleicht noch etwas früher, aus der Welt gieng, hatte ohne Zweifel auf die Bildung seiner exegetischen Methode einen starcken Einfluß; wie solches bereits Hieronymus (de viris illustr. c. 129.) zu verstehen giebt. Er zeigte aber auch, wie sehr er die Vorzüge seines Schülers schäze, als er gegen

gen das Jahr 386, oder noch später, nach Antiochien kam, wo derselbe Presbyter war. Hier lebte er denselben gleich im Anfange einer Predigt außerordentlich, nannte ihn Johannes den Täuffer, die Stimme der Kirche, die Ruthe Mosis, und dergleichen mehr; alles unter dem freudigen Zurufen der Gemeine. Chrysostomus wandte also gleich die folgende Predigt dazu an, um zu beweisen, daß die ihm ertheilten unverdienten Lobsprüche, bey deren Anhörung er geseufzet habe, nur dem Diodorus, seinem Vater, gebührten. Er verglich ihn daher mit dem Täuffer Johannes, nahm die Zuhörer zu Zeugen, wie Apostolisch, dürftig, gottseelig, unter mancherley Drangsalen, derselbe bey ihnen gelebt habe, und forderte sie endlich zum Dancke gegen Gott auf, daß er solche Lehrer schencke. Bigot hat diese Rede zuerst mit seiner Uebersezung ans Licht gestellt. (post Palladii Dial. de vita S. Chrysost. p. 229. sq.) Darauf hat sie auch Montfaucon in seine Ausgabe der Wercke des Chrysostomus (Tom. III. p. 747. sq.) eingerückt. Einen Theil derselben hat Facundus von Hermiane in der lateinischen Uebersezung aufbehalten. (Defens. trium Capitulor. L. IV. c. 2. p. 374. sq. ed. Sirmond. in Opp. Tom. II. Veron.) Eben dieser Schriftsteller hat aus einer andern Homilie des Chrysostomus noch eine Stelle beygebracht, (l. c. p. 376.) wo er denselben einen Märtyrer nennt: und er führt noch mehr zur Ehre des Diodorus an. Dieses und alles übrige, was sich nur bey den Alten von diesem berühmten Manne findet, hat Tillemont, (Mémoires, Tome VIII. p. 558. sq. Notes sur Diodore de Tarse, p. 802. sq. ed. de Paris,) sehr sorgfältig gesammelt, auch historisch und chronologisch untersucht. Freylich aber verstand er gar nicht, dasjenige zu beurtheilen, was gerade die Hauptsache beym Diodorus von Tarsus

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ist: die von ihm vornemlich gestiftete Verbeßerung der biblischen Erklärungsmethode, welche seine Schüler, Theodorus, und vornemlich Chrysostomus, weiter ausgebreitet haben. Tillemont berührt dieselbe kaum mit etlichen Worten, und sagt in dem Leben des Chrysostomus, (Mémoires, Tome XI. p. 11.) wo er ihn als einen Nachahmer des Diodorus in diesem Stücke beschreibt, es wäre vielmehr zu wünschen, daß jener mehr Allegorien über die Bibel vorgetragen hätte, weil sie meistentheils schöner und erbaulicher wären, als der Wortverstand. Desto scharfsinnigere Anmerckungen hat Joh. Aug. Ernesti (Narrat. crit. de interpretat. Prophetiar. Messianar. in Ecclesia Christiana, p. 498. sq. in Opusc. theolog.) über dieses Verdienst des Diodorus gemacht.

Während daß Chrysostomus solchergestalt seinen Geist stärckte, und sich zu strengern Sitten gewöhnte, lernte ihn der damalige Bischof von Antiochien, Meletius, kennen. Er fand so viel Vergnügen an den Gaben und an der Rechtschaffenheit dieses jungen Menschen, daß er ihm drey Jahre hindurch einen vertrauten Zutritt zu sich verstattete. Nach dem Ablauf derselben ohngefähr um das Jahr 370, taufte er ihn, und bestellte ihn zum Vorleser der Gemeine. Es ist bemerckt worden, daß Chrysostomus, seitdem er getauft worden, weder geschworen, noch andere beschworen, nicht geschmäht, gelogen oder geflucht, auch keine Spöttereyen vertragen habe. (Pallad. Dialog. p. 40. sq. 183. sq.)

Einer seiner Freunde, Basilius, mit welchem er immer in der offenherzigsten Vertraulichkeit gelebt hatte, suchte ihn einige Zeit darauf zu bereden, daß er sein väterliches Haus verlaßen, und mit ihm in einer-

ley

ley Gegend alle Strenge eines Mönchs ausüben möch- te. Schon war Chrysostomus dazu entschloßen, als ihn die rührenden Vorstellungen seiner Mutter, von denen bereits anderwärts etwas angeführt worden ist, (Th. VIII. S. 273.) auf einen andern Sinn brachten. Hieraus muß die Erzählung verbeßert werden, welche sich in die eben genannte Stelle dieser Geschichte, (S. 274.) eingeschlichen hat. Chrysostomus konnte desto leichter bey seiner Mutter verbleiben, da sie ihm alle Besorgung seines Vermögens ersparte. Es war in diesem Aufenthalte, als wenn er sich von der Welt völlig entfernt hätte; er fastete, durchwachte ganze Nächte, schlief auf bloßer Erde, und behandelte seinen Leib mit einer Härte, welche zur Dämpfung seiner Leidenschaften nothwendig zu seyn schien. Fest eingeschloßen in seine Kammer zu beständigen Uebungen der Wißenschaft und Gottseeligkeit, zog er sich zwar viele nachtheilige Urtheile zu; glaubte aber nicht, daß er deswegen in die Gesellschaft der Menschen zurückkehren müße.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er hatte noch lange nicht das dreyßigste Jahr seines Alters erreicht, als eine Anzahl zu Antiochien versammelter Bischöfe, ihn und seinen eben so jungen Freund Basilius zur bischöflichen Würde bestimmte. Auf die davon erhaltene Nachricht, gerieth er in die größeste Bestürzung, weil er, bey dem hohen Begriffe, den er vom christlichen Lehramte hatte, sich keine Tüchtigkeit zu demselben zutrauete. Seinen Freund hingegen hielt er vor desto fähiger dazu: und dieser war bereit, sich nach seiner Entschließung zu richten, sie möchte ausfallen, wie sie wollte. Allein da Chrysostomus der Kirche, um seiner eigenen Gesinnungen Willen, einen so geschickten Lehrer nicht entziehen wollte: so verbarg er dieses einzigemal seine wahren Gedancken vor ihm, lehnte die Berathschlagung darüber ab, und

J. n. C. G. 363 bis 430.

brachte demselben durch sein Betragen die Hoffnung bey, daß er das gedachte Amt wohl annehmen dürfte. Bald darnach kam der Bischof, welcher sie beide weihen wollte. Chrysostomus rettete sich mit der Flucht; sein Freund hingegen ward im Vertrauen, daß er ihm nachfolgen würde, fortgeführt, und mußte Bischof werden. Desto mehr betrübte er sich darüber, als er hörte, daß Chrysostomus dieser Zunöthigung entgangen sey, besuchte ihn; konnte aber vor Traurigkeit nicht reden. Chrysostomus gestand nun mit lachendem Munde seinen Kunstgriff, und danckte Gott dafür, daß ihm derselbe gelungen wäre. Er beantwortete aber auch die vielen freundschaftlichen Vorwürfe, welche ihm Basilius in seinem und anderer Nahmen machte; ohne deswegen, wie dieser sagte, seine zärtliche Liebe gegen ihn aufzuheben. Außer der listigen Verstellung seines Freundes, beklagte er sich insonderheit darüber, daß er durch die Entfernung von ihm, bey den ihm bevorstehenden Gefahren Hülfslos geworden sey. Chrysostomus hingegen bewies ihm, daß es einen erlaubten und nüzlichen Betrug gebe, der nicht bloß wider Feinde, sondern auch, zum Besten von Freunden, angewandt werden könne. So pflegten ihn die Aerzte gegen Krancke auszuüben; so habe selbst Paulus sich desselben bedient, indem er, der den Christen in Galatien versicherte, Christus werde denen nichts nützen, welche sich beschneiden ließen, gleichwohl den Timotheus beschneiden ließ. Doch im Grunde sey dieses auch kein Betrug; sondern nur eine weise Einrichtung (οἰκονομία) zu nennen. Man erinnert sich hier, zu welchen Erläuterungen diese Erklärung des Chrysostomus schon an einem andern Orte dieser Geschichte. (Th. IX. S. 390.) gebraucht worden ist. Er sezt noch hinzu, daß man eben deswegen auch den Pinehas keinen Mörder nennen dürfe, so wenig als den Elias; obgleich

durch

durch sie Menschen umkamen; sonst würde man auch den Abraham zum Kindermörder, seinen Enckel und Urenckel zu Betrügern machen müßen. Aber eine redliche Absicht rechtfertige den Betrug, und verschaffe ihm oft einen wichtigen Nutzen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Alles dieses macht den Inhalt des ersten Buchs von einem Wercke aus, das Chrysostomus bey Gelegenheit dieser Begebenheit mit seinem Freunde, geschrieben hat. Es ist sein berühmtes Werck vom Priesterthum, (περὶ ἱερωσύνης) das allen seinen übrigen Schriften vorgezogen worden ist. Nach dem Sokrates (Hist. Eccl. L. VI. c. 3.) hat er daßelbe erst nachdem er Diakonus geworden war, mithin seit dem Jahr 381. aufgesezt. Allein wegen des Zusammenhangs mit jener Geschichte, verdient ein Auszug aus demselben schon hier zu stehen. Ueberhaupt fällt es in die Augen, daß die darinne erzählte Unterredung mit dem Basilius, nicht völlig so gehalten worden ist; sondern daß Chrysostomus nur von dem Vorfall mit seinem Freunde Anlaß genommen hat, theils sein Verfahren dabey zu rechtfertigen, theils und hauptsächlich über die edle **Würde und Verwaltung** des christlichen Lehramts einen gemeinnüzlichen Unterricht zu ertheilen.

Im zweyten Buche also dieses Wercks wird das Gespräch des Verfaßers mit seinem Freunde dergestalt fortgesezt, daß er ihm die Vortheile sichtbar macht, welche er durch das wider seinen Willen aufgedrungene Amt erlangen würde. Zuvörderst, sagt er, ist es ein Merckmal der Liebe gegen Christum, seine Schaafe zu weiden, wie Er selbst dem Petrus zu erkennen gab. So sehr der Erlöser seine Gemeine liebt, so viel Zuneigung gegen ihn beweisen diejenigen, welche

J. n. C. G. 363 bis 430.

ihr vorstehen. Es ist aber auch das wichtigste von allen Aemtern. Christus konnte dem Apostel befehlen, zum Zeichen seiner Liebe gegen ihn, zu fasten, zu wachen, den Bedrückten, Wittwen und Waysen beyzustehen. Allein er gab ihm dadurch den Vorzug vor allen Aposteln, indem er ihm die Güter Gottes anvertrauete. Wer es, wie er, übernimmt, die Schaafe Jesu zu weiden, der muß die meisten Menschen an Geistesgaben übertreffen. Er büßt nicht etwan sein Vermögen ein, wenn jene Schaafe verderben; sondern er verliert seine eigene Seele. Er muß die Heerde nicht gegen wilde Thiere; sondern gegen die Fürsten und Gewaltigen, wie sie Paulus beschreibt, (Br. an die Ephes. C. VI. v. 12.) und gegen das eben so furchtbare Heer der Wercke des Fleisches, (Br. an die Galat. C. V. v. 19.) beschützen. Die gewöhnlichen Hirten werden von den Thieren nicht angefallen, wenn sie sich seiner Heerde bemächtigen können; aber ein solcher geistlicher Hirte hat noch wütendere Angriffe auszustehen, als seine Heerde. Jene verstehen die kränklichen Zufälle ihrer Schaafe, und können sie auch mit Gewalt nöthigen, sich heilen zu laßen. Dieser hingegen weiß eben so wenig, als andere Menschen, was im Menschen ist. Kennt er aber auch die innere Kranckheit deßelben: so darf er nicht die gewaltsamen Heilungsmittel gebrauchen, welche oft dabey nöthig wären; sondern dieses kömmt auf den Krancken an. Daher sagte der Apostel: (2. Br. an die Corinth. C. 1. v. 23.) **Wir herrschen nicht über euren Glauben; wir sind nur Gehülfen eurer Freude.** Unter allen Menschen ist es den Christen am wenigsten erlaubt, die Fehltritte der Sünder mit Gewalt zu verbeßern, wie es die Richter thun. Bey uns muß solches durch Ueberredung geschehen. Ja wenn uns sogar die Gesetze so viele Macht einräumten,

die

die Lasterhaften zu zwingen: so dürften wir uns derselben nicht bedienen, weil Gott nicht diejenigen krönt, welche sich gezwungen des Bösen enthalten; sondern welche aus freyem Vorsaze davon ablaßen. Es ist also viele Kunst dazu nöthig, den Krancken zu überreden, daß er sich der Heilung des Priesters überlaße, und ihm auch dafür Danck wiße. Denn wenn ein Gebundener zurückspringt, oder die schärfer als Eisen schneidende Worte des Ermahnenden verachtet: so macht er sein Uebel ärger. Was soll man hier thun? Geht man mit demjenigen zu gelind um, dem viel abgelöset werden sollte: so heilt man ihn nicht völlig. Löset man aber alles ab: so macht ihn der Schmerz öfters verzweifelnd; er wirft alles zu seiner Heilung nöthige weg, und macht sich unglücklich. Will man die Bestrafung nach dem Maaße der Sünden einrichten: so muß man den Vorsaz der Sünder erforschen, damit man nicht bey der Absicht, den Riß zu ergänzen, ihn schlimmer mache, und, indem man den Gefallenen zu beßern sucht, einen tiefern Fall verursache. Denn die Schwachen und Trägen, welche durch die Ueppigkeit der Welt immer mehr gefangen werden, die auch wegen ihrer Herkunft und Gewalt sich einen hohen Sinn angewöhnen, muß man nur nach und nach von der Gewohnheit zu sündigen abziehen: und kann man es nicht vollkommen thun, doch wenigstens von einem Theil ihrer Uebel. Wollte man sie aber gleich gebührend züchtigen: so würde man auch jene geringe Beßerung verfehlen. Denn wenn die Seele plözlich beschämt wird: so verfällt sie in Unempfindlichkeit, und hört sodann weiter auf keine sanfte Worte, läßt sich weder durch Drohungen beugen, noch durch Wohlthaten rühren; sondern wird noch weit schlimmer, als jene Stadt, von welcher der Prophet sagt: Du hast eine Hurenstirne; und handelst

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

gegen jedermann unverschämt. Deswegen hat ein Hirt so viel Verstand, und tausend Augen nöthig, um den Zustand der Seele auf allen Seiten zu überschauen. Denn so wie viele ganz muthlos werden, und an ihrer Seeligkeit verzweifeln, weil sie keine bittern Arzneyen vertragen können: so werden andere, indem sie die verdiente Strafe für ihre Sünden nicht leiden, sorglos und ärger; sie sündigen nun desto frecher. Auch bey der Wiedervereinigung der von der Kirche abgerißenen Glieder, braucht der Hirt viele Arbeit, Standhaftigkeit und Geduld. Denn er kann sie nicht mit Gewalt zurückziehen, oder durch Furcht zwingen; sondern er muß sie durch Ueberredung wieder zur Wahrheit bringen. Seine Seele muß also großmüthig seyn, damit er nicht den Muth sincken laße, noch an der Seeligkeit der Betrogenen verzweifle. — Warum bist du also, sagt Basilius zu seinem Freunde, diesem Amte ausgewichen, wenn es ein Beweis der Liebe gegen Christum seyn soll? Darum, antwortet ihm derselbe, weil ich es nicht so zu verwalten im Stande bin, wie es Christus verlangt. Da es aber Basilius nicht zugeben will, daß er selbst den zu diesem Amte erforderlichen großen Geist besize: so erinnert ihn Chrysostomus daran, daß er zur Vertheidigung eines verleumdeten Freundes, bereit gewesen sey, sein Leben aufzuopfern. Er war auch im Begriff, ihn von seiner Klugheit zu überzeugen, wenn ihn Basilius nicht unterbrochen hätte. Zulezt rechtfertigt er sich gegen den Vorwurf, daß er diejenigen beschimpft habe, welche ihm die bischöfliche Würde zugedacht hatten; er zeigt vielmehr, daß er durch seine Weigerung allem Tadel zuvorgekommen sey, welcher sie und ihn betroffen haben würde.

Mit dieser Vertheidigung fängt Chrysostomus auch das dritte Buch an. Er zeigt, daß er das gedachte Amt weder aus Stolz, noch aus Ruhmbegierde, ausgeschlagen habe, und es vielmehr hätte annehmen müßen, wenn eine solche Leidenschaft ihn beherrschte. Denn obgleich das priesterliche Amt, sagt er, auf der Erde verwaltet wird, so gehört es doch unter die himmlischen Würden. Der göttliche Lehrer hat es selbst gestiftet, und Geschöpfe, die noch im Fleische bleiben, gelehrt, sich daran einen Dienst der Engel vorzustellen. Wer es bekleidet, muß so rein seyn, als wenn er sich unter den himmlischen Mächten befände. Denn obgleich alles, was vor der Gnade hergieng, furchtbar und schauderhaft war, wie die güldnen Schellen, die Granatäpfel, die Edelgesteine auf dem Brustschildchen, und nebst vielem andern das Allerheiligste, mit der großen Stille in demselben; so ist es doch nur klein gegen dasjenige, was die Gnade betrifft; die Klarheit selbst ist, nach dem Apostel, (2. Br. an die Corinth. C. III. v 10.) gegen diese überschwengliche Klarheit für keine zu achten. Wenn Du den Herrn geopfert und liegend, den Priester bey dem Opfer stehend und betend, alle aber mit jenem kostbaren Blute rothgefärbt siehst, glaubst Du alsdann noch unter Menschen und auf der Erde zu seyn? Oder wirst Du nicht sogleich in den Himmel erhoben, wirfst alle fleischliche Gedancken aus der Seele, und überschauest mit reinem Geiste alles was im Himmel ist? Welch ein Wunder! welch eine Leutseeligkeit Gottes! Derjenige, welcher oben mit dem Vater sizt, wird in dieser Stunde mit aller Händen angefaßt, und giebt sich selbst denen, die ihn umfaßen und annehmen wollen. Das thun sie aber alles mit den Augen des Glaubens. Willst Du die Größe dieses Heiligthums aus einem andern Wunder erkennen? Mahle mir den

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Elias vor die Augen, eine herumstehende unzählliche Volcksmenge, das Opfer auf dem Altar liegend; alle andere in der größten Ruhe und Stille; nur den Propheten betend, und sodann die plözlich aus dem Himmel auf das Opfer herabstürzende Flamme. Alles das ist bewundernswürdig und Erstaunensvoll. Allein begieb dich von diesem zu dem, was jezt geschieht; so wirst Du nicht bloß bewundernswerthe, sondern Dinge sehen, die alles Erstaunen übersteigen. Da steht der Priester: er trägt nicht Feuer, sondern den heiligen Geist; er verrichtet ein langes Gebet: nicht, damit eine Flamme vom Himmel das daselbst liegende verzehre; sondern daß die Gnade auf das Opfer falle, durch daßelbe alle Seelen entzünde, und sie glänzender als Silber mache, das im Feuer geläutert worden ist. Wer könnte also dieses höchst schauderhafte Geheimniß verachten, als ein sehr Unsinniger! Oder weißest Du nicht, daß die menschliche Seele das Feuer dieses Opfers nie hätte ertragen können; daß vielmehr alle hätten umkommen müßen, wenn nicht die ausnehmende Hülfe der göttlichen Gnade zugegen wäre?

Wenn jemand überlegt, fährt Chrysostomus fort, wie groß dieses sey, daß ein mit Fleische und Blute umgebener Mensch sich jenem seeligen und unsterblichen Wesen so sehr nähern darf: so wird er leicht einsehen, was vor einer vorzüglichen Ehre die Priester von der Gnade des Geistes gewürdigt worden sind. Sie haben auch noch andere nicht geringere Verrichtungen in Absicht auf unsre Würde und Seeligkeit. Die Engel und Erzengel haben nicht, wie sie, die Gewalt zu binden und zu lösen erhalten; ihre Fesseln reichen bis in den Himmel: und was die Priester hierunten thun, das bestätigt Gott oben. Der Vater hat dem Sohne alles Gericht übergeben: und ich sehe,

daß es ihnen der Sohn wieder alles übergeben hat. Sie haben eine solche Gewalt erlangt, als wenn sie schon in den Himmel versezt worden wären, und die menschliche Natur, frey von ihren Schwachheiten, überstiegen hätten. Wenn ein König einem seiner Unterthanen solches Ansehen beilegte, daß er alle, die er wollte, ins Gefängniß werfen, und daraus befreyen könnte: so würde er überall einer außerordentlichen Hochachtung genießen. Und derjenige, welcher von Gott eine desto grössere Macht empfangen hat, je kostbarer der Himmel vor der Erde, und die Seele vor dem Körper ist, sollte einer Würde theilhaftig geworden seyn, die jemand verachten könnte? Wenn niemand in das Reich Gottes kommen kann, als der durch Waßer und Geist wiedergebohren wird; wenn derjenige des ewigen Lebens verlustig wird, der das Fleisch des Herrn nicht ißet, noch sein Blut trincket; alles dieses aber nicht anders als durch jene heilige Hände des Priesters vollbracht wird: wer kann denn ohne dieselben, entweder dem Feuer der Hölle entfliehen, oder die aufbewahrte Krone erlangen? Sie sind es ja, denen die geistlichen Geburtsschmerzen und das Gebähren durch die Tauffe anvertrauet worden sind. Durch sie ziehen wir Christum an, werden mit dem Sohne Gottes begraben, werden Glieder jenes seeligen Hauptes. Solchergestalt sind sie uns billig nicht allein furchtbarer als Fürsten und Könige; sondern auch ehrwürdiger, als unsere Väter. Diese haben uns aus dem Blute und Willen des Fleisches gezeugt; jene aber verhelfen uns zu der Geburt, die aus Gott ist, nemlich zu jener seeligen Wiedergeburt, zur wahren Freyheit, und zur Kindschaft der Gnade. Die jüdischen Priester konnten nicht einmal vom leiblichen Aussaze reinigen; sondern nur über die Reinigung von demselben ihren Ausspruch thun; und gleichwohl ist um ihre Würde so sehr geeifert

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

fert worden. Die christlichen hingegen haben die Macht erhalten, die Unreinigkeit der Seele völlig zu heilen; folglich müßen diejenigen, welche sie verachten, schlimmer und strafbarer seyn, als Dathan mit seinen Anhängern. Aber Gott hat den Priestern nicht bloß im Bestrafen, sondern auch im Wohlthun, eine weit größere Gewalt ertheilt, als den Eltern. Denn jene zeugen für das künftige Leben; sie haben oft eine krancke Seele vom Tode gerettet; einigen haben sie die Strafe erleichtert; andere durchaus nicht fallen laßen: und dieses nicht allein durch Lehren und Ermahnen; sondern auch durch die Hülfe ihres Gebets. Denn sie können uns nicht nur, wenn sie uns wiedergebähren, (er versteht die Taufe,) sondern auch die nach der Wiedergeburt begangenen Sünden vergeben. Dieses lehrt Jacobus in seinem Briefe, C. V v. 13. Natürliche Eltern können ihren Kindern nicht beystehen, wenn sie mächtige Personen beleidigt haben. Allein die Priester haben oft nicht etwan nur Fürsten oder Könige, sondern selbst den erzürnten Gott mit ihnen ausgesöhnt. Wie viel Kraft muß nicht aber auch derjenige, der Christi Braut ausschmücken will, theils für sich besizen, theils vom Himmel erhalten, wenn er nicht sündigen soll! Niemand hat Christum mehr geliebt, als Paulus; niemand hat einen größern Eifer gezeigt, und ist einer größern Gnade gewürdigt worden. Dennoch zitterte er sowohl wegen dieser Würde, als wegen der ihm Untergebenen. (1. Corinth. C. II. v. 3. 2. Corinth. C. XI. v. 3.)

Nach diesem allem sagt Chrysostomus, es sey noch nichts gegen dasjenige, was er hinzufügen werde: nemlich, daß ein Priester mit dem Apostel wünschen müße, von Christo für seine Brüder nach dem Fleische verbannet zu werden. Es gehört große Klugheit,

und

und vor derselben eine große Gnade Gottes, eine ausnehmende Rechtschaffenheit, Reinigkeit des Lebens, und mehr als menschliche Tugend zur Verwaltung des priesterlichen Amtes. Das Gemüth des Priesters wird von heftigern Stürmen erschüttert, als das Meer. Am meisten muß er sich vor dem eiteln Stolze fürchten: einer Klippe, welche für mich die allergefährlichste ist. Auf eben derselben wohnen noch viele andere wilde Thiere, welche mich zu zerreißen drohen, wenn ich dieses Amt annähme. Dergleichen sind der Zorn, die Kleinmüthigkeit, der Neid, die Zancksucht, die Verleumdungen, die Anklagen, die Lügen, die Heucheley, die Nachstellungen, der plözlich aufsteigende Unwillen gegen diejenigen, welche uns nicht beleidigt haben, das Vergnügen über die schändliche Aufführung mancher Vorsteher des Gottesdienstes, (τῶν λειτεργέντων) die Betrübniß über den Wohlstand anderer, die Begierde nach Lob, der Ehrgeiz, (welcher mehr als alles andere die menschliche Seele zu Grunde richtet,) das Lehren bloß zur Belustigung, die niederträchtigen Schmeicheleyen, die unedeln Liebkosungen, die Verachtung der Armen, die übermäßige Verehrung der Reichen, die unvernünftigen und schädlichen Ehrenbezeigungen, die Gefälligkeiten, welche sowohl denen, die sie erweisen, als denen, die sie empfangen, gefährlich sind, die knechtische Furcht, die sich nur für die schlechtesten Leibeigenen schickt, der gänzliche Mangel an Freymüthigkeit, eine bloß scheinbare Demuth, endlich der Fehler, daß man die Niedrigen über alles Maaß hart bestraft; wider die Vornehmen hingegen sich nicht einmal den Mund aufzuthun erkühnt. Wer von solchen Thieren gefangen wird, der geräth in eine so arge Sklaverey, daß er oft, den Weibern zu gefallen, vieles thun muß, was der Wohlstand zu nennen nicht erlaubt. Denn ob sie gleich das

J. n. C. G. 363. bis 430.

gött-

J. n. C. G. 363 bis 430.

göttliche Gesez von diesem Amte ausgeschloßen hat; so suchen sie doch gewaltsam sich in daßelbe einzudrängen: und da sie durch sich selbst nichts vermögen, so thun sie alles durch andere, erlangen auch solche Macht, daß sie Bischöfe nach ihrem Gefallen einsezen und absezen. Paulus hat ihnen zwar selbst das Reden in der Gemeine verboten; ich habe aber jemanden sagen gehört, er habe ihnen so viele Freyheit ertheilt, daß sie den Bischöfen Verweise geben, und sie härter, als Herren ihre Knechte, behandeln dürften.

Hierauf erinnert Chrysostomus, daß er die gedachten Fehler nicht allen Priestern, noch ihrem Amte selbst, Schuld gebe; sondern denen, welche daßelbe einem jeden ohne Unterschied anvertrauen. Viele, sagt er, nehmen es, ohne vorher ihre Geisteskräfte erforscht, oder die Wichtigkeit der Sache überlegt zu haben, begierig an. Wenn sie es aber zu verwalten anfangen: so ziehen sie, von ihrer Unwißenheit verfinstert, ihren Gemeinen tausend Uebel zu. **Die meisten Unruhen in den Gemeinen entstehen daraus, weil die Wahlen ihrer Vorsteher unbesonnen angestellt werden.** Das Haupt sollte am stärckten seyn, damit es die bösen Ausdünstungen, welche aus dem übrigen Körper aufsteigen, zertheilen könnte; ist es dieses nicht, so wird es täglich schwächer, und der Körper selbst geht mit demselben zu Grunde. Damit nun dieses nicht auch mir begegnen möchte, hat mich Gott bisher unter den Füßen der Kirche gelaßen. Es giebt aber außer den schon genannten Eigenschaften eines Priesters, noch viele andere, die ich nicht habe. **Vor allen Dingen muß er sein Gemüth von der Begierde nach diesem Amte reinigen.** Denn wird diese zu heftig: so entzündet sich durch den Besiz eine desto stärkere Flamme; und ist er erst mit Gewalt gefangen:

so

J. n. C. G. 363 bis 430.

so muß er tausend Uebel ausstehen, um sich dabey zu behaupten. Er muß bald schmeicheln, bald etwas Unedles und Unwürdiges begehen, bald viel Geld aufwenden. Daß einige, indem sie um dieses Amt stritten, sogar Kirchen mit Mordthaten erfüllt, und Städte verwüstet haben, übergehe ich jezt, damit nicht einige meinen, ich erzähle unglaubliche Dinge. Man muß sich diesem Amte so lange entziehen, als es nur möglich ist, und wenn man sich durch eine Vergehung desselben unwürdig gemacht hat, es sogleich selbst niederlegen: denn so wird man noch Gnade bey Gott erlangen können. Freylich spricht Paulus (1. Br. Tim. C. III. v. 1.) von einem erlaubten Verlangen nach diesem Amte; aber ich rede nur von der gefährlichen Begierde nach dem Ansehen und der Gewalt, die damit verbunden sind. Wer diese nicht sucht, der wird sich auch nicht scheuen, von dieser Würde abgesezt zu werden, und er wird alles mit christlicher Freyheit thun können. Fürchtet sich aber jemand, dieselbe zu verlieren: so steht er unter einer harten Knechtschaft; er wird oft genöthigt, Gott und Menschen zu beleidigen. Ein Priester muß sowohl tapfer zu kämpfen, als mit männlichem Muthe zu fallen wißen; er mag nun seines Amtes verlustig werden, um nichts Unanständiges zu thun, durch seine Mitknechte, oder durch seine Feinde. **Chrysostomus** versichert, daß er ein grosses Verlangen nach diesem Amte habe; daß ihn aber eben dieses bewogen habe, vor demselben zu fliehen, damit es ihm nicht wie den Liebhabern gienge, welche am meisten ausstünden, wenn sie dem Geliebten nahe wären.

Eine andere Ursache, sezt er hinzu, war diese, weil ein Bischof wachsam, scharfsichtig und mit tausend Augen auf allen Seiten versehen

J. n. C. G. 363 bis 430.

seyn muß; indem er nicht für sich allein, sondern für eine so große Menge lebt; ich aber bin nachläßig, und kaum der Besorgung meiner eigenen Seeligkeit gewachsen. Es ist hier mehr Standhaftigkeit nöthig, als bey der Duldung mancher Beschwerlichkeiten in der Einsamkeit. Denn vielen ist es, zumal nach ihrer Erziehung, leicht, ein weichliches Leben zu meiden. Aber Beschimpfungen, Schaden, harte Worte, Spöttereyen von Geringern, und leichtsinnige Klagen, können sehr wenige ertragen; selbst viele tapfere Männer nicht. Davon wird die Kirche eben keinen Schaden leiden, wenn der Vorsteher sich nicht durch Fasten martert, und nicht mit bloßen Füßen geht; wohl aber, wenn er sich leicht zu einer wilden Hitze aufbringen läßt. Denn so wie derjenige, der nach eitler Ehre begierig ist, dem Feuer mehr Nahrung giebt, wenn er über viele regiert: so ist auch der, welcher weder zu Hause, noch in dem Umgange mit wenigen Menschen, seinen Zorn beherrschen kann; sondern, gleich einem wilden Thiere, geschwind in Wuth gesezt wird, beständig eines unruhigen Gemüths, und stiftet viel Unglück in seiner Gemeine, wenn ihm die Aufsicht darüber anvertrauet worden ist. Nichts verdirbt die Reinigkeit des Verstandes und die Schärfe des Geistes mehr, als ein unordentlicher Zorn. Man befindet sich alsdann wie in einem nächtlichen Gefechte, kann Freunde von Feinden nicht unterscheiden, begegnet allen auf einerley Art, und steht auch, wenn etwas zu leiden ist, alles aus, um nur seine Lust zu büßen. Denn der schnell auflodernde Zorn ist eine Art von Wollust; durch diese Wollust übt er eine desto größere Tyranney über die Seele aus; und kehrt ihren ganzen Ruhestand um. Er verführet leicht zur Frechheit, zu unzeitigen Händeln und ungerechten Feindschaften, beleidigt ohne Ursache, und nöthigt das unaufhörlich zerrüttete Gemüth,

müth, zu vielen andern Ausschweifungen. Basilius findet zwar nichts von dieser Leidenschaft bey seinem Freunde; allein dieser versichert ihm, wenn er davon frey sey, so rühre solches von seinem stillen und einsamen Leben her, welches viele Fehler bedecke. Wenn er aber ein Sorgenvolles öffentliches Amt übernähme: so würde er seinen Zorn nicht so gut mäßigen können. Die Vergehungen der Priester, schreibt er, können nicht verborgen bleiben; auch die geringsten nicht. Sie stiften allgemeinen Schaden, machen diejenigen träge, deren Eifer für das Gute schon abgenommen hat; andere hingegen stolz: und ihnen selbst werden sie, wegen ihrer ansehnlichen Würde, als Verbrechen angerechnet. Da nun alles um den Priester herumsteht, und seine Schwäche wider ihn zu nutzen sucht, selbst seine Freunde: so muß seine Seele so beschaffen seyn, wie die Leiber jener Heiligen im babylonischen Feuerofen durch die göttliche Gnade waren. Das Feuer, welches ihn umgiebt, wird durch den Neid genährt; wenn es das geringste Verbrennliche an ihm findet: so verzehrt es nicht allein dieses, sondern verschwärzt auch den übrigen Bau. Alle die einen Priester richten wollen, betrachten ihn nicht als einen gewöhnlichen Menschen; sondern als einen Engel, der von aller Schwachheit befreyet ist. Gleichwie ein mächtiger Tyrann von jedermann gefürchtet und verehret wird; sobald er aber zu sincken anfängt, überall Feinde hat: so suchen auch diejenigen, welche einen Priester, als er zu seinem Amte gelangte, ehrten, ihn bey der kleinsten Veranlaßung abzusezen. Er muß, wie ein Tyrann sich selbst vor seiner Leibwache fürchtet, am meisten vor seinen Amtsgenoßen zittern, weil diese am stärcksten nach seiner Würde trachten, ihn am genauesten beobachten, und mit ihren Verleumdungen am ersten Glauben finden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Außer diesem mannichfaltigen Streite, fährt Chrysostomus fort, dem meine Seele nicht gewachsen ist, giebt es noch einen andern bey diesem Amte, der tausend Gefahren mit sich führt. Geh, und sieh einmal bey den öffentlichen Festen zu, wo die Wahlen zu den kirchlichen Aemtern zu geschehen pflegen. Da wirst du so viele Anklagen wider den Priester hören, als die Menge seiner Untergebenen zahlreich ist. Alle welche diese Würde vergeben können, theilen sich in viele Partheien, und die Versammlung der Aeltesten ist weder unter sich, noch mit dem Bischof einig. Das kommt daher, weil sie nicht alle, wie es sich gebührt, auf die Gaben der Seele sehen. Bald wollen sie einen wählen, der aus einem berühmten Geschlechte herstammt; bald einen andern, weil er sehr reich ist, und nicht aus den Einkünften der Kirche unterhalten werden darf; ein anderer will denjenigen, der von den Feinden zu uns übergegangen, oder einen Anverwandten, einen Schmeichler; keiner aber den würdigsten. Ich glaube hingegen, daß nicht einmal derjenige dieses Amt verdient, der immer viele Gottseeligkeit bewiesen hat, wenn er nicht auch viele Klugheit damit verbindet. Denn ich kenne viele, welche sich beständig mit Fasten und andern Uebungen erschöpften, auch Gott angenehm waren, so lange sie allein blieben, und nur für sich sorgen durften. Sobald sie aber unter den großen Hauffen kamen, und genöthigt wurden, die Unwißenheit deßelben zu verbeßern: so waren manche nicht einmal im Anfange diesem Amte gewachsen; andere aber kamen, wenn sie genöthigt wurden dabey zu bleiben, von ihrem ältern Fortgange zurück, schadeten sich sehr, und nüzten andern nichts. Ich glaube nicht einmal, daß man denjenigen, der sein ganzes Leben in den untersten Kirchendiensten zugebracht hat, bloß aus Ehrerbietung gegen

gegen sein Alter, zu der obersten Stelle erheben dürfe. Kann er denn nicht, noch in einem hohen Alter, dazu untüchtig seyn? Ich will keineswegs den grauen Haaren ihre Hochachtung entziehen; noch die Einsiedler und Mönche ganz von diesem Amte entfernen, worinne sich viele derselben hervorgethan haben. Ich will nur zeigen, daß, wenn weder Frömmigkeit, noch hohes Alter allein des Priesterthums würdig machen, die oben angeführten Ursachen dazu noch weniger hinreichen werden. Man sezt wohl noch ungereimtere hinzu, wie, zum Beispiel, man müße jemanden wählen, damit er nicht zu den Feinden übergehe; oder andere wegen ihrer Bosheit, damit sie nicht, wenn sie verachtet werden, viel Uebel stiften. Hier überläßt sich Chrysostomus einer schmerzhaften Wehmuth, beklagt die unverantwortlichen Mißbräuche, welche bey den Bischofswahlen vorgiengen, leitet den Zorn Gottes davon her; preiset aber auch die Geduld Deßelben, welche so schändliche Dinge ertrage, in feurigen Ausrufungen. Den Grund dieser Verirrungen findet er im Neide, der in mancherley Gestalten erscheine. Diesen verwirft man, weil er zu jung ist; jenen, weil er nicht schmeicheln kann; einen andern, weil er jemanden beleidigt hat; oder, damit nicht derjenige erzürnt werde, der ihn nicht vorgeschlagen hat; oder, weil er zu sanftmüthig, oder, weil er den Sündern fürchterlich ist. Ein Bischof, der mit so vielen Stürmen zu kämpfen hat, befindet sich in einem gefährlichen Stande; er mag nun seine Pflicht beobachten, oder aus Gefälligkeit unwürdige Priester annehmen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch Chrysostomus schildert die Gaben und das Betragen eines Bischofs noch genauer. Er muß ernsthaft, aber ohne Stolz, furchtbar und zugleich sanft, im Regieren geübt, und gesellig, unbestechlich

J. n. C. G. 363 bis 430.

und gefällig, demüthig, aber doch nicht knechtisch gesinnt, heftig und auch gelind seyn, damit er alle jene Hinderniße bestreiten, den tüchtigen Mann, auch bey allgemeinem Widerstande, mit allem Nachdrucke befördern, den unwürdigen aber mit eben so vielem Muthe, wenn sich gleich alle für ihn vereinigen sollten, abweisen könne, und nur auf den Bau der Kirche, niemals auf Haß oder Wohlgefallen, sehe. Die Aufsicht des Bischofs über die Wittwen, scheint die leichteste seiner Sorgen zu seyn, und nur die Anwendung der für sie bestimmten Gelder zu erfordern. Allein er muß zuerst bey der Auswahl derselben, viele Prüfungen anstellen, weil manche Wittwen Unheil genug gestiftet haben; oder auch keines Almosens bedürfen. Dazu muß weiter die ordentliche Vertheilung des Unterhalts, der niemals mangeln darf, kommen. Denn die erzwungene Armuth ist ein unersättliches Uebel; sie klagt unaufhörlich, und ist undanckbar. Viele glauben, ein jeder, der nicht Geldbegierig ist, schicke sich zu diesem Amte. Aber es gehört außer dieser Eigenschaft auch die Gedult dazu, welche den Menschen alles Gute verschafft, und die Seele gleichsam in einen ruhigen Hafen einführt. Denn die Wittwen bedienen sich, theils wegen ihrer Armuth, theils wegen ihres Alters, theils auch wegen ihres Geschlechts, einer ungezähmten Freyheit im Reden. Sie schreyen zur Unzeit, klagen ohne Ursache, und beschweren sich, wo sie danckſagen sollten. Der Bischof muß sich dadurch nicht aufbringen laßen; sondern sie vielmehr trösten, weil sie in der That Mitleiden verdienen. Er muß aber auch wirthschaftlich seyn, und das für sie bestimmte Kirchenvermögen nicht allein geschickt zu vermehren, sondern auch gut anzuwenden wißen.

Was

Was die Aufsicht des Bischofs über die Jungfrauen (er meint die Gott geheiligten,) betrifft: so sagt Chrysostomus von derselben, sie sey mit einer desto stärckern Furcht verbunden, je kostbarer dieses Gut, und je würdiger diese Heerde des Königs sey. Vor kurzem hätten sich Tausende in diesen Hauffen von Heiligen begeben; aber auch tausendfaches Uebel unter denselben gebracht. Dieses sey desto trauriger, weil es eben so, wie es nicht einerley ist, ob eine freye Jungfrau oder ihre Magd sündigt, gar nicht gleich viel sey, ob das eine Jungfrau oder eine Wittwe thue. Bey den Wittwen sey es etwas Gewöhnliches, abgeschmackte Dinge zu reden, zu schimpfen, zu schmeicheln, unverschämt zu seyn, und überall herum zu laufen. Eine Jungfrau aber habe sich zu einem schwerern Kampfe gerüstet, sie habe sich der höhern Philosophie ergeben, und versprochen, auf der Erde ein Englisches Leben zu führen. Der Verfaßer zeigt sehr ausführlich, wie schwer und beynahe unmöglich es einem geistlichen Vater solcher Jungfrauen werde, sie vor der mannichfaltigen Gefahr, mit welcher sie bedroht werden, zu bewahren.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Das Richteramt des Bischofs ist, nach dem Chrysostomus, ein anderes höchst beschwerliches Geschäfte für denselben; selbst die weltlichen Richter erfahren nicht so viele Schwierigkeiten. Es ist nicht leicht, das Recht zu finden; aber das gefundene nicht zu verlezen, ist noch schwerer. Eben dieses Amt ist auch gefährlich, weil manche von den Schwächern, die in allerley Händel verwickelt worden sind, am Glauben Schiffbruch leiden. Viele von denen, welche Unrecht leiden, haßen diejenigen, von welchen sie keinen Schutz erhalten, eben so sehr, als diejenigen, von welchen sie gedrückt werden. Sie nehmen keine Rücksicht auf die

J. n. C. G. 363 bis 430.

zerstreuenden Beschäftigungen, auf die schweren Zeiten, auf die Einschränckung der priesterlichen Gewalt; sie laßen keine andere Vertheidigung des Bischofs gelten, als die Befreyung von ihren Uebeln. Es giebt noch eine andere Beschwerde über den Bischof. Wenn er nicht täglich, mehr als die Sachwalter, von Hause zu Hause herumgeht: so beleidigt er dadurch viele. Denn es wollen nicht allein die Krancken, sondern auch die Gesunden, besucht seyn: nicht um der Gottseeligkeit Willen; sondern zum Zeichen der Ehre. Trägt es sich nun zu, daß er einen von den Reichen und Mächtigen, zum Besten der Gemeine öfters besucht, so zieht er sich den Vorwurf eines Schmarozers und Schmeichlers zu. Sogar sein Grüßen, sein Gesicht, seine Stimme, sein Lachen, die nicht gegen einen jeden gleich ausfallen, müßen zu seinem Tadel dienen. Und wie vielen Schmerz steht er nicht aus, wenn er genöthigt wird, jemanden von der Kirchengemeinschaft auszuschließen! Er muß zugleich verhüten, daß nicht der zu starck Bestrafte in allzugroße Traurigkeit versincke; (2 Corinth. C. II. v. 7.) zumal da er dereinst auch für so viele fremde Sünden Rechenschaft ablegen soll. (Hebr. C. XIII. v. 17.)

Basilius macht zwar hierauf, im Anfange des vierten Buchs, seinem Freunde die Einwendung, daß alle diese Besorgniße und Vorwürfe nur denjenigen treffen könnten, der nach dem priesterlichen Amte gestrebt habe; nicht aber einen Mann, wie ihn, der ohne sein geringstes Bewerben, dazu gewählt worden sey. Allein Chrysostomus beweiset ihm das Gegentheil. Saul, sagt er, hat die königliche Würde, Eli und andere haben die priesterliche erlangt, ohne sie gesucht zu haben; gleichwohl hat ihnen dieses, bey der Bestrafung ihres Verhaltens, nichts geholfen. Wer sich der

ver-

verdienten Strafe zu entziehen hofft, weil ihm eine zu große Ehre erwiesen worden ist, der würde eben so unsinnig handeln, als wenn jemand auf die Worte Christi: Wenn ich nicht gekommen wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde, antwortete: Warum kamst Du denn? Warum sagtest Du es denn zu ihnen? Er ist vielmehr einer härtern Strafe werth, weil er sich den heilenden Händen des sich anbietenden Arztes entzogen hat. Wir Schwächern, die wir in der Ueberzeugung leben, daß wir keine Fähigkeit zu einem solchen Amte haben, und uns daßelbe durchaus nicht aufdringen laßen, ersparen dadurch denen, welche uns ohne genugsame Kenntniß dazu wählten, sowohl den Tadel, als die Strafe, die ihnen gebührt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Diese Gedancken führen den Verfaßer zu einer ausführlichen Anleitung, durch welche Mittel die Kranckheiten des Leibes Christi, oder der Gemeine, am sichersten gehoben werden. Außer einem guten Beispiele, dient die Lehre des göttlichen Worts an Statt alles andern. Es wäre zwar auch alsdann nicht entbehrlich, wenn wir Wunder verrichten könnten; allein da von dieser Gabe keine Spur mehr übrig ist: so müssen wir uns mit dem Worte Christi dergestalt rüsten, daß wir den so mannichfaltigen und so listigen Feinden auf allen Seiten widerstehen können. Hier werden oft diejenigen Sieger, welche gar nicht vom Anfange her, an dem Gefechte Theil genommen, sondern ruhige Zuschauer abgegeben haben; der Ungeübte aber fällt durch sein eigenes Schwerdt. Um dieses mit einem Beispiele zu erläutern, so verwerfen die Valentinianer, Marcioniten und andere, das von Gott dem Moses ertheilte Gesez aus dem Verzeichniße der göttlichen Schriften; die Juden hingegen verehren es so sehr, daß

 sie

J. n. C. G. 363 bis 430.

sie auch, da es ihnen die Zeit verbietet, alles in demselben, selbst wider Gottes Willen, zu beobachten suchen. Allein die Kirche Gottes geht die Mittelstraße; unterwirft sich weder dem Joche dieses Gesezes; noch giebt sie zu, daß es gelästert werde. Sie lobt es auch nachdem es aufgehört hat, weil es zu seiner Zeit nüzlich gewesen ist. Wollte ein Lehrer, aus Begierde, die Juden von ihrer Anhänglichkeit an dieses Gesez abzuziehen, daßelbe übermäßig tadeln: so würde er daßelbe den Lästerungen der Ketzer aussezen: und wenn er es, um diesen den Mund zu stopfen, übertrieben loben wollte: so würde er den Mund der Juden öffnen. Eben so kann er leicht bey den verschiedenen irrigen Meinungen über die Personen der Gottheit, und bey unzählichen innerlichen Streitigkeiten, in Verwirrung gerathen. Denn manche wollen aus unnöthiger Geschäftigkeit, alles erforschen; auch was keinen Nutzen bringt, oder gar nicht erlernt werden kann. Andere aber fordern von Gott die Ursachen seiner Gerichte, und wollen diesen großen Abgrund ausmeßen. Nur wenige erstrecken ihren Fleiß auf Glauben und Sitten. Wenn hier der Lehrer bloß durch sein Ansehen die Grübler zum Stillschweigen bringen will: so wird man ihn vor stolz und unwißend halten. Er hat vielmehr dagegen kein anderes Mittel, als einen geschickten Vortrag, durch welchen er seine Untergebenen von solchen Fragen abzuziehen und zu belehren wiße.

Warum hat denn aber Paulus, so frägt Basilius seinen Freund, sich gar keine Mühe gegeben, beredt zu werden, vielmehr gestanden, daß er ungeübt im Reden sey, (2. Br. Corinth. C. XI. v. 6.) und das an die Corinthier, die wegen ihrer Beredsamkeit bewundert wurden, auch sich viel darauf einbildeten? Das ist es eben, antwortete Chrysostomus, was viele

viele verdorben, und in Absicht auf die wahre Lehre nachläßig gemacht hat. Denn da sie die Tiefe des apostolischen Verstandes nicht erforschen konnten: so haben sie ihre ganze Zeit höchst schläfrig zugebracht, und eine Unwissenheit gewählt, von welcher Paulus mehr als irgend ein Mensch unter dem Himmel entfernt war. Gesezt, dieser Apostel wäre im Reden ungeübt gewesen, was geht das unsere jezigen Menschen an? Er hatte ja an seiner Wundergabe eine größere Kraft, als alle Worte ausmachen. Er hat noch mehr durch sein Leben, als durch seine Wunder, gesiegt: und mit seinem Religionseifer darf sich niemand vergleichen. Aber er war auch nicht so unwißend, als ihn manche vorstellen; er sagt selbst in der angeführten Stelle, daß er in der Erkenntnis nicht ungeübt sey. Freylich wenn ich die Vorzüge des Isocrates, und anderer vortrefflichen Redner verlangte: so würde diese Stelle wider mich dienen können. Allein Paulus hat doch, ehe er noch Wunder gebrauchte, und mitten unter denselben, sich häuffig der Rede, selbst gegen Philosophen glücklich, bedient. Er ist wegen seiner Beredsamkeit von den Lycaoniern vor den Mercurius gehalten worden. Seine herrlichen Briefe haben ihm einen Vorzug vor den übrigen Aposteln erworben; in denselben hat er zur Erklärung und Vertheidigung der Religion, für seine Zeitgenoßen und für die Nachkommen, ungemein viel geleistet. Außerdem hat er auch darinne die Lehrer oft ermahnt, allen Fleiß auf den Vortrag des Glaubens zu wenden, ohne welchen, besonders wie er sich in der Fertigkeit, Streitigkeiten zu behandeln, zeigt, der tugendhafteste Mann dennoch Schaden in der Gemeine veranlaßen kann.

J. n. C. G. 363 bis 430

Davon nimmt Chrysostomus im fünften Buche Gelegenheit, seine Meinung über die Predigten

J. n. C. G. 363 bis 430.

zu sagen. Zuerst erinnert er, daß auf dieselben viel Arbeit gewandt werden müße. Die meisten Untergebenen wollen den Redenden nicht als ihren Lehrer ansehen; sie verlaßen das Verhältniß der Schüler, und wollen Zuschauer von Schauspielen abgeben. So wie sich diese in Partheien trennen, und bald diesem, bald jenem Schauspieler zugethan sind: so hören auch jene die Prediger entweder mit Zuneigung, oder mit Haß. Noch eine andere Beschwerlichkeit kömmt hinzu. Wenn jemand etwas von dem, was andere ausgearbeitet haben, in seine Predigt bringt, so wird er ärger als ein Dieb gescholten. Oft hat man ihn nur mit Unrecht im Verdachte, daß er dieses gethan habe; und begegnet ihm gleichwohl eben so hart. Doch er darf sich nicht einmal seiner eigenen Erfindungen häuffig bedienen. Denn die meisten hören ihn nicht wegen des Nutzens; sondern um des Vergnügens Willen. Hier ist jene gekünstelte Beredsamkeit, die wir oben verworfen haben, so nothwendig, als sie kaum streitende Sophisten brauchen. Aber es muß auch ein edlerer Geist als der meinige seyn, der diese unordentliche und unnüze Wollust der Menge unterdrücken, und sie an ein nüzlicheres Zuhören gewöhnen könne, damit sie dem Prediger folge, und nicht ihn mit sich fortreiße.

Allein der Prediger, sagt Chrysostomus, wird sich nicht in dieser Würde behaupten, wenn er nicht zwo Eigenschaften unzertrennlich verbindet: **Verachtung des Lobes, und Stärcke im Reden.** Fehlt ihm das leztere: so wird er verächtlich; mangelt ihm aber das erstere, so wird er nichts weiter suchen, als den Zuhörern zu gefallen. Er muß aber auch den Neid zu verachten wißen, über unzeitige Anklagen (denn ein Vorsteher muß auch unvernünftigen Tadel

ertra-

gen;) nicht allzubestürzt werden, und doch sie nicht ganz vernachläßigen. Sind sie gleich falsch, und kommen sie nur von schlechten Leuten her; so muß man sie dennoch alsbald wegräumen. Ein Priester muß sich überhaupt gegen seine Untergebenen, wie ein Vater gegen seine kleinen Kinder betragen, deren Beleidigungen ihn nicht betrüben, und ihre Schmeicheleyen nicht stolz machen. Wer immer Lobsprüche genießen will, der gleicht einem Liebhaber von Leckerbissen, welcher eine geringe Kost nicht vertragen kann. Eben so wird er nicht allein, wenn er unbilliger Weise getadelt, sondern auch, wenn er nicht unaufhörlich gelobt wird, gleichsam vor Hunger verschmachten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Chrysostomus zeigt ferner, daß ein Lehrer von großer Beredsamkeit mehr fortarbeiten und sich fleißiger üben müße, als derjenige, welcher sie nicht besizt. Diesen tadelt niemand, wenn er nichts Ausnehmendes vorbringt; jener aber muß die hohe Meinung, welche man von ihm hegt, noch übertreffen, wenn er nicht Vorwürfe leiden soll. Der mittelmäßige Kopf kann sich durch eine geringe Anstrengung Beifall erwerben; der vortreffliche hingegen muß in Bewunderung und Erstaunen sezen. Die Zuhörer sizen da nicht als Richter der Predigt; sondern als Richter über den Ruhm des Lehrers. Da überlegt niemand, daß eine plözliche Traurigkeit, Angst und Sorge, bisweilen auch der Zorn, das heiterste Gemüth verfinstern könne; daß der Lehrer ein Mensch sey, der sich also nicht immer gleich bleibt. Alles dieses will man nicht bedencken; man beurtheilt ihn so scharf, als wenn er ein Engel wäre. Ein großer Redner muß daher auch eine große Geduld haben, weil er von vielen bloß aus Mißgunst angefallen wird. Er würde sich durch Traurigkeit verzehren, wenn er durch jeden der

vielen

J. n. C. G. 363 bis 430.

vielen Kunstgriffe, durch welche man seinem Ruhme zu schaden sucht, aufgebracht werden sollte. Oft hat er mit dem Unverstande eines ganzen Volcks zu kämpfen. Die elenden Urtheile deßelben aber können ihn so wenig niederschlagen, als einen trefflichen Mahler die Verspottung seiner Gemählde durch Unwißende. Der beste Künstler muß auch selbst den Richter seiner Arbeiten abgeben.

Ein sicheres Mittel für den Lehrer, sich über alles menschliche Lob hinauszusezen, ist nach dem Chrysostomus dieses: er arbeite seine Predigten so aus, daß sie Gott gefallen. Das sey die Vorschrift und das Ziel, worauf er allein sehen muß, sein größter Trost, nicht menschliche Lobsprüche! Denn wenn ihn diese zu sehr rühren, so wird ihm alle seine Arbeitsamkeit und Beredsamkeit nichts helfen, indem die Seele, welche den unvernünftigen Tadel der Menge nicht ertragen kann, allen Eifer in dieser Kunst ablegt. Selbst derjenige, der sich in derselben nicht hervorthun kann, muß das Lob des gemeinen Hauffens zu verachten wissen. Er wird sonst denen, die durch ihre Beredsamkeit Ruhm erlangt haben, nachstellen, sie beneiden, und sich manchen niederträchtigen Angriff auf sie erlauben; alles wird er wagen, sollte er auch seine Seele darüber verlieren, um nur ihren Ruhm auf seine Niedrigkeit abzuleiten. Auch wird er in seinen Bemühungen, wenn er nur geringe Lobsprüche dafür erhält, eben so erschlaffen, wie der Ackermann, der ein unfruchtbares Feld anbauet. Sollte aber gar ein geringerer Kirchenbedienter durch seine Beredsamkeit mehr Beifall erhalten, als sein Bischof: so muß dieser eine göttliche Seele besizen, um nicht von Neid oder Traurigkeit überwältigt zu werden. Ich würde wenigstens dabey unterliegen; besonders, wenn der niedrigere Lehrer

sich

sich jenes Vorzugs stolz und übermüthig bediente. Da die Beredsamkeit bey Christen und Heyden so sehr geschäzt wird, wer könnte den Schimpf ertragen, wenn alle Zuhörer, so lange er redete, schwiegen, und auf das Ende der Predigt mit Verdruß warteten; hingegen auch eine längere Predigt von einem andern gern hörten, und ihren Unwillen darüber bezeigten, daß er stillschwiege! Das scheinen zwar Kleinigkeiten zu seyn, so lange man sie nicht selbst erfahren hat; allein sie schwächen die ganze Kraft der Seele, wenn man sich nicht von allen Leidenschaften befreyet hat.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Alles bisher gesagte, so fährt Chrysostomus im Anfange des sechsten Buchs fort, betrifft unsern hiesigen Zustand. Wie werden wir es aber dort ausstehen können, wenn wir von jedem uns anvertrauetem Menschen Rechenschaft geben sollen? Dort besteht der Schade nicht in der Schande; sondern es wartet auf uns eine ewige Strafe. Derjenige, welcher einen von den geringsten ärgert, wird als sehr strafbar vorgestellt; was wird denen wiederfahren, die ganze Gemeinen verderben? Sie werden nicht, wie etwan ihre Untergebenen, Unerfahrenheit, Unwißenheit oder Zwang zu ihrer Entschuldigung gebrauchen können. Höre also auf, uns vor ein so unvermeidliches Gericht zu ziehen! Denn zu diesem Amte werden beinahe die Kräfte eines Engels erfordert. Die Seele des Priesters muß reiner als die Strahlen der Sonne seyn. Die Einsiedler, welche von der Welt entfernt, in beständiger Ruhe und immer im Hafen leben, trauen doch dieser Sicherheit nicht, und verwahren sich auf alle Art, um so rein, als es nur möglich ist, zu Gott zu kommen. Wie viel Gewalt muß nicht der Priester anwenden, um seine Seele vor aller Befleckung zu bewahren, da er einer weit größern Reinigkeit bedarf, als

J. n. C. G. 363 bis 430.

der Einsiedler! Das weibliche Geschlecht verführt nicht bloß durch Schönheiten, allerley Reizungen und Schmuck; sondern der Teufel richtet die Seelen auch durch ganz entgegen gesezte Dinge zu Grunde: durch einen nachläßigen Anzug, ungekünstelte Aufführung, schlechte Sprache, Dürftigkeit, und dergleichen mehr, was anfänglich Mitleiden, hernach aber Unglück erzeugt. Die Ehrenbezeigungen des Frauenzimmers stürzen denjenigen, der nicht immer wachsam ist, und die von Männern erwiesenen machen leicht der Schmeicheley unterthänig, oder stolz. Der Einsiedler hat nur für sich, oder nur für sehr wenige zu sorgen. Seine Einbildungskraft ist schwach, weil sie keine auswärtige Nahrung ihrer Flamme bekömmt; er folgt auch sehr leicht seinem Aufseher. Die dem Priester Untergebenen aber sind meistentheils weltlichen Sorgen völlig ergeben, und desto träger zu geistlichen Wercken. Daher muß der Lehrer, so zu sagen, täglich säen, weil Reichthum, Wollust, und so vieles andere, das Wort erstickt; oder mancherley Noth von dem Eifer in göttlichen Dingen abzieht. Ohnedem erfährt er auch nur den geringsten Theil von den Fehlern seiner Untergebenen.

Gleichwohl sind diese Pflichten gegen das Volck nichts, sagt Chrysostomus, wenn man sie mit denen vergleicht, welche der Priester Gott schuldig ist. Denn was muß derjenige nicht vor ein Mann seyn, der für die Stadt, oder vielmehr für die ganze Welt beten, und Gott anrufen soll, daß er sich nicht allein für die Sünden der Lebendigen, sondern auch der Todten, versöhnen laßen möge! Das Vertrauen des Moses und Elias ist zu einer solchen Fürbitte nicht hinlänglich. Er tritt nicht anders zu Gott hin, als wenn ihm die ganze Welt anvertrauet, als wenn er der

Vater

Vater von allen wäre. Er bittet, daß Gott überall Kriege und Unruhen dämpfen, Frieden, Wohlstand, und baldige Befreyung von allem Uebel, im Ganzen überhaupt, und für jeden besonders, gewähren wolle. Daher muß er diejenigen, für welche er betet, eben so wie ein Vorgesezter seine Untergebenen, in allem übertreffen. Wenn er aber den heiligen Geist anruft, und jenes schauderhafte Opfer (das heilige Abendmahl) verwaltet; wenn er den gemeinschaftlichen Herrn von allen häuffig berührt; was vor eine Würde wollen wir ihm beylegen? Welche Reinigkeit und Gottseeligkeit werden wir von ihm fordern? Bedencke, wie heilig Hände seyn müßen, die sich damit beschäftigen, wie heilig eine Zunge, die solche Worte ausspricht! Muß nicht eine Seele, die einen solchen Geist aufnimmt, reiner und heiliger als alles seyn! Denn zu dieser Zeit sind die Engel bey dem Priester gegenwärtig; der ganze Hauffen der himmlischen Kräfte bricht daselbst in Zurufungen aus, und alles um den Altar herum, ist zur Ehre des darauf Liegenden, von ihnen angefüllt. Man kann dieses schon aus der Wichtigkeit der Handlung, die dort vorgeht, schließen. Mir hat einst jemand erzählt, dem es ein bewundernswürdiger, an Offenbarungen gewöhnter Alter berichtet hat, daß dieser zu einer solchen Zeit, so weit es ihm möglich war, eine Menge von Engeln in weißen Kleidern gesehen habe, welche in der gebeugten Stellung von Soldaten in Gegenwart ihres Königs, den Altar umgeben hätten: und ich glaube es. Ein anderer, der es selbst gesehen hatte, erzählte mir, daß die Sterbenden, welche dieses Geheimnißvolle Mahl mit reinem Gewißen empfiengen, wegen deßelben, nach ihrem Tode von den Engeln fortgetragen worden sind. Und du entsezest dich nicht darüber, daß du eine solche Seele in ein so heiliges Geheimniß einführen, einen mit unreinen Kleidern be-

J. n. C. G. 363 bis 430.

bedeckten zur Würde eines Priesters erheben willst, den doch Christus von der Gesellschaft der übrigen Gäste ausgeschloßen hat. Die Seele des Priesters muß ja wie ein Licht, das die ganze Welt erleuchtet, glänzen. Er ist das Salz der Erde; er muß nicht nur rein, sondern auch sehr klug und in vielen Dingen erfahren seyn; alles was im gemeinen Leben vorfällt, so gut wißen, als diejenigen, welche einen Hauptantheil daran haben; und doch von allem diesem freyer seyn, als die Einsiedler. Er muß mannichfaltig seyn; das heißt, nicht ein Betrüger, Schmeichler oder Heuchler; sondern freymüthig und zuversichtlich seyn, sich in die Umstände nüzlich schicken; gelind oder auch strenge verfahren. Alles zielt bey ihm auf die Ehre Gottes, und die Erbauung der Kirche.

Diese großen Schwierigkeiten des Lehramtes, und die vielfachen Gaben, die zu demselben nöthig sind, werden vom Chrysostomus noch weiter ausgeführt. Der Unterschied zwischen jenem Amte, und zwischen den Arbeiten eines Einsiedlers, ist nach seiner Vorstellung, gerade so beträchtlich, als zwischen einem Könige und einem Privatmanne. Denn bey dem Einsiedler findet sich ein gemeinschaftlicher Kampf der Seele und des Körpers; ja er beruht größtentheils auf den Uebungen des Körpers, der, wenn er nicht starck genug ist, auch weder Fasten, noch Wachen, noch dergleichen mehr, ertragen kann. Bey dem Priester hingegen wird bloß die reine Kunst der Seele erfordert, deren Kraft sich ohne Zuthun des Körpers zeigt; gerade wie bey dem Philosophen, deßen ganze Kunst in seiner Seele verborgen liegt, und der keiner solchen Werckzeuge benöthigt ist, wie diejenigen, welche Wundervolle Kunststücke hervorbringen. Der Einsiedler lebt von den Menschen entfernt; aber der Priester nimmt

mit

mit ihnen an allen unschädlichen Dingen Antheil. Wenn jemand denjenigen bewundert, der beständig zu Hause ist, und den Umgang mit andern scheuet: so will ich auch zugeben, daß dieses ein Merckmal von Standhaftigkeit sey; aber hinlängliche Tapferkeit der Seele zeigt es nicht an. Denn wer im Hafen am Steuerruder sizt, beweiset seine Kunst noch gar nicht; sondern nur derjenige, welcher das Schiff mitten im Sturme glücklich regiert. Der Einsiedler kann keine großen Fehler begehen; wer hingegen mitten unter den Sünden anderer unbeweglich bleibt, und zur stürmischen Zeit seine Seele ruhig regiert, der verdient Bewunderung. Ob ich also gleich das priesterliche Amt dem einsamen Leben weit vorziehe, und diejenigen höchst glückseeilig preise, welche es wohl verwalten; so macht mich doch meine Sorglosigkeit und Trägheit zu demselben untüchtig.

J. n. C. G. 363 bis 430

Sollen denn also, frägt Basilius seinen Freund, diejenigen zu Vorstehern der Gemeinen gewählt werden, welche in weltliche Geschäffte und Zänckereyen verwickelt sind, schlaue Köpfe und Wollüstlinge? Nichts weniger, antwortet ihm Chrysostomus. Aber solche muß man dazu nehmen, die in der Gesellschaft vieler Menschen, alle Tugenden der Einsiedler beßer noch als diese erhalten können. Denn in der Einsamkeit kann man viele Fehler bedecken, die sogleich zum Vorschein kommen, wenn man sich öffentlich blicken läßt, und allen Reizungen der Leidenschaften aussezt. Ehrgeiz, Stolz, Geldbegierde, Weichlichkeit, und andere Ausschweifungen, werden alsdann gar bald rege gemacht. Vornemlich ist der Umgang mit Frauenspersonen gefährlich. Der Bischof muß sich ihrer desto mehr annehmen, je leichter sie zu verführen sind; er muß sie in der Kranck-

J. n. C. G. 363 bis 430.

heit besuchen, in der Traurigkeit trösten, in der Trägheit schelten, und ihnen beystehen, wenn sie bedrängt sind. Thut er dieses, und ist nicht sehr auf seiner Hut: so findet der böse Geist allerhand Zugänge, um ihm beizukommen. Denn nicht allein das Auge der Unzüchtigen, sondern selbst das Auge der Sittsamen, trifft und beunruhigt die Seele; die Schmeicheleien erweichen, die Ehrenbezeigungen ziehen sie in Knechtschaft. Eine brennende Liebe, die alles Gute hervorbringt, kann tausend Uebel zeugen. Die häuffigen Sorgen schwächen die Schärfe des Geistes, und machen ihn schwerer, als Bley. Der Zorn erfüllet den Geist, wie mit einem Rauche. Dazu kommen noch die Beschimpfungen, Klagen, Vorwürfe, und andere Beschwerden, von Leuten jeder Art; besonders von denen, welche nicht einmal richtig zu urtheilen wißen. Selbst diese darf ein rechtschaffener Vorsteher nicht verachten; er muß sich gegen sie freundlich rechtfertigen, und ihnen den unbilligen Tadel vergeben. Denn, wenn Paulus aus Furcht, er möchte bey seinen Schülern in den Verdacht des Diebstahls kommen, auch andere zur Verwaltung der ihm überlaßenen Gelder zugelaßen hat, (2. Corinth. C. VIII. v. 20.) wie sollten wir nicht weit mehr darauf bedacht seyn, allen nur möglichen Argwohn gegen uns zu vertilgen!

Wiederum macht Basilius den Einwurf, er werde doch auch bey seiner jezigen Lebensart zu sorgen und zu kämpfen haben, und dringt, als ihm derselbe antwortet, es sey nicht einerley, sich auf ein unermeßliches Meer zu begeben, oder über einen Fluß zu schiffen; er könne nicht daran dencken, andern nüzlich zu werden, da er sich selbst kaum zu erretten im Stande sey, weiter in ihn: Glaubst du denn seelig zu werden, wenn du andern gar nicht nüzlich wirst? Sehr wohl! sagt

Chry-

Chrysostomus, auch ich glaube nicht, daß jemand seelig werden könne, der nichts zur Seeligkeit eines andern beygetragen hat. Denn es hat jenem Knecht nichts geholfen, daß er sein Pfund nicht verringert hat; er verlor es gar, weil er nichts damit erworben hatte. Aber ich werde doch gelinder bestraft werden, wenn ich dereinst werde Rechenschaft geben müßen, warum ich nicht auch andere errettet habe, als wenn ich mich und andere zugleich ins Verderben gestürzt hätte. Deswegen wird auch den Israeliten eine härtere Strafe gedroht, weil sie mehr Vorzüge als andere Völcker genoßen hatten; und daß die Wunden der Priester ein stärckeres Heilungsmittel brauchen, als die Wunden anderer Menschen, sieht man daraus, weil für die Sünden der Israelitischen eben ein solches Opfer gebracht werden mußte, als für die Sünden der ganzen Nation. Chrysostomus macht es seinem Freunde noch besonders begreiflich, wie wenig er, der seine Leidenschaften und Begierden kaum bey der damaligen eingezogenen Lebensart im Zaum halten könne, sich zu dem bischöflichen Amte schicke. Da ich aber sehe, sezt er hinzu, daß ich dich davon noch nicht überzeugt habe: so will ich dir auch mein einziges Geheimniß, das vielen unglaublich vorkommen dürfte, eröffnen. Sollte es auch ein Beweis von einem bösen Gewißen und unzählichen Fehlern seyn: was würde mir die Unwißenheit der Menschen helfen, da Gott, der uns richten wird, alles so genau bekannt ist! Von dem Tage also an, da du mich auf die Besorgniß gebracht hast, man wolle mich zum Bischof machen, bin ich öfters in Gefahr der Auflösung meines Lebens gewesen; so viele Furcht und Bekümmerniß hat meine Seele ergriffen. Denn wenn ich die Herrlichkeit der Braut Christi, ihre Heiligkeit, ihre geistliche Schönheit, ihre Klug-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

heit, ihren Schmuck, und dagegen meine Mängel betrachtete: so hörte ich nicht auf, sie zu bedauern, mich zu beweinen, und unter häuffigen Seufzern zu mir selbst zu sagen: Wer mag wohl dieses gerathen haben? Was hat denn die Kirche Gottes gesündigt? Was vor ein großes Verbrechen hat ihren Herrn so sehr aufgebracht, daß sie mir, dem Unwürdigsten von allen, übergeben und so ungemein beschimpft werden sollte? Dieses überlegte ich oft, wurde davon ganz betäubt; wenn ich meiner mächtig wurde, äußerst traurig, und endlich durch Furcht erschüttert. — Um aber seinem Freunde die Größe der Bekümmerniß und Bestürzung, welche ihn beym Anblicke des zugedachten bischöflichen Amtes überfallen habe, noch lebhafter abzuschildern, so zeigt ihm Chrysostomus auf der einen Seite die schönste und vollkommenste Königstochter, mit dem würdigsten Bräutigam verlobt; der aber erfahre, daß einer der schlechtesten und gebrechlichsten Menschen seine Braut zur Ehe verlange; auf der andern Seite alles fürchterliche Getümmel und alle unglückliche Folgen einer Schlacht zu Lande oder zur See; mit welchen gleichwohl die gefährlichen Feinde und der heftige Kampf gar nicht zu vergleichen wären, die auf christliche Lehrer warteten. Insonderheit erinnert er, daß es jener boshafte Geist sey, gegen deßen ununterbrochene Angriffe und auflauernde Nachstellungen man stets im Lehramte wachsam bleiben müße. Basilius erschrickt über diese Vorstellungen, beklagt das Unglück, in welches ihn sein Freund gestoßen habe, und bittet ihn um seinen Beistand. Dieser verspricht ihm denselben, umarmt ihn, und muntert ihn noch zulezt mit den Worten auf: Ich habe das Vertrauen zu Christo, der dich berufen und seinen Schaafen vorgesezt hat, du werdest in diesem Amte eine solche Freudigkeit erlangen, daß du auch

mich,

mich, wenn ich an jenem Tage Gefahr laufen sollte, in deine ewigen Hütten aufnehmen könnest.

Nicht nur deswegen, weil man von alten Zeiten her, unter allen Schriften des Chrysostomus, der bisher beschriebenen einmüthig die erste Stelle angewiesen hat; sondern auch, weil sie es würcklich werth ist, als der Abdruck seiner Gesinnungen über das christliche Lehramt, worinne er sich vor allen seinen Zeitgenossen hervorgethan hat, vollständig gekannt zu werden, ist dieser weitläufigere Auszug aus derselben mitgetheilt worden. Man merckt daran mit einem nicht geringen Vergnügen, wie sehr der Verfaßer die Würde und Bestimmung, die Pflichten und die Schwierigkeiten des ihm zugedachten Amtes gekannt und zu schätzen gewußt habe. In dem ganzen christlichen Alterthum giebt es kein Buch über diesen Gegenstand, das damit verglichen werden könnte. Selbst das berühmte Werck des Ambrosius von den Pflichten der Kirchendiener, das ohngefähr um gleiche Zeit aufgesezt wurde, steht doch etwas unter dem gegenwärtigen. Es ist ein beständiger Nutzen deßelben, (wenn es gleich hin und wieder mehr den damaligen Zeiten diente,) daß es unzähliche, die entweder nach einer Lehrstelle in der Kirche trachten, oder sie bereits erlangt haben, aus einem schädlichen Schlummer erweckt, aus der trägen Einbildung, daß nichts leichter sey, als ein solches Amt zu verwalten, sobald man einige Fähigkeit besizt, den vor wahr erkannten Lehrbegriff öffentlich vorzutragen, und bey jeder Gelegenheit mit einigem Vortheil anzuwenden. Chrysostomus, der in diesem Buche viel Menschenkenntniß zeigt, beweiset zugleich dadurch, daß es ohne diese Gabe in einem höhern Grade, ohne eine ausnehmende Anstrengung des Geistes, eine gewiße Ueberwindung seiner selbst, und besonders ohne die Fertigkeit,

J. n. C. G. 363 bis 430. die mit durchdringendem Scharfsinne von allen Seiten erforschte Religion auch möglichst fruchtbar unter den Menschen zu machen, nicht möglich sey, der Wichtigkeit dieses Amts ein Genüge zu leisten. Unter andern Einsichtsvollen praktischen Vorschriften, ragen diejenigen insonderheit hervor, welche er über das Predigen ertheilt: nicht weniger zur Warnung vieler Zuhörer, daßelbe keineswegs vor ein bloßes Mittel ihrer Unterhaltung und Bewunderung, oder vor ein bloßes Ziel ihrer Kritik, anzusehen, als zur Bildung einer mannichfaltigen Klugheit der Lehrer selbst. Die zierliche Schreibart und blühende Beredsamkeit, deren sich der Verfaßer, nicht selten bis zum Erhabenen oder Rührenden, bedient hat, empfol sein Buch ebenfals zu allen Zeiten.

Desto weniger aber ist man, zumal bey einem so allgemein verehrten Schriftsteller, auf einige Fehler seines Wercks aufmercksam geworden. Einer davon steckt selbst in der Grundlage deßelben. Daß Chrysostomus von dem Begriffe eines Priesterthums und Priesters ausgieng, war freylich eine seit dem zweyten Jahrhunderte durch die angesehensten Lehrer, und den Beifall der Christen überhaupt, bestätigte Vergleichung. Es ist ferner auch ein Bild, das sich gerade dazu am besten schickte, wenn man den Lehrstand über jeden andern hoch erheben, selbst dem Fürstlichen in gewißer Betrachtung vorziehen wollte: und dazu hat es der Verfaßer, wiewohl mit der redlichsten Absicht, sehr genüzt. Aber unglücklicher Weise ist dieses Bild weder biblisch, noch christlich: denn die christliche Religion weiß nichts von eigentlichen besondern Priestern, und es ist einer ihrer Vorzüge vor der israelitischen, daß ihre Bekenner nichts von denselben wißen. Denn eben diese bildliche Vorstellung von christlichen Lehrern, führt

auch

auch unvermeidlich zur Verminderung der Würde, Freyheit und Gleichheit aller Christen in der Annäherung zu Gott. Sie als Priester dencken, heißt in der That, sie als eine Art von Mittelspersonen zwischen Gott und den übrigen Christen abbilden, ihnen das ausschließende Recht eines Opfers, einer Fürbitte, einer Versöhnung für die leztern, beilegen: und man hat gesehen, daß es an diesem allein in der Abhandlung des Chrysostomus nicht fehle. Man sage nicht, daß der Redner sich in der Wahl seiner Bilder, nicht so sehr einschräncken laße; aber auch eben so wenig verstatte, dieselben mit gleicher Strenge, wie einen ungekünstelt lehrenden Vortrag, zu erklären. Der bilderreiche Unterricht hat stets auf die Begriffe der meisten Christen weit mehr Einfluß gehabt, als die deutlichste und genaueste Lehrart: und man weiß wohl, welche wichtige Folgen die Einbildung, daß die Christen ihre Priester hätten, die für sie opferten, im Glauben, im Gottesdienste, und in vielen andern Dingen, bis auf unsere Zeiten hinterlassen haben. Es wäre also zu wünschen gewesen, daß Chrysostomus durchgehends, (denn völlig hat er es nicht unterlaßen,) die christlichen Lehrer in einer wahrern und lehrreichern, auch gewiß sehr ehrwürdigen und liebenswerthen Gestalt dargestellt hätte. Sie sind **wachsame Gefährten und Begleiter der Christen auf dem Wege zur Glückseeligkeit; Führer derselben, die es dem größten göttlichen Anführer abzulernen suchen, wie die richtigste Erkenntniß Gottes, die darauf gebauete Tugend und Zufriedenheit, immer mehr in der Welt ausgebreitet werden müßen;** endlich sanft unterrichtende, aufmunternde, warnende, vorleuchtende **Freunde im Nahmen der Religion,** bereit auf jeden Augenblick, durch dieselbe in Angelegenheiten des Geistes und Lebens Hülfe zu leisten; Männer, welche

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

das Christenthum in seiner ganzen Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit, nicht nur zu entwickeln, sondern auch an sich selbst zu zeigen verstehen. Alles dieses auszuführen, wäre des Eifers und der grossen Kunst des Chrysostomus würdig genug gewesen. Die hohe Bestimmung des christlichen Lehramts hätte dadurch nichts verloren; seine Schwierigkeiten wären sogar noch vervielfältigt worden; aber von einem solchen Lehrer konnte man auch erwarten, daß er diese leztern nicht bloß sehr fürchterlich und fast unübersteiglich abschildern, sondern noch etwas mehr, als er es gethan hat, zeigen würde, wie dieselben überwunden werden können. — Einzele Beispiele des Uebertriebenen in dieser Schrift, wovon die Hauptquelle eben angegeben worden ist, brauchen kaum mehr ausgezeichnet zu werden. Auch die furchtsame Aengstlichkeit, die der Verfaßer in Absicht auf die Uebernehmung des Lehramtes erregt, gehört nicht weniger darunter, als er die zudringliche Eilfertigkeit im Bestreben nach demselben, mit Rechte tadelt. Eine andere Stelle von ähnlicher Gattung könnte leichter übersehen werden, weil sie mit manchen in Liedern, Predigten und Schriften lange üblich gewesenen Ausdrücken ziemlich übereinstimmt. Es ist die schauderhafte Vorstellung vom heiligen Abendmahl. Die Absicht deßelben ist so wenig darauf gerichtet worden, Entsezen und Zittern bey den Christen hervorzubringen, daß vielmehr keine andere Religionshandlung mit so starcken Empfindungen der Liebe, Freude und Danckbarkeit gegen den Erlöser, vorgenommen werden sollte, als eben diese. — Man kann noch eine kleine Leichtgläubigkeit des Verfaßers bey Wundervollen Erzählungen, die zur Beförderung der Gottseeligkeit ersonnen wurden; ein verschwenderisch vollständiges Ausmahlen von Bildern, deren Grundriß hinlänglich gewesen

wesen seyn würde, und andere kleine Flecken dieses Buchs, ausfindig machen. Doch hindert alles dieses die Brauchbarkeit deßelben noch in den neuern Zeiten so wenig, daß man in denselben mehrmals besondere Ausgaben davon veranstaltet hat. Unter diesen ist eine vom Johann Hughes zu Cambridge im Jahr 1710. 8. mit vorläufigen Abhandlungen über die Würde des christlichen Lehramts, besorgt worden. Die vorzüglichere Ausgabe aber rührt vom Johann Albrecht Bengel her, welcher sie zu Stutgard, im Jahr 1725. 8. ans Licht gestellt hat. Eigentlich ist sie zwar für junge Studierende bestimmt, und einige Hülfsmittel sind für sie allein angehängt. Da sie aber einen sorgfältig berichtigten Text, eine neue lateinische Uebersezung, in den zahlreichen Anmerckungen manches nicht Gemeine, und in der Vorrede den Entwurf des Verfaßers zu seiner nachmaligen Ausgabe des griechischen Neuen Testaments in sich faßt: so wird sie auch von andern Lesern geschäzt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Die durch den vorhergehenden Auszug unterbrochene Geschichte der ersten Jugend des Chrysostomus, kömmt nunmehr desto leichter in ihre natürliche Folge zurück, da man begierig seyn muß, zu erfahren, auf welchem Wege er sich jene ausnehmende Kenntniß der Menschen erworben habe, die aus dem beschriebenen Buche hervorleuchtet. Was man von seiner Lebensart bis gegen das Jahr 381 hin, weiß, giebt auf diese Frage keine befriedigende Antwort. Denn er brachte diese Zeit, nicht nur in seinem väterlichen Hause, sondern auch außerhalb Antiochien, in einer solchen Entfernung von der Welt zu, daß er vielmehr ein Fremdling in derselben bleiben mußte. Auf den Gebürgen in der Nachbarschaft der eben gedachten Hauptstadt, lebte eine Anzahl von Einsiedlern, welche Chrysosto-

J. n. C. G. 363 bis 430.

mus nachher selbst in seinen Predigten mit vieler Bewunderung beschrieb. (Homil. LXXII. in Matthaeum, p. 705. sq. T. VII. Opp. ed. Montefalc. Homil. XIII. in Epist. ad Ephes. p. 99. Homil. XIV. in I. Epist. ad Timoth. p. 628. sq. T. XI. Opp. etc.) Eigentlich übten sie die strengen Vorschriften ihres Standes mit derjenigen Genauigkeit aus, welche man schon an Tausenden ihrer Vorgänger gekannt hatte. Sie schliefen wenig, beteten und lasen desto länger in der heiligen Schrift, genoßen nach langem Fasten überaus geringen Unterhalt, arbeiteten allerley mit ihren Händen, warteten den Fremden, welche sie besuchten, mit der größten Sorgfalt auf, und plagten ihren Leib überhaupt mit vermeinten Büßungen. Unterdeßen war dieses alles den weichlichen Sitten der meisten übrigen Christen so sehr entgegen gesezt, daß Chrysostomus gewiße Seiten dieses Musters mit Recht, andere nach den damaligen Begriffen von vollkommener Frömmigkeit, verehrte. Seine frühen Versuche in einer gottseeligen Eingezogenheit, führten ihn endlich ganz zu diesen Einsiedlern hin. Beym ersten Uebergange zu denselben, wollte er zwar, wie bereits an einem andern Orte erzählt worden ist, (Chr. KGesch. Th. VIII. S. 275.) manche Bequemlichkeiten nicht aufgeben. Bald aber gewöhnte er sich an alle Härte der Einöde, lebte vier Jahre, seit dem Jahr 374 oder 375, in derselben, unter den andern Einsiedlern, und noch zwey Jahre, allein in einer Höhle eingeschloßen.

Während dieser andächtig eifrigen Uebungen fand Chrysostomus dennoch Zeit und Gelegenheit, mehrere Schriften aufzusezen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine zwey Bücher von der Zerknirschung des Herzens die ersten darunter gewesen sind. Das erstere derselben ist an seinen Freund Demetrius gerichtet,

tet, auf deßen Verlangen er es schrieb. Unter der Zerknirschung des Herzens versteht er die innerste traurige Empfindung sündlicher Unarten bey einem Christen, seine Reue, Beschämung und Demüthigung wegen derselben vor Gott, verbunden mit dem ernstlichsten Vorsaze der Beßerung. Er rühmt seinen Freund, daß er jenes edle Gefühl schon in einem hohen Grade besize, wie seine schlaflosen Nächte, seine Ströhme von Thränen, und seine Liebe zur Einsamkeit, bewiesen; wenn er gleich öfters zum Chrysostomus sagte: Zermalme mein verhärtetes Herz! Dieser legt zum Grunde seiner Betrachtungen die Worte Christi: **Seelig sind die Leidtragenden; denn sie sollen getröstet werden;** ingleichen: **Wehe euch, die ihr hier lachet! denn ihr werdet weinen und heulen.** Die ganze gegenwärtige Zeit, sagt er, ist eine Zeit des Trauerns und Seufzens: so viele Uebel drücken die Menschen; so wenig ist eine Spur der Tugend vorhanden. Das Unglücklichste aber dabey ist dieses, daß wir gegen die Uebel unserer Seele völlig fühllos sind; und dieses deswegen, weil die Kranckheit uns alle ergriffen hat, zwar den einen mehr als den andern; doch überhaupt in solchem Maaße, daß Unchristen, die in unsere Gemeinen kommen, die Lehren Christi und die Verwirrung in unsern Sitten vergleichen, uns vor seine ärgsten Feinde halten müßen. Den Beweis davon nimmt er aus den Worten des Erlösers her: **Es ist zu den Alten gesagt: du sollst nicht tödten!** bis auf die Worte: **der ist des höllischen Feuers schuldig.** Denn, fährt er fort, wir übertreten diese Gebote täglich mehr, als die Ungläubigen selbst. Das Lächerlichste hierbey ist dieses, daß wir uns zwar vor dem Worte **Narr** in Acht nehmen; hingegen weit ärgere Schimpfwörter häuffig gebrauchen. Es muß also auf diese noch weit mehr die Hölle warten:

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430

ten: und man betrügt sich, wenn man glaubt, diese Drohungen wären übertriebene Redensarten, welche nur dazu dienen sollten, uns zu schröcken. So leicht es ist, aus Furcht vor Gott, den unvernünftigen Zorn und die Schmähsucht gegen unsere Brüder zu vermeiden; so gewöhnlich ist doch diese Sünde, und desto strafbarer, je länger wir den Nächsten in Traurigkeit bleiben laßen, auch dadurch die Versöhnung erschweren. Darum befiehlt der Herr, daß wir uns erst mit unserm Bruder aussöhnen sollen, ehe wir unsere Gabe zum Altar bringen, damit wir daraus lernen, daß, wenn es zu einer solchen Zeit nicht erlaubt ist, die Versöhnung aufzuschieben, es zu einer andern noch weit weniger erlaubt sey. Wir umarmen uns zwar alsdann; aber im Herzen wird doch die Feindseeligkeit nicht getilgt. — Eben so geht Chrysostomus andere Vorschriften des Christenthums durch, um zu zeigen, daß die allgemeine Verlezung derselben billig jedermann betrüben müße. Wenige Stellen, die etwas Eigenthümliches haben, sind hier zureichend. Wenn man gleich, schreibt der Verfaßer, einige anführen kann, welche den Armen viel geschenckt haben, und nachher selbst wegen ihrer Armuth verächtlich, ja sehr unglücklich geworden sind; so wird man doch keinen Philosophen, wie wir hier beschreiben, zeigen können, der den Raub aller Güter gelaßen ertrage, auch das noch übrige freywillig hingebe. — Wer sich gegen die Dürftigen aus Ehrgeiz freygebig erweiset, der ist nicht beßer, als derjenige, der ihnen gar nichts schenckt. Bey manchem ist es Liebe, Schaam, oder ein anderer Grund zur Mildthätigkeit; aber nicht Furcht und Gehorsam gegen Gott. --- Man wird nicht leicht einen Weltmann, Geistlichen oder Mönch antreffen, der von der Sünde, fremde Fehler sorgfältig auszuforschen, und bitter zu beurtheilen, frey wäre. Obgleich dieselbe

mit

mit einer so schweren Strafe bedroht wird, (Matth. C. VII. v. 2.) und kein Vergnügen mit sich führt; so stürzen wir uns doch alle in dieselbe: gleichsam, um auf mehr als Einem Wege in das höllische Feuer zu kommen. An so leicht zu beobachtenden Pflichten zeigen wir, daß wir die mühsamern nicht deswegen übertreten, weil sie schwer sind; sondern aus Verachtung. — Das Gebot Christi: Gebt das Heilige nicht den Hunden, und eure Perlen nicht den Schweinen! haben wir auch, aus eitler und unvernünftiger Ruhmbegierde, umgestürzt, indem wir die lasterhaftesten Menschen sogleich, ohne alle Prüfung, zur Gemeinschaft unserer Geheimniße zulaßen, und ihnen alle Lehrsäze offenbaren, ehe sie noch hinlängliche Proben ihrer Gesinnungen ertheilt haben. Daher kommt es aber auch, daß einige, welche noch nicht durch die Taufe eingeweiht waren, zurückgetreten sind, und unzähliches Uebel gestiftet haben. Wir selbst übertreten jenes fürchterliche Gebot nicht weniger, wenn wir uns jenen unsterblichen Geheimnißen mit aller Unreinigkeit und Unverschämtheit nähern. — Paulus liebte Christum so feurig, daß er selbst die ewigen Strafen um Deßelben hätte leiden wollen, wenn es ihm auferlegt worden wäre. Er diente Ihm nicht, wie wir Miethlinge, die wir die Hölle fürchten, und nach dem Reiche verlangen. Seine Liebe gegen Christum hatte sein Gemüth dergestalt überwältigt, daß er selbst das Liebste, nemlich mit Christo zu seyn, wogegen er die Hölle und das Himmelreich verachtete, dennoch gern aufgeben, und um Christi Willen jenen unaussprechlichen Fall mit aller Freudigkeit übernehmen wollte. — Wir entschuldigen uns, wenn wir zur Nachahmung der Apostel aufgefordert wereen, damit, daß wir keine Apostel wären. Allein wir sollen nicht ihre Wunderkräfte nachahmen; sondern die Heiligkeit ihres Lebens,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Lebens, wegen welcher sie eigentlich bewundert zu werden verdienen, und wozu wir durch die Taufe die göttliche Gnade erlangt haben. Diese Gnade erfordert vor allen Dingen unsere Thätigkeit. Daher folgt sie einigen nach, und bleibt bey ihnen; von andern entflieht sie; andere berührt sie nicht einmal vom Anfange. So kann jeder an genauer Einrichtung des Lebens ein zweyter Paulus werden.

Das zweyte dieser Bücher, welches Stelechius, ein anderer Freund des Chrysostomus, verlangt hatte, enthält eben eine solche Mischung von guten sittlichen Bemerckungen und beredten Ermahnungen, übertriebener Mönchs-Moral, und wahren oder gekünstelten Schriftauslegungen, als das erste, aus welchem auch zwo Stellen darinne wiederholt sind. Um die Zerknirschung des Herzens zu befördern, empfielt der Verfaßer die allgemeine Stille der Einsamkeit, wo man mit unverwandten Augen auf die Liebe Gottes sieht. Davon redet Paulus in den Worten: **Die Welt ist mir gekreuzigt, und ich der Welt.** Aber man muß nicht sowohl eine Einsamkeit des Orts, als des Vorsazes, suchen; man muß vornemlich seine Seele in unbewohnte Gegenden führen. Bey einer solchen Gemüthsfaßung hieng David, ob er gleich in einer Stadt lebte, und ein Reich regierte, auch mit Sorgen beladen war, brünstiger als die Bewohner der Einöden, an der Liebe Christi. Die Bewegung, in welche sie seine Seele sezte, brachte nicht nur jene Ausrufungen voll Sehnsucht, Psalm XLII. v. 2. Psalm LXIII. v. 9. sondern auch diese Psalm VI. v. 2. hervor: **Ach Herr! strafe mich nicht in Deinem Zorne! und züchtige mich nicht in Deinem Grimme!** Man sage nicht, daß David diesen Psalm verfertigt habe, um über seine Sünden zu

weh-

wehklagen: denn dieses ist falsch. Die Aufschrift deßelben: über den achten, kann nichts anders, als den Tag der grossen Weltveränderung anzeigen. Die ganze gegenwärtige Zeit ist einer Woche gleich, die mit dem siebenten Tage aufhört, und immer ihren Kreislauf von vornen anfängt, bis alles aufgelöst wird; alsdenn nimmt der Lauf der achttägigen Zeit seinen Anfang. Der Prophet also hatte, vermöge seiner starcken Zerknirschung, jenen Tag immer vor den Augen, und sprach von dem Zorne Gottes; ob er gleich Ehre und Kronen verdiente. Daß der Zöllner in der Evangelischen Geschichte sich wegen seiner vielen Sünden wehmüthig anklagte, war natürlich. Aber daß ein Gerechter, der sich nichts dergleichen bewußt war, sich eben so verurtheilte, war ein Merckmal eines würcklich zerknirschten Herzens: und dieses erkennt man auch daraus, weil er niemals seiner rühmlichen Handlungen gedachte; sondern seine Seeligkeit allein auf die Menschenliebe Gottes bauete. In dem übrigen Raum dieses Buchs lehrt der Verfaßer, wie man durch fleissige Erinnerungen, theils an die empfangenen göttlichen Wohlthaten, theils an die begangenen Sünden, die heilsame Zerknirschung seines Herzens erleichtern müße.

J. n. C. G. 363 bis 430.

In eben dieses Einsiedlerleben des Chrysostomus, gehören noch zwo andere seiner Schriften: die drey Bücher wider die Feinde derer, welche die Christen zum Mönchsleben aufmunterten; und die Vergleichung eines Königs mit einem Mönche. Auszüge aus diesen eifrigen Empfelungen der Mönchsfrömmigkeit, hat man schon in einem andern Theile dieser Geschichte, (Th. VIII. S. 276. fg. 285. fg.) gelesen. Es verdient jedoch hier hinzugesezt zu werden, daß Chrysostomus, wie er im dritten

Bu-

J. n. C. G. 363 bis 430

Buche des erstern Wercks erzählt, sich ohngeachtet jener Gesinnungen, hat überwinden können, einen Knaben, der wider die Absicht seines Vaters, in die Einöde der Mönche gezogen worden war, in die Welt zurück zu schicken. Allein er gab ihm zugleich den Rath, die Vorschriften jener Lebensart wenigstens heimlich auszuüben. Der junge Mensch that dieses würcklich, und beredete noch mehrere von seinem Alter, ihm hierinne nachzufolgen.

Vermuthlich würde auch Chrysostomus das Einsiedlerleben nicht wieder verlaßen haben, wenn ihn nicht die Schwächlichkeit seines Körpers, die er sich eben durch die übermäßigste Strenge gegen sich zugezogen hatte, (wie er denn in den lezten beiden Jahren, sich weder bey Tage noch bey Nacht niederlegte,) genöthigt hätte, gegen das Ende des Jahrs 380. nach Antiochien zurück zu kehren. Hier bestellte ihn bald darauf der dortige Bischof Meletius zum Diakonus. Damals war auch Stagirius in dieser Stadt: ein Mönch von vornehmer Herkunft, der sich sehr wider den Willen seines Vaters, in die Einsamkeit begeben, und einige Zeit in der Gesellschaft des Chrysostomus zugebracht hatte. Allein von der Selbstverleugnung desselben war er weit entfernt. Man wunderte sich, an einem Manne, der diesen Stand freywillig ergriffen hatte, so viel Trägheit und Nachläßigkeit zu finden. Er wachte ungern, und wollte auch keinen Verweis darüber leiden; an Statt die heilige Schrift zu lesen, beschäftigte er sich mit der Baumzucht, und schien auch stolz zu seyn. Plözlich aber, so glaubte man es wenigstens zu seiner Zeit, fuhr der Teufel in ihn, und warf ihn zu Boden. Aus seinem Munde drang Schaum hervor; sein Leib wurde durch gewaltsame Zuckungen erschüttert; darnach lag er eine Zeitlang ohne Empfindung.

dung. Niemand dachte daran, daß es eine Kranckheit seyn könnte, bey der man den Arzt zu Rathe ziehen müße. Ein anderer Mönch, der bey dem Stagirius schlief, sah ein kothigtes Wildschwein sich auf denselben werfen, und fand ihn gleich wieder unter dem Anfalle, der oft zu kommen pflegte; aber nicht lange anhielt. Vergebens suchte der Unglückliche durch Fasten, Wachen, und andere büßende Uebungen, durch das Gebet frommer Personen, durch Mönche, welche ihre Gewalt über die bösen Geister schon bewiesen haben sollten, von seinem Uebel befreyet zu werden. Er that lange Reisen zu gottseeligen Männern, auf deren Beistand er rechnete; er betete auch oft bey den Gräbern der Märtyrer, wo mehrere wunderthätige Heilungen bewürckt worden seyn sollten; aber alles ohne Erfolg. Endlich wurde er so äußerst muthlos, daß er seinem Freunde Chrysostomus öfters in der Einöde gestand, er sey einigemal nahe am Selbstmorde gewesen. Auf der andern Seite hatte sein Elend, da es bloß als ein geistliches behandelt wurde, die Folge, daß Stagirius alle fromme Hülfsmittel mit verdoppeltem Eifer anwandte, und darinne die Vollkommenheit, welche man damals bewunderte, erreichte. Beten und Lesen der heiligen Schrift war jezt sein Hauptgeschäfte; er genoß nur einmal in zwey Tagen Brodt und Waßer; schlief viele Nächte gar nicht, sah niemanden mehr an, und rührte jedermann durch die Traurigkeit, wovon alles an ihm sprach.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Chrysostomus, der seinem Freunde auf irgend eine Art Hülfe zu leisten wünschte, konnte ihn wegen seiner eigenen Kräncklichkeit, nicht einmal besuchen. Daher arbeitete er für ihn eine Trostschrift aus, welche bald seine Ermahnungsschrift an den vom Teufel geplagten Asceten Stagirius, bald seine drey

J. n. C. G. 363 bis 430.

Bücher von der Vorsehung heißt, weil er in derselben zeigt, daß Gott seine gerechten und heiligen Diener gar oft, zu ihrem Besten, mit herben Züchtigungen belege, und daß diese also auch bey dem Stagirius, wie er am Ende des ersten Buchs sagt, nicht ein Zeichen der göttlichen Verlaßung, sondern ein Merckmal der vorzüglichen Liebe Gottes gegen ihn, heißen können. Ueberhaupt aber sucht er darzuthun, daß vieles was vor göttliche Strafen, auch an Menschen, welche dieselben verdient haben, gehalten wird, lauter Güte und Wohlthun sey. Daß Gott, zum Beispiel, die Menschen aus dem Paradiese stieß, rettete sie von einem dreyfachen Abgrunde. Sie würden sonst Gott vor neidisch und lügenhaft; den Teufel hingegen vor ihren Freund und Wohlthäter gehalten, und niemals zu sündigen aufgehört haben. Gott verurtheilte weiter die Menschen zur Arbeit im Schweiße ihres Angesichts, damit ihre Lasterhaftigkeit nicht durch den Müßiggang noch mehr begünstigt wurde. Er strafte den Cain lange so hart nicht, als er es verdiente. Dadurch, daß er beym Leben blieb, wurden andere, die ihn sahen, zur Beßerung gereizt; er selbst bekam dazu Zeit, und die Strafe dieses Lebens verringerte für ihn diejenige, welche er im künftigen ausstehen sollte. Frägt jemand, warum Gott den Verführer von Anfange her, nicht sogleich vertilgt habe? so wird er finden, daß auch dieses aus einer besondern Fürsorge für uns geschehen sey. Wenn jener Bösewicht mit Gewalt herrschte: so könnte man zweifelhaft bleiben. Da er aber dieser Macht beraubt, nur überreden und locken kann, und es auf uns ankömmt, ob wir seine Verführung abweisen wollen: warum willst du diese Gelegenheit zum Ruhm und zur Erwerbung von Kronen aufheben? Man dürfte keine Einwendung machen, wenn gleich Gott vorhergesehen hätte, daß

der

der Teufel alle Menschen überwinden würde. Denn daß er sie ohne Widerstand, wegen ihres freywilligen Nachgebens besiegte, wäre ja unsere eigene Schuld. Allein Undanckbare laßen sich mit dieser Antwort nicht befriedigen. Wenn nun jezt schon viele seine Macht gebrochen haben, und auch noch künftig viele dieses thun werden: warum willst du so trefflichen Männern, die einen so herrlichen Sieg davon tragen sollen, diese Ehre entreißen? Gott hat den Teufel eben darum losgelaßen, damit er von denen, welche er zuerst überwunden hatte, wieder überwunden würde: und das ist für ihn die ärgste Strafe; das wird ihn in die äußerste Verdammniß führen. Aber es werden ihn doch nicht alle überwinden: sagst du. Was thut dieses zur Sache? Es ist immer anständiger, daß den Gerechten die Gelegenheit dargeboten wird, ihren guten Willen zu zeigen, und daß die übrigen wegen ihrer eigenen Nachläßigkeit bestraft werden, als daß um dieser Willen auch jene Schaden leiden. Jezt wird der Nichtswürdige keineswegs durch die Uebermacht seines Gegners, sondern durch seine Trägheit überwältigt: das beweiset die Menge der Sieger. Würde aber der Gegner ganz weggeschafft: so wäre es eben derselbe Fall, als wenn ein Kampfaufseher zween Kämpfer, einen herzhaften und einen weichlichen, auseinander gehen ließe, ohne es dem erstern zu erlauben, daß er durch seine Tapferkeit sich die Krone erstritte. Doch die gedachte Frage über den Teufel enthält im Grunde auch viele Klagen gegen die Vorsehung Gottes, und über alle Geschöpfe. Man muß sich derselben gemäß, auch über die Schöpfung des Mundes, der Augen, und anderer Glieder, beschweren, weil durch dieselben so viel Unerlaubtes begangen wird. Es wird, nach dieser Art zu schließen, die ungereimte Folge entstehen, daß auch Speise und Tranck, Erde, Himmel, Sonne und

J. n. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

und alles übrige, wegen des verstümmelten Menschen überflüßig seyn wird.

Wir können vielmehr, fährt Chrysostomus fort, wenn wir wollen, selbst wider Willen des Teufels, viele Vortheile durch ihn erlangen: ein bewundernswürdiger Beweis der göttlichen Güte. Denn es schmerzt ihn schon an sich, wenn wir beßer werden; wenn aber dieses sogar durch seine Vermittelung geschieht: so ist ihm solches unerträglich. Wie verschafft er uns aber Nutzen? Wenn wir, aus Furcht vor seiner Wuth, bey seinen beständigen Nachstellungen und mancherley Kunstgriffen, sehr wachsam sind, und immer an den Herrn dencken. Dazu munterte Paulus (Br. an die Ephes. C. VI. v. 12.) und Petrus (1. Br. C. V. v. 8.) die Christen auf. Viele Mütter zeigen ihren sich verlaufenden Kindern, wenn sie mit ihren Ermahnungen nichts ausrichten, schröckliche Larven, damit sie zu ihnen zurückkehren. Eben so pflegt es auch uns zu gehen. Wenn uns der böse Geist in Furcht sezt: so werden wir klüger; alsdann lernen wir uns kennen, und nehmen eifrig unsere Zuflucht zu Gott. Wäre der Teufel gleich anfänglich vertilgt worden: so würden viele nicht geglaubt haben, daß er den Menschen betrogen, und um eine so große Glückseeligkeit gebracht habe. Denn da jezt, nach so vielen Zeichen seiner Verführung, Menschen genug sich unterstehen, solches zu leugnen, was würden sie sagen, wenn sie seine List gar nicht erfahren hätten? Bey einer genauern Betrachtung aber finden wir, daß uns der Teufel nicht zu allem antreibe. Er verursacht uns zwar vieles Uebel; allein vieles ziehen wir uns durch unsere Sorglosigkeit zu. Den Cain beredete er gewiß nicht zum Brudermorde. Wollte man sagen, er habe böse Gedancken in ihm erweckt: so war es doch Cains Schuld, daß er den Eingebungen deßelben gehorcht hat.

Die

Die Strafe der Sündfluth war gleichfals ein Denckmal der Vorsehung Gottes: nicht allein wegen der vorhergehenden langen Warnungen; sondern auch wegen des Nutzens, den sie theils denen brachte, welche darinne umkamen, — sie wurden nemlich von einem weitern Fortgange in Lastern zurückgehalten; — theils noch mehr den Nachkommen, als welchen dadurch eine Menge schlimmer Beispiele, die zum Sündigen reizten, entzogen ward.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch diese Leute, sezt Chrysostomus hinzu, welche gerne die Schuld ihrer Vergehungen Gott beimessen, sagen ferner: Hätte es Gott nicht zugelassen, so würde der Teufel die Menschen nicht verführt haben. Aber alsdann würde auch Adam nicht erkannt haben, wie wichtig sein voriges Gute gewesen sey; er würde dem Stolze, Kraft deßen er Gott gleich seyn wollte, nicht entsagt haben; sondern immer übermüthiger geworden seyn. Gesezt, der Teufel hätte den ersten Menschen keinen Rath ertheilt: so würden sie doch auch ohne ihn gesündigt haben. Denn derjenige, der sich vom Weibe so leicht überreden ließ, hätte sich von selbst gar bald in die Sünde gestürzt, und dafür noch eine größere Strafe verdient. Wiewohl die Verführung des Teufels that nicht einmal alles allein; das Weib wurde durch seine eigene Begierde niedergeworfen. Wären die Menschen nicht freywillig gefallen: so hätten sie von niemanden umgestürzt werden können. Nun laßen andere, wenn sie hierinne widerlegt worden sind, den Teufel stehen, und machen Gott diesen Vorwurf: Warum gab er den Menschen ein Gebot, da er doch wußte, daß sie sündigen würden? Das sind aber Worte des Teufels, und Erfindungen eines gottlosen Gemüths. Denn Gebote vorschreiben, ist mehr ein Beweis der Vorsehung,

J. n. C. G. 323 bis 430.

hung, als keine ertheilen. Hätte Adam, der so nachläßig war, als es der Erfolg zeigte, kein Gebot von Gott empfangen, und wäre er ungestört in seinem Vergnügen geblieben: würde sich die aus dieser Nachsicht entstandene Schwäche und Trägheit zum Bösen oder Guten gewandt haben? Gewiß er würde ohne eine solche Vorsorge, in die äußerste Ruchlosigkeit verfallen seyn. Denn da er noch ungewiß in Absicht auf seine Unsterblichkeit, gleichwohl so übermüthig stolz war, daß er Gott zu werden hoffte, wie weit würde er nicht im Sündigen gegangen seyn, wenn er einer ewigen Fortdauer sicher gewesen wäre! Wenn Adam denjenigen, der ihm einen Befehl gegeben hatte, verachten konnte: so würde er, wenn er gar nichts von demselben gehört hätte, noch geschwinder vergeßen haben, daß er unter einem Herrn stehe. Daher erinnerte ihn Gott durch sein Gebot sehr zeitig daran. Was hat aber dieses geholfen? sagt man. Wenigstens doch so viel, daß man Gott den Fall der Menschen nicht zuschreiben darf. Allein das göttliche Gebot hatte selbst nachdem es übertreten worden war, seinen Nutzen. Denn nunmehr bewies das ganze Verhalten der Menschen, daß sie Gottes Oberherrschaft erkannten. Schon das war ein großer Gewinn, daß sie von der Hoffnung, die ihnen der Satan gemacht hatte, zur Furcht Gottes übergiengen. Es ist gewiß nichts geringes, wenn man nicht ohne Empfindung sündigt, und sein Verbrechen bald erkennt: denn dieses ist der Anfang zur Besserung.

Nach diesen Proben der göttlichen Vorsorge, kommt Chrysostomus zu der allerherrlichsten, welche in den Anstalten durch Christum sichtbar ist; ingleichen zu derjenigen, welche einzele Menschen betrifft. So oft es dir also, redet er seinen Freund an, einfällt, daß

du

du alles um Christi Willen weggeworfen hast, und dennoch eine solche Versuchung ausstehen mußt: so verliere nur den Muth nicht. Gott kann unmöglich lügen; Er hat aber denen, welche seinetwegen alles verlaßen, das ewige Leben versprochen. Die gegenwärtige Versuchung kann darüber keinen Zweifel erregen: denn Gott hat das ewige Leben nicht im jezigen verheißen. Daß Er aber solche Dinge geschehen läßt, die seinen Verheißungen entgegen stehn, hat folgende Absichten: erstlich, Beweise seiner Macht zu geben: zweytens, uns zum Vertrauen auf Ihn, auch mitten unter solchen Bedencklichkeiten, zu gewöhnen. Freylich leben viele, die in weltliche Angelegenheiten verwickelt sind, ganz ruhig. Doch Christus hat dieses vorhergesagt, (Joh. C. XVI. v. 20.) und diejenigen, welche Anfechtungen leiden, genießen dafür des Vorzugs, daß sie die Tugend der Geduld lernen. Wenn uns aber nun, sagst du, die Größe der Anfechtung über den Hauffen wirft? Das ist nicht die Schuld Gottes, wie der Apostel versichert, (1. Corinth. C. X. v. 13.) sondern derer, welche über seine Züchtigungen unwillig werden. Sind diese gleich sehr beschwerlich; so bleiben es doch immer Uebungen, welche zur Stärkung des Kämpfenden eingerichtet sind. Je größer sie werden, desto größer wird auch ihre Belohnung seyn. Sie demüthigen uns, hindern uns nachläßig zu werden, machen uns bedachtsamer und weiser; ja wenn wir auch keine Ursachen und nuzbaren Folgen davon bemerken sollten: so müßten wir doch der unerforschlichen Regierung Gottes ohne Widerrede gehorchen. Ueberdieß haben wir auch über die Lehre von den Belohnungen und Strafen des zukünftigen Lebens, nunmehr so viel Licht erhalten, daß uns dasjenige, was in dem gegenwärtigen den Frommen und Bösen begegnet, gar nicht beunruhigen darf. Weil es aber viele

J. n. C. G. 363 bis 430.

 giebt,

J. n. C. G. 303 bis 430.

giebt, welche jene Lehre nicht glauben wollen: so bildet Gott hier schon das künftige Gericht dadurch im Kleinen ab, daß Er öfters die Guten belohnt, und die Gottlosen straft; wodurch auch viele aus ihrem Sündenschlafe erweckt werden. Bekäme hingegen ein jeder hier den verdienten Lohn seiner Handlungen: so würde man die gedachte Lehre durchgehends vor falsch halten.

Noch ist die Auflösung von schwerern Fragen übrig, sezt Chrysostomus hinzu. *Warum werden viele von ihrer ersten Jugend an, bis an ihr Ende, mit mancherley Trübsalen gedrückt?* Hierauf werde ich antworten, daß sie zwar hauptsächlich wegen ihrer Vergehungen Strafe leiden; aber auch darum, damit andere sich an ihrem Beispiele beßern mögen. Geschieht dieses nicht bey allen: so wundere dich darüber nicht; denn die Zeit des Gerichts ist noch nicht vorhanden. *Was willst du aber von denen sagen,* frägst du, *welche, ehe es ihnen noch ihr Alter zuläßt, Gutes und Böses von einander zu unterscheiden, eben so bestraft werden, als die ärgsten Sünder?* Hiervon giebt es verschiedene Ursachen. Es können dergleichen Leiden aus der Unmäßsigkeit ihrer Eltern, aus der Nachläßigkeit derer, welche sie erzogen, aus der veränderlichen Witterung, und aus andern Zufällen hergeleitet werden. Da Gott ausserdem von vielen derselben vorausgesehen hat, daß sie böse werden würden: so hat Er sie auf diese Art gleichsam gefeßelt. Ueben doch die Bettler selbst, ohngeachtet ihrer Noth, unzähliche Laster aus; eben so machen es auch die Gefangenen, ingleichen die Besessenen, wenn die Besizung bey ihnen zu Ende ist. Gott verfährt mit den Sündern, wie ein Richter mit den gefangenen Missethätern, von denen er nur bisweilen einen oder zween hinrichten läßt, um die andern zu schröcken.

cken. Aber, sagst du, was geht dieses diejenigen an, welche von ihrem frühesten Alter an, so zu sagen, mit Leiden genährt wurden, und noch vor ihren reifern Jahren sterben? Ich antworte: Was leiden denn diese vor Uebel, wenn sie noch keine Empfindung des Leidens haben, noch nicht gelernet haben, traurig oder frölich zu seyn? Oft werden auch durch die Leiden solcher Kinder, Eltern, Geschwister und Anverwandte gebeßert. Zulezt beschäftigt sich Chrysostomus noch mit der Frage: Warum diejenigen, welche vor der Versuchung richtig einhergiengen, nach derselben gefallen sind? Wer kennt denn, versezt er darauf, diejenigen, welche richtig einhergehen, als derjenige, der unsere Herzen gemacht hat? Oft geschieht es, daß solche, die fromm zu seyn scheinen, schlimmer als alle übrige sind. Allein, um mich bey den Heuchlern nicht aufzuhalten, woher wißen wir es denn, daß die Tugendhaften, wenn sie in allem recht handelten, auch die vornehmste Tugend, die Demuth, nicht vernachläßigt haben? Deswegen hat sie Gott eben in Versuchungen hingegeben, damit sie lernen mögen, daß sie das verrichtete Gute nicht aus eigener Kraft, sondern durch die Gnade Gottes, vollbracht haben. Sagt jemand, es sey beßer, daß sie sich bey einem tugendhaften Leben erhüben, als daß sie durch ihren Fall gedemüthigt würden: so kennt er den Schaden des Stolzes, und den Gewinn der Demuth nicht. Denn ein Mensch, der aus Hochmuth Gutes thut, wird sich, wenn anders ein Hochmüthiger dergleichen thun kann, gar bald ins tiefste Verderben stürzen. Derjenige aber, den Gott fallen läßt, und der daraus Demuth lernt, wird wieder aufstehen, und, wenn er nur will, den Schaden seines Falls leicht ersezen. Ferner wird der Stolze, der vor tugendhaft gehalten wird, ohne Trübsal niemals zu einiger Em-

J. n. C. G. 363 bis 430.

pfindung seiner Unart gelangen. Auch wird die eitle Ehrbegierde, der zu Gefallen viele gut handeln, durch ihren Fall heilsam niedergeschlagen. Am Ende dieses Buchs, zeigt der Verfaßer seinem Freunde noch umständlicher, wie viel Vortheile er insonderheit aus seiner schweren Anfechtung bereits gezogen habe.

Es war von einem Einsiedler, wie Chrysostomus noch vor kurzem gewesen war, gar nicht zu erwarten, daß er einen Augenblick daran zweifeln würde, ob auch Stagirius vom Teufel beseßen worden sey? Er hätte sonst überaus viel von andern Seiten zur Erleichterung seines Kummers beitragen können: und schon dieses einzige wäre für denselben sehr troſtreich gewesen, sich, der Würde des Christenthums gemäß, zu überzeugen, daß Gott Seine Freunde gewiß nicht der Wuth eines boshaften unsichtbaren Feindes Preiß gebe, um ihre Tugend zu prüfen, oder zu stärcken. Vorausgesezt also, was damals niemand zu leugnen wagte, ertheilt er eine Anweisung zur Beruhigung, die zwar in einem gedrängtern Vortrage noch mehr Würckung thun würde, die auch hin und wieder einige seichte Einfälle enthält; aber doch überhaupt nicht verunglückt ist. Im Anfange des zweyten Buchs dieser Trostschrift, scheint sich Chrysostomus von dem fürchterlichen Begriffe einer teuflischen Anfechtung etwas loßwickeln zu wollen. Weil Stagirius sich darüber beklagt hatte, daß ihn der Teufel oft zum Selbstmorde versuche: so beweiset er ihm dagegen, daß dergleichen Gedancken nicht allein vom Teufel, sondern auch von der Traurigkeit, ja wohl gar mehr von dieser, und vielleicht ganz allein von derselben, herrühren. Denn da viele, sagt er, welche von einer solchen Anfechtung frey sind, gleichwohl bloß durch die Traurigkeit zu so verzweifelnden Entschließun-

gen angetrieben werden: so mußt du diese ganz aus deinem Gemüthe verbannen; alsdann wird der Teufel dir nicht einmal solche Gedancken eingeben können. Er macht es, wie ein Dieb, der in der Nacht einbricht; er gießt, an Statt der Finsterniß, Betrübniß über unsere Seelen aus, und sucht uns alle Gedancken zu entziehen, die zu unserm Schutze dienen können, damit er die Wehrlose Seele desto leichter zu Grunde richte. Wie kann man aber, wirst du einwenden, von diesen Schmerzen befreyet werden, wenn man nicht erst von dem Teufel selbst errettet ist? Es ist nicht der Teufel, welcher die Traurigkeit erregt; sondern sie giebt ihm Kräfte, und stiftet böse Gedancken. Das bezeugt Paulus, (2. Corinth. C. II. v. 7.) der sich nicht vor dem Teufel, sondern vor einer solchen Schwermuth fürchtet, indem er die Corinthier warnet, des Sünders zu schonen, damit er nicht in eine zu heftige Traurigkeit versincke. Ist einmal dieser Kummer aus deiner Seele vertrieben, und sie wird von dem Teufel noch so gewaltsam angegriffen, was vor Schaden kann dir dieses verursachen? Was kann er wohl allein, ohne unser Versehen, wider uns ausrichten? Aber jene Traurigkeit bringt auch in seiner Abwesenheit viel Schröckliches hervor; sie hat viele angetrieben, sich selbst das Leben zu nehmen. Wie kann ich mich, frägst du, vor derselben verwahren? Dadurch, daß du die pöbelhaften Begriffe von derselben vermeidest. Denn bloß nach diesen hast du Ursache, dich über deine Anfechtung so sehr zu betrüben; im Grunde aber gar keine. Und nun belehrt Chrysostomus seinen Freund, daß ihn weder das Betragen seiner Bekannten gegen ihn, (als welche sehr rühmlich von seiner Beßerung und Vollkommenheit urtheilten;) noch der Umstand, daß ihn der Teufel in Gegenwart anderer zu Boden werfe, (denn nicht über einen solchen Fall, sondern über seinen

J. n. C. G. 363 bis 430

nen Sündenfall allein, müße man erröthen;) noch die Schmähworte anderer, (indem sie von Unsinnigen kämen, und auch niemanden träfen, als wer schändliche Handlungen begienge;) noch die Bekümmerniß und der Zorn seines Vaters, (der noch nichts von seinem Zustande wußte, und ein lasterhaftes Leben führte;) noch besonders die Ungewißheit, ob sein Unglück jemals in diesem Leben aufhören werde? (da er doch gewiß sey, daß es ihm große Vortheile bringe, und daß erst in der zukünftigen Welt die Belohnungen für die Leiden der gegenwärtigen zu hoffen sind;) daß ihm nichts von diesem allem so außerordentlich beunruhigen dürfe. Hierauf sucht er ihn noch mehr durch die Beispiele von Heiligen aufzumuntern, welche in ihren Trübsalen Gott vertrauet hätten. Von solchen nennt er, mit einer ausführlichen, sehr beredten, bisweilen auch künstlich vergrößerten Abschilderung ihres Zustandes, den Abel, Noah, zu deßen Zeiten er noch gar keine Geseze, Obrigkeiten, Richter und Strafen findet, Abraham, der weit mehr gelitten haben soll, als die beiden vorhergehenden, Hiob, Isaak, Jacob und Joseph. Er schließt dieses Buch mit folgenden Vorstellungen. Wenn ja diesen Heiligen etwas Angenehmes wiederfuhr: so war damals das himmlische Reich noch nicht völlig offenbart, und die Verheißung der zukünftigen Güter noch nicht klar genug. Nunmehr aber, da sie uns mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit versprochen werden, sollte sich wohl jemand noch unterstehen, darüber zu klagen, daß er im gegenwärtigen Leben gar nichts von Freuden genieße? Oder wird wohl derjenige hier überhaupt etwas vor Freuden halten, der die künftigen kennt? Kann es wohl eine niederträchtigere Seele geben, als diejenige, welche hoffen kann, nach einer kurzen Zeit in den Himmel zu kommen, und gleichwohl hier nach Ruhe, nach einer Glückseeligkeit, welche

nichts

nichts anders als Schatten ist, trachtet? Hat derjenige, welcher unter allen Menschen am meisten die Vergnügungen dieses Lebens gekostet hat, dennoch geurtheilt, daß alles eitel sey: so müßen wir, die wir nichts mit der Erde gemein, sondern unser Bürgerrecht im Himmel haben, desto mehr solche Gesinnungen annehmen.

Bey diesen zwey Büchern aber ließ es Chrysostomus nicht bewenden. Um seinem Freunde einen rechten Ueberfluß von Trost zu verschaffen, schreibt er, habe er noch das dritte hinzugefügt. Nachdem er es ohngefähr eben so angefangen hat, wie er das vorhergehende beschloß, mit einer Vergleichung zwischen den kurzen Mühseeligkeiten dieses Lebens, und der Herrlichkeit, zu welcher sie der Eingang sind, fährt er in dem Verzeichniße der Heiligen fort, welche viel Leiden, und daher auch ein reiches Maaß von Traurigkeit ausgestanden haben. Moses, Josua, David, die Propheten überhaupt, und Paulus, kommen hier, zum Theil wiederum mit starck aufgetragenen Farben, vor. Dazu sezt der Verfaßer noch die Beispiele von zween seiner Zeitgenoßen, die an unheilbaren Kranckheiten langsam starben, und von den Elenden in den öffentlichen Krankenhäusern. Vielleicht, fährt er fort, wirst du sagen, daß diese Uebel nur den Leib betreffen; das deinige hingegen die Seele angreiffe, und mehr Schmerzen verursache, als alle jene Kranckheiten. Aber eben dieses macht daßelbe erträglicher, weil es die Seele nur auf eine gewiße Zeit trifft. Uebrigens hat Gott deswegen die Traurigkeit in unsere Natur gepflanzt, daß wir aus derselben Vortheile ziehen, indem wir uns ihr zu rechter Zeit, das heißt, wenn wir etwas Böses thun, überlaßen. Sie ist eine herbe Arzney, ein Reinigungsmittel unserer Laster; das jedoch

bey

J. n. C. G. 363 bis 430.

bey einer leidenden Seele nicht allein nichts hilft; sondern sie auch schwächer und leichter zu überwinden macht. Es trägt schon viel zur Befreyung von der Traurigkeit bey, wenn man sie wider Willen bey sich zuläßt: und dazu muß auch ein anhaltender Eifer kommen. Woher weißt du aber, wirst du vielleicht fragen, daß ich jezt nicht die durch meine Sünden verdiente Strafe leide? Gesezt, dieses wäre wahr: so solltest du dich vielmehr freuen, daß dir hier deine Sünden erlaßen werden, damit du nicht mit der Welt verdammet werdest. Allein deine Leiden sind keine Sündenstrafen, weil schon dein vormaliges Leben fromm war. Außer diesen Betrachtungen empfielt Chrysostomus zulezt dem Stagirius, seine übermäßige Betrübniß, so wie David und Paulus, durch Gebet zu vertreiben.

Nicht lange nach dieser ersten Schrift, welche Chrysostomus als Diaconus aufgesezt hatte, scheinet das erste seiner zwey Bücher an eine junge Wittwe im Jahr 381. gefolgt zu seyn. Therasius, ein vornehmer und frommer Mann, war in der Blüte seines Alters gestorben, nachdem er nur fünf Jahre im Ehestande gelebt hatte. Um seine Wittwe darüber zu trösten, werden in dem ersten der gedachten Bücher zwar gewöhnliche und allgemeine Gründe, aber nicht bloß nach der gemeinen Art, vorgetragen. Der Verfaßer sagt im Anfange, daß er es nicht in der ersten Betäubung ihres Schmerzens, da man alle Tröstungen zurück zu stoßen pflegt, gewagt habe, ihr einige derselben vorzuhalten; wohl aber, nachdem sich der Sturm ihres Gemüths etwas gelegt hatte. Er findet darinne ein Merckmal der göttlichen Fürsorge für sie, daß, da ihr Geschlecht sich dem Schmerze vorzüglich leicht überlaße, auch ihre Jugend und ihr frühzeitiger Wittwenstand, ihre Unerfahrenheit in Geschäften, ihre vielen Sorgen, und ein ehemals unter lauter Vergnügen zugebrachtes Leben, ihren jezigen

Zustand äußerst hart gemacht hätten, sie gleichwohl in keine unheilbare Schwermuth verfallen sey. Darauf erinnert er sie, daß Gott versprochen habe, bey einer Wittwe die Stelle ihres Mannes zu vertreten, und daß der Nahme einer Wittwe keineswegs der Nahme eines Unglücks, sondern vielmehr einer großen Ehre sey, indem Paulus bey den Wittwen, die zum Dienste der Kirche gewählt werden sollten, die Jahre ihres Alters angegeben habe, welches er nicht einmal bey den Bischöfen that: und zwar deswegen, weil jene mit sehr vielen Nachstellungen und Gefahren zu sündigen umgeben wären. Daher habe sein heydnischer Lehrer, als er hörte, daß seine Mutter bereits zwanzig Jahre als Wittwe lebe, voll Bewunderung ausgerufen: Ey! was giebt es nicht vor Weiber unter den Christen! Er lobt sodann den Therasius, bemerckt, wie sehr man sich über den Todt der Frommen freuen müße, und wie herrlich dereinst die Körper der Seeligen seyn werden; breitet sich in besondern Beispielen, die selbst von den Kaisern seines Jahrhunderts, und ihren Gemahlinnen hergenommen sind, über die Unbeständigkeit des höchsten menschlichen Glücks aus; empfielt die Verachtung der eiteln Ehre und der Reichthümer; lehrt, diese leztern im Himmel in Sicherheit zu sezen, und tröstet seine Freundinn besonders darüber, daß ihr Gemahl, wie sie klagte, den Ehrenämtern entrißen worden sey, die auf ihn warteten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Eine andere Schrift des Chrysostomus, welche ebenfals an eine junge Wittwe überschrieben ist, ist gleichwohl keine Fortsezung der vorhergehenden. Es ist vielmehr, wie man aus dem Ende derselben schliessen kann, eine Predigt aus den Jahren seines Lehramts, worinne er die jungen Wittwen überhaupt ermahnt, sich nicht wieder zu verheyrathen. Nachdem er

J. n. C. G. 363 bis 430.

er die Ursachen untersucht hat, warum so viele Wittwen, die alle Beschwerlichkeiten des Ehestandes empfunden hätten, sich doch von neuem nach demselben sehnten, gesteht er, daß die zweyte Ehe eben so wenig verboten sey, als die erste; will aber doch an derselben eine gewiße Schwachheit des Geistes, und einen irdischen, niedrigen Sinn bemerckt haben. Auf den Einwurf, daß eine gute Handlung gut bleibe, sie mag einmal, oder öfters vorgenommen werden, und daß sie sogar durch die Wiederholung noch rühmlicher werde, antworret er, nicht die Vermischung der Körper, sondern die treue Anhänglichkeit an einen einzigen Mann, mache die Ehe aus; diese Tugend aber werde durch die zweyte Ehe aufgehoben. Daß Paulus den jungen Wittwen das Heyrathen auflegt, ist, wie er behauptet, nur auf den Fall gerichtet, wenn sie nicht ohne Ausschweifungen unverehlicht bleiben können. Er widerlegt weiter den Vorwand, als wenn eine Wittwe des Schutzes und Beistandes von einem Manne nicht entrathen könne; wobey er vielmehr zu beweisen sucht, daß sie sich durch ihre Verheyrathung manche nicht unverdiente schimpfliche Nachreden zuziehe. Die zweyte Ehe ist, nach seiner Meinung, zwar verstattet; aber darum nicht lobenswürdig: es sind nur keine Strafen auf dieselbe gesezt. Auch finden sich manche nachtheilige Umstände bey derselben; wie unter andern, daß derjenige, der eine Wittwe zur Frau nimmt, sie nicht wie eine Jungfrau lieben kann, weil sie bereits einem andern zugehört hat; aber auch ihrer Liebe wenig versichert ist, weil sie die Treue gegen ihren ersten Mann gebrochen hat. Zulezt macht der Verfaßer auch noch einen Unterschied zwischen Wittwen, welche es in ihrer Jugend geworden waren, und solchen, die erst nach einer langen Ehe ihren Mann verloren haben. Die Beharrlichkeit der erstern in diesem Stande wird weit

höhere

höhere Belohnungen erlangen, als wenn die leztern Wittwen bleiben. — Obgleich Chrysostomus nicht alles, was für die zweyte Ehe gesagt werden kann, mit eben der Stärcke vorträgt, mit welcher er sie zu widerrathen sucht; so war es doch für seine Zeiten schon genug, daß er sie nicht mit gleicher Heftigkeit verwarf, wie damals Hieronymus, und andere Lehrer, bereits seit dem zweyten Jahrhunderte, gethan haben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ganz ohne eine schädliche Herabsezung des Ehestandes, liefen freylich auch bey ihm dergleichen Empfelungen einer keuschen Enthaltsamkeit nicht ab. Das sieht man insonderheit aus seiner Abhandlung über die Jungfrauschaft, oder über das ehelose Leben, welche nach der wahrscheinlichen Bestimmung des Montfaucon, (Monitum in Librum de Virginitate, T. I. Opp. p. 267. sq.) entweder in eben diese Jahre, da er noch Diaconus war, oder wenigstens in die Zeit seines Lehramts zu Antiochien gehören mag, und von welcher man den Auszug schon anderwärts (Th. VIII. S. 292. fg.) gelesen hat.

Gewißer kann man seine Abhandlung über den Märtyrer Babylas, oder wider den Julianus und die Heyden, in diese frühern Jahre des Chrysostomus sezen. Er hat nachher auch eine Predigt von eben diesem Märtyrer gehalten: und beyde Aufsäze sind schon in einem andern Zusammenhange dieser Geschichte, (Th. IX. S. 242.) genannt worden. Die Geschichte des Babylas selbst, ingleichen die Versezung seiner Gebeine auf Befehl des Kaisers Julianus, und das Frohlocken der Christen über diese ihrer Religion rühmliche Begebenheit, sind ebenfals in andern Theilen dieses Wercks vorgekommen. (Th. IV. S. 207. fg. Th. VI. S. 348. fg.) Chrysosto-

J. n. C. G. 363 bis 430.

mus erneuert zwar auch in der Predigt das Andencken dieses Märtyrers, mit vielem Eifer gegen das Heydenthum. Aber in der weit längern Schrift oder Lobrede auf denselben, hat er alle seine Beredsamkeit angewandt, um den Babylas nicht allein bewundernswürdig; sondern auch als einen redenden Beweis für die Vortrefflichkeit und göttliche Unterstüzung des Christenthums, darzustellen. Eigentlich ist zwar der Grund, auf welchen der Verfaßer hier bauet, sehr wanckend, indem er ungewiße, und zum Theil offenbar falsche Sagen vom Babylas, mit den sichern Nachrichten über denselben vermischt. Er meldet zum Beispiel, daß ein Kaiser, den er nicht nennt, nachdem er einen Persischen Prinzen, den er zum Unterpfande des Friedens mit seinem Vater, dem Könige, als Geisel bekam, hatte hinrichten laßen, in die christliche Kirche zu Antiochien habe gehen wollen; daß aber Babylas, welcher damals Bischof dieser Gemeine gewesen sey, ihm solches nicht verstattet habe. Darauf habe ihn der Kaiser hinrichten laßen: und als in der Folge ein christlicher Kaiser die Gebeine dieses Bischofs in die Vorstadt von Antiochien, Daphne, habe bringen laßen, um die daselbst so üblichen Ausschweifungen zu hintertreiben, sey würcklich der Teufel in dem dortigen Tempel des Apollo, dadurch zum Stillschweigen genöthigt worden. Ohne Zweifel war es für einen Diakonus, der zu Antiochien selbst schrieb, gar nicht rathsam, eine zwar mit der Geschichte sehr streitende, aber bey den dasigen Einwohnern beliebte Erzählung von einem so verehrten Manne anzugreiffen; zumal da Chrysostomus mehr denjenigen Theil der Geschichte des Babylas brauchte, der in die Zeiten des Julianus fiel. Es ist auch überflüßig, zu zeigen, mit welcher Kunst und Begeisterung er hier diesen Märtyrer, vornemlich den vermeinten Sieg des-

selben über den Apollo, gepriesen habe. Denn man hat es bereits an einem andern Orte gesehen, (Th. IX. S. 200. fg.) wie unvorsichtig hitzig er in seinen Predigten selbst das Besuchen der Gräber und Ueberbleibsale der Märtyrer gerühmt habe. Desto weniger ist es auch unerwartet, wenn er hier nach dem allgemeinen Glauben seiner Zeit, hinzufügt, (p 555. ed. Montefalc. Tom. II. Opp.) daß noch täglich von den Märtyrern Wunder ausgeübt würden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Einiges verdient jedoch auch aus dieser besonders zierlich geschriebenen Abhandlung beigebracht zu werden: und sollte es nicht um seiner Vortrefflichkeit Willen nöthig seyn; so würde es doch, wie bey andern Schriften des Chrysostomus, dazu dienen, den eigenen Gang, welchen er oft bey der Behandlung einer gewöhnlichen Materie nimmt, immer kenntlicher zu machen. Hier ist insonderheit der Eingang merckwürdig, welcher folgenden Anfang hat. Als unser Herr Jesus Christus schon seinem Leiden nahe war, und den lebendigmachenden Todt sterben sollte, sagte er noch in der lezten Nacht zu seinen Jüngern: **Wer an mich glaubt, der wird die Wercke, die ich thue, auch thun, und noch größere.** Es hat viele andere Lehrer gegeben, welche auch Schüler gehabt, und Wunder verrichtet haben, wie die Heyden sich deßen rühmen. Aber keiner von ihnen hat sich jemals unterstanden, etwas solches zu dencken, oder zu sagen; so unverschämt sie auch sonst waren; so geläufig es ihnen auch ist, vorzugeben, daß viele ihrer Wunderthäter die Schatten von Verstorbenen gezeigt hätten. Ich will die Ursache davon angeben. Jene schändlichen Betrüger sahen freylich wohl ein, daß, wer andere durch ein Blendwerck berücken wolle, daßelbe wahrscheinlich genug einrichten müße, um nicht eines

J. n. C. G. 363 bis 430.

Betrugs überführt zu werden: so wie man listigern Fischen und Vögeln die Netze nicht ganz bloß vorlegt. Hätten sie also gesagt, daß einer von ihnen seinen Schülern eben das versprochen habe, was Christus den seinigen verheißen hatte: so wären sie selbst von den Betrogenen verlacht worden, weil sie nicht einmal wahrscheinlich hätten lügen können. Denn etwas solches vorhersagen und würcklich erfüllen, gehört allein für jene seelige Macht. Zwar haben ehemals die bösen Geister den Betrogenen ein Blendwerk machen können; das geschah aber deswegen, weil die Quelle des Lichts noch nicht vielen bekannt war. Damals konnte man sowohl an andern Betrügereyen, als an den Opfern, sehen, daß es Wercke der bösen Geister wären. Welch eine Raserey war es nicht, daß sie befohlen, Menschen auf ihren Altären durch die Eltern selbst zu opfern! Wäre auch ein großes Wunder darauf erfolgt; (wiewohl nur etwas Unbedeutendes und Betrügerisches erfolgt ist;) so hätte doch bloß dieser Umstand allen, die ihrer Vernunft mächtig waren, zeigen können, wie lasterhaft diejenigen sind, welche unser Daseyn zerstören. Aber unser Herr Jesus, der wegen seiner Vorschriften und Wunder als Gott angebetet werden muß, hat selbst seine Feinde, die Heyden, von diesen unmenschlichen Opfern befreyet. Wie sehr seine gedachte Verheißung erfüllt worden sey, davon seyd ihr Heyden selbst Zeugen. Sagt mir, warum kennen so viele den Zoroaster und Zamolxis nicht einmal dem Nahmen nach? Ist es nicht darum, weil alles, was von ihnen erzählt wird, aus lauter Erdichtungen besteht? Sie, und diejenigen, welche dieses ersonnen haben, sollen zwar ansehnliche Männer gewesen seyn: vermuthlich, weil jene Zauberer, und diese Betrüger waren. Allein ihre Kunstgriffe helfen nichts; da hingegen das Christenthum sich ohne fremde Hülfe gegen alle Angriffe

griffe erhalten hat. Die berühmtesten Philosophen und Redner sind dadurch, daß sie wider uns stritten, lächerlich geworden, und haben das Ansehen von Knaben gehabt, welche Poßen reden. Unter so vielen Völckern haben sie weder einen Weisen, noch Thoren, keinen Mann noch Weib, nicht einmal ein Kind, zu ihrer Meinung bringen können. Ihre Schriften sind so belachenswürdig, daß einige derselben längst untergegangen; andere, sobald sie erschienen, verschwunden sind. Hat sich noch etwas davon erhalten: so ist es bey den Christen geschehen; weit gefehlt, daß sich diese davor gefürchtet hätten. Hätten wir diamantne und unverwesliche Leiber: so würden wir uns nicht scheuen, Schlangen, Scorpionen und Feuer mit unsern Händen anzufaßen. Da wir aber solche Seelen und einen solchen Glauben von Christo empfangen haben: so fürchten wir uns nicht, das Gift unsrer Feinde bey uns zu führen. Eure Religion hat niemand gewaltsam angegriffen. Keiner der christlichen Kaiser hat gegen euch solche Befehle gegeben, als die Verehrer der bösen Geister wider uns. Gleichwohl ist der Irrthum der Heyden eben so von selbst gefallen, wie ein schwindsüchtiger Körper sich nach und nach verzehrt. Das wenige, was noch davon übrig ist, wird auch leicht vertilgt werden können. Ganz anders verhält es sich mit der Sache der Fischer; sie blühet täglich mehr; ob sie gleich unter beständigen Trübsalen, Kriegen und Unruhen auf unsere Zeiten gekommen ist. Das Heydenthum wurde, nachdem es sich überall ausgebreitet hatte, und sehr starck geworden war, durch die Macht Christi zerstört. Unsere Predigt aber hat, ehe sie noch gegründet war, gleich vom Anfange her, mit der ganzen Welt fechten müssen; sie hat ihr Haupt zu einer unermeßlichen Höhe empor gehoben; wiewohl sie nur geringe Leute zu Lehrern hatte: einen Zeltmacher

J. n. C. G. 363 bis 430.

 und

J. n. E. G. 363 bis 430.

und einen Fischer. Diesen konnte es gar nicht einfallen, Wunder zu erdichten: wer würde, bey einem offenbaren Betrug, und ohne allen Grund, ihren Glauben angenommen haben. Und was konnte sie zu solchen Erdichtungen bewegen? Auf ihre Beredsamkeit konnten sie sich nicht verlaßen, da einer von ihnen ganz ungelehrt war; auch nicht auf ihren Reichthum, oder auf ihre vornehme Herkunft. Worauf hätten sie sich denn verlaßen können? Etwan auf das Fischernez oder die Angel? oder auf Scheere und Bohrer? Werdet ihr euch nicht wegbegeben, ihr Unsinnige! und euch entweder erdroßeln, oder in einen Abgrund stürzen? Wir wollen aber etwas Unmögliches als würcklich sezen! Es mag jemand von der See herkommen, und sagen: Der Schatten meines Körpers hat Todte auferweckt. Ein anderer mag aus der Werckstätte, wo er Zelte verfertigt, hervortreten, und eben dieses von seinen Kleidern rühmen. Welcher Zuhörer wird so wahnwitzig seyn, daß er ihnen solche wichtige Dinge bloß auf ihr Wort glauben sollte? Warum hat denn damals kein anderer Künstler etwas dergleichen von sich gerühmt? oder warum hat kein anderer es von ihm erzählt? Wären unsere Nachrichten Erdichtungen: so würden die Nachkommen vermuthlich desto leichter ähnliche Lügen vorgebracht haben. Die erstern hatten kein Beispiel ihrer Vorgänger, aus welchem sie sich Hoffnung zu dem Fortgange ihres Betrugs machen konnten; aber die leztern konnten schon mit mehr Vertrauen einen Betrug wagen, weil sie nach einem solchen Beispiele, alle Menschen vor unsinnig halten, und sicher von sich vorgeben durften, was sie nur wollten. Die Worte der Heiden sind würcklich Thorheiten, welche man belachen muß. Wenn sie unsere Religion bestreiten: so muß man über sie entweder lachen oder weinen, weil sie etwas Schwereres unternehmen, als die-

diejenigen, welche den Himmel mit Pfeilen durchbohren, oder den Abgrund des Meeres ausleeren wollen. Die Wahrheit unserer Lehre kann niemals widerlegt werden, weil nichts stärcker, als Wahrheit ist. Jeder also, der seines Verstandes mächtig ist, muß zugeben, daß die Erzählungen von derselben eben so glaubwürdig sind, als was wir jezt sehen. Zur Bestätigung deßen wendet sich nun der Verfaßer zu dem Wunder, welches Babylas durch die Verbrennung des Tempels des Apollo gewürckt haben soll, und überhaupt zu seiner Geschichte.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Es ist lange nicht die Hälfte von dem Eingange des Chrysostomus zu dieser Abhandlung, was man bisher daraus gelesen hat. Allein diese selbst ist mit Betrachtungen, Gemeinplätzen, Vergleichungen und lobrednerischen Zügen aller Art, so sehr angefüllt, daß man zwar die Fruchtbarkeit der Kunst des Redners nicht ohne einige Bewunderung bemerckt, aber in der That auch dadurch ermüdet wird. Man muß ihn zugleich bedauern, daß er an diese fabelhafte Geschichte so großen Fleiß verwandt hat. Dazu kömmt noch, daß die vorangeschickte Einleitung über die Glaubwürdigkeit der Wunder unter den Christen in den spätern Zeiten, ihre Absicht nicht erreicht. Nicht allein Heyden, sondern selbst Christen, wenn es anders damals möglich gewesen wäre, konnten immer noch den Beweis von dem Verfaßer fordern, daß es das Gebet des Babylas gewesen sey, welches den Bliz auf den gedachten Tempel herabgeführt hat. Die lange Stelle, worinne er sich über die Klagen des Libanius wegen dieses Unfalls lustig macht, ist vielleicht die angenehmste in der ganzen Schrift.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Daß Chrysostomus auch sein Werck vom Priesterthum in den Jahren, da er Diakonus war, geschrieben habe, ist bereits oben (S. 277.) bey dem Auszuge aus demselben, bemerckt worden. Da die ausgebreitete Menschenkenntniß, welche er darinne an den Tag legte, keine Frucht seiner genauern Bekanntschaft mit der Welt, die er seit vielen Jahren floh, seyn konnte: so ist es glaublich, daß er entweder die Menschen sehr frühzeitig beobachtet, oder sie in der Folge hauptsächlich aus Schriften kennen gelernt habe. In eben diese Zeiten sezt Montfaucon auch eine Art von Auszuge aus der heiligen Schrift, so weit derselbe noch übrig ist. Allein er giebt von dieser muthmaaßlichen Bestimmung gar keine Gründe an: (Monit. ad Synopsin Script. S. T. VI. p. 313.) und es wird daher von dieser Schrift weit füglicher bey der genauern Vorstellung der Arbeiten des Verfaßers über die heilige Schrift, Nachricht ertheilet werden können. Eben so ist es eine Muthmaaßung des Tillemont, (Mémoires, Tome XI. p. 29.) die keine Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß der Diakonus, von welchem Chrysostomus in einer seiner Predigten erzählt, (Homil. XLVI. in Act. Apost. p. 349. sq. T. IX. Opp. ed. Montefalc.) daß er sich des Unterrichts einer Menge von Catechumenen, den die Aeltesten zu Antiochien vernachläßigten, angenommen habe, er selbst gewesen sey.

Meletius, Bischof von Antiochien, war unterdeßen bereits im Jahr 381. zu Constantinopel verstorben. Die zwanzigjährige Spaltung in der Antiochenischen Gemeine, die von ihm den Nahmen hat, deren Ursprung in der Geschichte der frühern Arianischen Händel schon beschrieben worden ist, (Chr. KGesch. Th. VI. S. 173. fg.) und die in der Fortse-

zung

zung dieser Händel noch einmal vorkommen wird, hörte mit seinem Tode nicht auf. Flavianus, der angesehenste Aelteste zu Antiochien, wurde nun zwar rechtmäßiger Bischof der Gemeine. Allein da Paullinus nicht aufhörte, das Oberhaupt der gegenseitigen Parthey abzugeben, blieben auch die Christen daselbst noch ferner in Meletianer und Paullinianer getheilt. Chrysostomus, der immer zu den erstern gehört hatte, verließ sie auch jezt nicht. Die Nachricht des Socrates, (H. Eccl. L. VI. c. 3.) daß er sich nach dem Tode des Meletius, von dieser Parthey abgesondert, und ohne der andern beyzutreten, drey Jahre lang in völliger Ruhe gelebt habe, ist ein augenscheinlicher Fehltritt, den dieser Geschichtschreiber, und ausser demselben noch ähnliche in dem Leben des Chrysostomus gethan hat. Tillemont hat dieses umständlicher dargethan, als man es hier erwarten darf. (Mém. l. c. p. 555.) Vielleicht hat die Abneigung des Chrysostomus gegen alle schismatische Nahmen, die er in jenen Jahren bewiesen hat, und nach welcher er auch in der Folge dieses Schisma gänzlich endigte, zu einer solchen Erzählung Gelegenheit gegeben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nachdem Chrysostomus mehrere Jahre, bloß als Diakonus, aber bereits mit den Gaben eines nüzlichen Schriftstellers, der Religion und Kirche gedient hatte, wurde er im Jahr 386. vom Flavianus zum ordentlichen Lehrer oder Presbyter geweiht. Dadurch ward er nicht nur überhaupt der Gehülfe seines Bischofs im Lehramte; sondern es scheint ihm dieser sogar auch einen Theil der Verwaltung seiner bischöflichen Rechte übertragen zu haben. Man schließt dieses aus Stellen in den Predigten des Chrysostomus, worinne er sich die Gewalt beylegt, unwürdige Christen von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Vielleicht

J. n. C. G. 363 bis 430.

aber folgt aus diesen Stellen nicht mehr, als dieses, daß er sich durch den Antheil, welchen die Aeltesten an den Berathschlagungen über dergleichen kirchliche Strafen meistentheils hatten, berechtigt hielt, in dem Ton eines Drohenden zu sprechen. Hingegen leidet es weniger Zweifel, daß Chrysostomus gar bald, selbst mit Vorschub, Beifall und Bewunderung des Flavianus, der vornehmste Lehrer zu Antiochien im öffentlichen Religionsvortrage geworden ist. Die Aeltesten waren zwar alle, ihrer ersten Bestimmung nach, Lehrer. Allein man lernte nach und nach aus der Erfahrung, daß einige Religionskenntniße und Geschicklichkeit im Vortrage, zur Ausübung dieser Pflicht lange nicht hinreichten. Die Bischöfe also, welche eigentlich die Hauptlehrer der Gemeine, und auch verbunden waren, es durch Predigten zu seyn, so weit es ihre übrigen Geschäffte verstatteten, wählten, theils, um ihre Stelle bisweilen zu vertreten, theils zu Lehrern in den verschiedenen Kirchen ihrer Stadt, gern diejenigen unter ihren Aeltesten, welche sich durch Beredsamkeit, Klugheit, und andere Eigenschaften, auszeichneten. Den übrigen gab die Besorgung vieler gottesdienstlicher Gebräuche und kirchlicher Angelegenheiten, Arbeit genug; wenn sie gleich seltner oder gar nicht zu der nach dem gemeinen irrigen Wahne leichten Beschäftigung des Predigens gebraucht wurden. Chrysostomus, der seine vorzügliche Fähigkeit dazu schon längst bewiesen hatte, wurde doch erst in einem Alter von beinahe vierzig Jahren, zu dieser Absicht hervorgezogen, weil ihn selbst seine Bescheidenheit davon zurück hielt; er fühlte auch, nach der Art trefflicher Köpfe, die Schwierigkeiten des Lehramts im voraus stärcker, als es die mittelmäßigen in der Verwaltung deßelben zu fühlen im Stande sind. Außer andern Vorzügen, die er vereinigte, besaß er insonderheit eine ausnehmende Fertigkeit,

keit, auch ohne gehörige Vorbereitung, wenn es nöthig war, über die Religion gut und einnehmend zu reden. Ordentlich predigte er einmal oder zweymal in jeder Woche; aber, wenn Feste der Märtyrer oder andere außerordentliche Veranlaßungen kamen, auch öfters: und man hat Beispiele, daß er fünf Tage nach einander den Lehrstuhl bestiegen habe. Flavianus war nicht selten sein Zuhörer; er predigte auch wohl nach ihm; allein so außerordentlich rühmlich die Aufnahme war, welche Chrysostomus bey den versammleten Christen fand; so ließ doch sein Bischof niemals ein Merckmal der Eifersucht oder des Neides gegen ihn blicken.

J. n. C. G. 363 bis 430.

So groß und anhaltend aber auch der Zulauf der ihn bewundernden Menge zu seinen Predigten war; so hat doch Tillemont (Mémoires, l. c. p. 34.) etwas übereilt aus einer seiner Homilieen (Hom. LXXXV. in Matthaeum, p. 810. T. VII. Opp. ed. Montef.) geschloßen, daß er ordentlich hundert tausend Zuhörer gehabt habe. Nicht zu gedencken, daß dieses aus natürlichen Ursachen vor unmöglich gehalten werden muß: so sagt auch Chrysostomus in der angeführten Stelle nichts weiter, als daß es hundert tausend Christen zu Antiochien gegeben habe, welche von Zeit zu Zeit sich in der Kirche, wo er lehrte, der ältesten von allen, einfanden. Doch selbst der ungemeine Beifall, welchen sie ihm bezeigten, war mit Mißbräuchen vermischt, welche sein Vergnügen darüber ziemlich mäßigten. Es war seit einiger Zeit üblich geworden, daß man den christlichen Lehrern, deren Vortrag der Menge vor andern gefiel, dieses selbst während ihrer Predigten, durch lautes Zurufen, und andere äußerliche Zeichen, zu erkennen gab. Zwar trifft man schon in der Geschichte des Bischofs von Antiochien,

J. n. C. G. 363 bis 430.

Paulus von Samosata, um die Mitte des dritten Jahrhunderts, etwas Aehnliches an, wie anderwärts (Th. IV. S. 393.) erzählt worden ist. Allein er verlangte solche Merckmale der Zufriedenheit selbst von seinen Zuhörern; verwies es ihnen, wenn sie dieselben unterließen; und diese seine Eitelkeit gehörte mit zu den Vorwürfen, welche man ihm allgemein machte. Jezt hingegen sah man gerade das Gegentheil: diese unanständigen Zeichen des Beifalls kamen nur zu oft freywillig; aber die weisesten Lehrer, denen man damit eine Ehre zu erweisen gedachte, mißbilligten sie; oder duldeten sie mit Widerwillen. Es ist freylich wahrscheinlich, daß die christlichen Lehrer selbst wider ihre Absicht dazu die Veranlassung gegeben haben mögen. Sie hatten den öffentlichen Religionsunterricht nach und nach von seiner ersten ungekünstelten Einfalt, von der er noch den Nahmen einer gesellschaftlichen Unterredung (Ὁμιλία, Sermo,) trug, bis zu dem höchsten Ton der ausgearbeitetesten Reden hinaufgestimmt. In diesen Zeiten der Herrschaft des Christenthums im Römischen Reiche, wollten die Lehrer deßelben und andere christliche Schriftsteller den Heyden eben so wenig in der Beredsamkeit, als in einer andern Kunst oder Wißenschaft, etwas nachgeben. Dieser Wettstreit wurde für die Christen sehr nüzlich; zuweilen aber brachten sie ihn am unrechten Orte, und nicht ohne ihren Schaden, an. Man hat es schon an einem andern Orte gesehen, (Th. IX. S. 188. fg.) wie viel der Aberglaube dadurch gewonnen habe, daß die Lehrer in den gottesdienstlichen Versammlungen ihre Kunst in Lobreden auf die Märtyrer erschöpften. In denjenigen Reden, welche sie zur Unterweisung in der Religion hielten, wußten sie zwar oft, bey aller Schönheit derselben, den Gesichtskreis des großen Hauffens geschickt vor den Augen zu behalten. Allein da man einmal

merckte,

merckte, daß sie nicht bloß als faßliche und beßernde Lehrer geschäzt, sondern eben so sehr als Redner bewundert zu werden wünschten: so bediente man sie gleichsam nach ihrer Neigung. Das Zujauchzen und Händeklatschen, mit welchem treffliche Schauspiele, gerichtliche und andere Reden empfangen wurden, gieng auch in die Predigten über. Es war eine Warnung für die damaligen christlichen Lehrer, und konnte es für alle ihre Nachfolger abgeben, Meisterstücke der Beredsamkeit, und andere Mittel einer bloßen Unterhaltung oder Ergözung ihrer Zuhörer, sowohl weil sie für diese Gattung des lehrenden Vortrags gar nicht gehören, als wegen der widrigen Würckungen, die sie hervorbringen, mit aller Vorsichtigkeit, und nur unter gewißen Umständen, zu gebrauchen. Auch ohne solche unanständige Folgen, kann es allzuleicht geschehen, daß ein mit Selbstgefälligkeit erfüllter Lehrer, der nach dem Beifall der Menge hascht, die Kanzel beynahe in einen Schauplaz verwandelt, auf welchem er alles erlaubt hält, was ihm den Ruhm erwirbt, ein angenehmer Redner zu seyn.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Die Zuhörer der christlichen Lehrer in diesen Zeiten, pflegten ihre freudige Theilnehmung an Predigten, die ihnen vortrefflich zu seyn dünckten, auf mancherley Weise an den Tag zu legen. Bald riefen sie ihnen laute Lobsprüche und Aufmunterungen zu. Die Nahmen eines Rechtgläubigen, eines dreyzehnten Apostels, und andere mehr, erklangen oft aus einem Munde, der zu unverständigem Tadel eben so bereit war, als zu unsinnigen Lobpreisungen. Bald wollten sie zu erkennen geben, wie wohl sie dasjenige verstünden, was der Lehrer sagte, und im Begriff war, hinzuzusezen. Daher fielen sie ihm, wenn er eine biblische Stelle anführte, ins Wort, und brachten sie eher

zu

J. n. C. G. 363. bis 430.

zu Ende, als er es thun konnte. Sie erhuben auch wohl ein ganz verworrenes Geschrey der Bewunderung und des Vergnügens, ohne eigene Worte; bewegten die Hände, sprangen in die Höhe, wehten ihre Schweiß- oder Schnupftücher herum, und nahmen noch andere Gebehrden vor.

Unter allen öffentlichen Lehrern dieses Zeitalters scheinen Chrysostomus und Augustinus diese vermeinten Ehrenbezeigungen am häuffigsten empfangen zu haben. Aber eben deswegen findet man auch in ihren Predigten so viele nachdrückliche und wohlgetroffene Stellen, worinne sie dieselben entweder ganz verwerfen, oder einzuschräncken suchen. Chrysostomus hat hierbey den rühmlichsten Ernst bewiesen; er giebt zugleich Belehrungen von allgemeiner Brauchbarkeit. Eine seiner merckwürdigsten Stellen ist die folgende. (Homil. XXX. in Act. Apost. p. 238. sq. T. IX. Opp. ed. Montefalc.) „Viele, sagt er, thun vieles, um, „wenn sie hier stehen, eine recht lange Rede zu halten. „Wenn sie dann von dem großen Hauffen lauten Bei- „fall (Κρότος heißt es hier und im Folgenden, das ist, „Klatschen, Hüpfen, und andere lärmende Zeichen „des Beifalls geben, wofür aber nur ein allgemeines „Wort gesezt werden kann;) erlangen, so glauben sie „ein Königreich erworben zu haben. Erfolgt aber am „Ende ihrer Rede ein Stillschweigen: so ist ihre Trau- „rigkeit darüber ihnen unerträglicher als die Hölle. „Das hat eben die Gemeinen in Verwirrung gestürzt, „daß ihr keinen Vortrag hören wollt, der euch schmerz- „liche Empfindungen verursacht; sondern nur einen „solchen, der durch Klang und Zusammensezung der „Worte belustigt: nicht anders, als wenn ihr Sän- „ger und Citherspieler hörtet. Und wir richten uns „frostig und mühsam nach euren Begierden; die wir

„viel-

„vielmehr ausrotten sollten. Hierinne handeln wir
„eben so, wie ein Vater, der seinem weichlichen, aber
„zugleich kräncklichen Knaben, einen kalten Kuchen,
„und was ihn bloß ergözen kann, giebt; für das Nüz-
„liche aber gar nicht sorgt. Werfen ihm dieses die
„Aerzte vor, so antwortet er zu seiner Vertheidigung:
„Was sollte ich thun? ich kann das Weinen des Kna-
„bens nicht ertragen. O des Elenden, Unglücklichen
„und Verräthers! denn einen Vater kann ich ihn nicht
„nennen. Wie viel beßer wäre es, den Knaben nach
„einer kurzen Betrübniß, vollkommen zu heilen, als
„eine vorübergehende Gefälligkeit zur Ursache einer be-
„ständigen Traurigkeit zu machen! Eben das thun
„auch wir, indem wir nach einem schönen Ausdrucke
„und anmuthigen Zusammenfügungen übermäßig stre-
„ben: bloß um zu gefallen, nicht um nüzlich zu seyn;
„um bewundert zu werden, nicht um zu lehren; um
„zu vergnügen, nicht um zu zerknirschen; um mit lau-
„tem Beifall und Lob wegzugehen, nicht um die Sit-
„ten in Ordnung zu bringen. Glaubt es mir! ich sa-
„ge es nicht vergebens, wenn mein Vortrag mit Zu-
„rufen aufgenommen wird: so wiederfährt mir zu der-
„selben Zeit etwas Menschliches: denn warum sollte
„ich die Wahrheit nicht sagen? ich freue mich, und
„zerfließe in Lust. Wenn ich aber nach Hause gekom-
„men bin, und bedencke, daß die Zurufenden keinen
„Nuzen erhalten haben, und daß, wenn auch einiger
„erhalten werden konnte, derselbe durch die Zurufun-
„gen und Lobsprüche verloren gegangen sey: so schmerzt
„mich dieses, ich seufze und weine; es ist mir nicht
„anders zu Muthe, als wenn ich alles vergeblich gere-
„det hätte, und ich sage zu mir selbst: Was hilft mir
„mein Schweiß, wenn die Zuhörer aus meinen Reden
„keine Früchte ziehen wollen? Oft habe ich darauf ge-
„dacht, ein Gesez vorzubringen, das den lauten Bei-
„fall

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„fall verbiete, und euch zu bewegen, stillschweigend „und mit anständiger Bescheidenheit zuzuhören. Aber „laßt es immer auf meine Ermahnung geschehen, und „folgt mir! wir wollen das Gesez feststellen, daß es „keinem Zuhörer erlaubt seyn soll, den Redenden durch „lauten Beifall zu unterbrechen. Will er bewundern, „so mag er stillschweigend bewundern! niemand wird „es ihm verbieten. Aber Fleiß und Eifer gehe nur auf „die Aufnahme des Gesagten! Warum habt ihr einen „Geräuschvollen Beifall gegeben? Darüber stelle ich „ein Gesez fest: ihr aber könnt kaum das Zuhören ver„tragen. Das wird viel Gutes stiften, und eine Ue„bung der Philosophie abgeben. Die heydnischen Phi„losophen unterrichteten öffentlich, ohne daß man sie „durch ein solches Geräusche gestört hätte. Die Apo„stel redeten auch zu dem Volcke: und man findet nir„gends, daß sie auf diese Art im Sprechen unterbro„chen worden wären. Wir werden dadurch viel ge„winnen; aber laßt es uns auch festsezen, und ruhig „alle zuhören, und alles sagen! Wenn wir gleich nach „dem Zurufen weggiengen, und das Gehörte behiel„ten; so würde doch auch solchergestalt das Lob nicht „nüzlich seyn. Aber ich will dieses nicht genauer un„tersuchen, damit man mir nicht grobe Sitten Schuld „gebe. Weil unterdeßen kein Vortheil, sondern viel„mehr Schaden daraus entsteht: so laßt uns das Hin„derniß aufheben, und die muthwilligen Sprünge der „Seele unterdrücken. Christus hat das Volck auf „dem Berge gelehrt; aber niemand sagte etwas, bis „er seine Predigt geendigt hatte. Ich entziehe denen „nichts, welche ihren Beifall laut geben wollen; ich „mache sogar, daß sie noch mehr bewundern können. „Es ist weit beßer, stillschweigend zu hören, durch „das Gedächtniß zu aller Zeit im Hause und auf dem „Marckte Beifall zu geben, als alles zu verlieren, und

„leer,

„leer, ohne irgend eine Ursache zum Beifall, nach Hause
„zu kommen. Denn wie sollte nicht ein solcher Zuhörer
„lächerlich werden, vielmehr vor einen Schmeichler und
„Spötter gehalten werden, der sich erklärt, sein Leh-
„rer habe recht geredet, und gleichwohl nicht anzeigen
„kann, was derselbe gesagt habe? Das ist bloß Schmei-
„cheley. Demjenigen der Citherspieler und Schau-
„spieler hört, begegnet dieses ganz natürlich, daß er
„sie nicht nachahmen kann. Wo es aber nicht auf
„Gesang und Klang, sondern auf vernünftige Begriffe
„und philosophische Stärcke ankömmt, welche ein jeder
„leicht sagen und ausdrücken kann, wie sollte da derje-
„nige nicht Vorwürfe verdienen, der nicht einmal die
„Ursache anzugeben weiß, warum er den Prediger ge-
„lobt habe? Nichts ist der Kirche so anständig, als
„Stillschweigen und gute Ordnung. Das Getümmel
„gehört für die Schauplätze, für die Bäder, öffentli-
„che Aufzüge und Marcktplätze. Wo aber solche Lehr-
„säze vorgetragen werden, da muß Stille und Ruhe,
„Philosophie und ein großer Hafen seyn. Ich bitte
„und flehe euch, daß ihr euch dieses alle bekannt macht.
„Denn ich untersuche sorgfältig alle Mittel, wodurch
„ich euren Seelen nüzlich werden kann: und dieses Mit-
„tel scheint mir nicht gering zu seyn; es nüzt nicht al-
„lein euch; sondern auch uns. Es wird nicht zuge-
„ben, daß wir stolz werden; noch daß wir Lobsprüche
„und Ruhm lieben; noch daß wir bloß ergözende, son-
„dern nüzliche Dinge sagen; daß wir uns nicht mit
„der Zusammenfügung und Schönheit der Redensar-
„ten, sondern mit der Kraft der Begriffe, jeden Au-
„genblick beschäftigen. Gehe in die Werckstätte des
„Mahlers! Du wirst daselbst viele Stille antreffen.
„Auch hier soll sie herrschen! Denn auch hier mahlen
„wir königliche Gemählde; keines von einer Privat-
„person, wegen der Farben der Tugend. Was ist

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„das? Ihr gebt also wieder lärmenden Beifall!
„Scheint es nicht eine leichte Sache zu seyn? und doch
„habt ihr nicht von Natur, sondern durch eine lange
„Uebung nicht gelernt, dieses zu beßern? Unser Grif-
„fel ist also die Zunge; der Künstler aber ist der heili-
„ge Geist. Sage mir: giebt es wohl beym geheimen
„Gottesdienste ein Getümmel oder eine Unruhe? Wenn
„wir getauft werden, wenn wir alles übrige thun: ist
„da nicht lauter Ruhe und Stille? Diese Schönheit
„ist im Himmel zerstreuet. Deswegen werden wir
„bey den Heyden verleumdet, als wenn wir alles nur
„zur Schau und aus Ehrbegierde thäten."

Diese lange, und überhaupt genommen, ihres Verfaßers würdige Stelle, dient zugleich Statt anderer, worinne Chrysostomus mit ohngefähr gleichen Vorstellungen, seine Zuhörer warnete, die Kirche in keinen Schauplatz zu verwandeln, und nicht zu vergeßen, daß er von ihnen, an Statt eines lärmenden Beifalls, nur Beßerung verlange. Mit geringerm Eifer und rednerischem Nachdrucke, aber doch auch deutlich und lebhaft genug, erklärte sich Augustinus mehrmals wider diesen Mißbrauch. „Es ist gefähr-
„lich für mich," sagt er in einer seiner Predigten, (Serm. CCCXXXIX. p. 912. Tom. V. Opp. ed. Antverp.) „wenn ich bloß darauf sehe, wie ihr lobt; aber
„mich darüber unwißend stelle, wie ihr lebt. Derje-
„nige, unter deßen Augen ich rede, oder vielmehr un-
„ter deßen Augen ich dencke, weiß, daß ich mich nicht
„sowohl am Lobe des Volks ergöze, als mich ängstlich
„darum bekümmere, wie diejenigen leben, welche mich
„loben. Ich will von übel Lebenden nicht gelobt seyn;
„ich verabscheue dieses; es verursacht mir Schmerz,
„nicht Vergnügen. Soll ich sagen, daß ich von gut
„lebenden nicht gelobt seyn will: so würde ich lügen;
„soll

„soll ich aber sagen, ich will: so fürchte ich, begieri-„ger nach dem Eiteln, als nach dem Gründlichen zu „seyn. Was soll ich also sagen? Ich will es nicht „ganz, und verwerfe es auch nicht ganz: jenes, um „nicht durch menschliches Lob Gefahr zu leiden; die-„ses, damit diejenigen nicht undanckbar seyn mö-„gen, welchen ich predige.“ Eine andere seiner Predigten schließt er mit den Worten: „Ihr „habt gehört, ihr habt gelobt; Gott sey Danck! Ihr „habt den Saamen erhalten, und dafür Worte gege-„ben. Diese Lobsprüche drücken uns vielmehr, und „gereichen uns zur Gefahr: wir dulden sie, und zit-„tern zwischen denselben. Es sind doch, meine Brü-„der! diese eure Lobsprüche, nur Blätter von Bäumen, „und man sucht Früchte.“ (Serm. LXI. de verbis Evangel. Matthaei, p. 249. l. c.) Hingegen tadelt er auch seine Zuhörer mehr als einmal, daß sie, da er noch gar nichts ausnehmendes gesagt, nur eine Frage aufgeworfen, oder eine biblische Stelle angeführt hätte, ihm bereits unverständigen Beifall zuschrieen. (Serm. XCVI. p. 358. l. c. Enarrat. in Psalm. CXLVII. p. 1237. Tom. IV. Opp.) Bey einer andern Gelegenheit lobt Augustinus den Zuruf seiner Zuhörer desto gefälliger. Er hatte angefangen, ihnen zu erklären, wie **Gedächtniß**, **Verstand** und **Willen** in ihnen wären, zwar von ihnen gezählt, aber nicht getrennt werden können. Dabey war er sehr besorgt, ob sie ihn auch verstehen würden. Als sie aber riefen: Memoria! sagte er sogleich: „Ich sehe, daß uns der Herr „beysteht. — — Ihr habt durch Aufmercksamkeit „im Zuhören, und Geschwindigkeit im Verstehen, „nicht allein das Gesagte begriffen; sondern seyd auch „dem noch zu Sagenden zuvorgekommen. Danck sey „dem Herrn!“ (Serm. LII. p. 216. T. V. Opp.)

J. n. C. G. 363 bis 463.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Mitten unter der Unzufriedenheit also, welche diese Lehrer gegen den laut und mit Geräusche ausgedrückten Beifall ihrer Zuhörer äußern, blickt doch ein gewißes Wohlgefallen an demselben aus einer, wie es scheint, natürlichen Danckbarkeit, eine Neigung, ihn mehr zu leiten und einzuschräncken, als gänzlich aufzuheben, hervor. Chrysostomus selbst, der sich am strengsten dawider erklärte, mißbilligte ihn doch nicht in jedem Ausdrucke, in welchem er sich hören ließ. Einst schilderte er in einer Predigt die schändlichen Sitten ab, die im Heydenthum herrschend gewesen wären. Als er darunter auch der Gewohnheit erwähnte, daß nackte Jungfrauen in Gegenwart von Männern gekämpft hätten, bezeigten die Zuhörer durch ein Geschrey ihren Abscheu daran. „Euch wiederfahre viel „Gutes dafür, sagte Chrysostomus, daß ihr dieses „nicht einmal anhören könnt! Die Philosophen schäm„ten sich deßen nicht.“ (Homil. V. in Epist. ad Titum, p. 763. Tom. XI. Opp. Montef.) Gregorius von Nazianzus sprach von dieser Gewohnheit, wie es das Ansehen hat, ganz ohne Widerwillen. Sein Schüler Hieronymus fragte ihn über den Verstand einer biblischen Stelle. Darauf antwortete Gregorius halb im Scherze: „Ich werde dich darüber in der Kir„che belehren; daselbst wirst du, wenn alles Volck mir „Beifall zurufen wird, genöthigt werden, dasjenige „wider Willen zu wißen, was du nicht weißest; oder „du wirst wenigstens, wenn du allein schweigst, allein „von allen der Thorheit beschuldigt werden.“ Ein neuerer Schriftsteller, der die angeführten und noch mehr Stellen der alten Kirchenlehrer dieser und der nächstfolgenden Zeiten gesammelt hat, worinne Spuren von dem Zujauchzen und anderm Getöse des Beifalls, der während der Predigten gegeben ward, vorkomen, (Francisc. Bernardin. Ferrarius de veterum Acclamationi-

bus et Plausu, L. V. c. 2. sq. p. 239. sq. Mediolan. 1627. 4. und noch in einem andern Buche: de ritu sacrarum Ecclesiae Catholicae Concionum, L. II. p. 176. sq. ibid. 1620. 4.) sucht in dem erstern dieser Bücher (C. 11. p. 250. sq.) auch die Ursachen anzugeben, warum die christlichen Lehrer diese ungebührlichen Zeichen der Theilnehmung an ihrem Vortrage, die ihnen im Grunde mißfielen, gleichwohl geduldet haben; so daß die Beispiele davon bis zum heiligen Bernhard, ins zwölfte Jahrhundert, reichen. Er ist aber in diesem Nachforschen nicht sehr glücklich gewesen. Die erste Ursache, welche er angiebt, ist diese, weil die Zurufungen, welche in den heydnischen Tempeln bisweilen zur Ehre der Götter, oder der Fürsten, gehört wurden, sich gar wohl auch für die christlichen Predigten geschickt hätten. Man wird aber das Anständige in dem leztern Falle schwerlich bemercken können; oder voraussezen müßen, daß dieser Gebrauch nur der Eitelkeit und Lobsucht des Predigers, nicht der edeln Stille, mit welcher sein Unterricht aufgenommen werden muß, würdig sey. Die zweyte Ursache ist beinahe noch schlechter ersonnen worden. Durch einen solchen lauten Beifall soll die Aufmercksamkeit der Zuhörer befördert worden seyn. Daß sie, um denselben zu ertheilen, nach Stellen gehascht haben, bey welchen sie, nach ihrer Meinung, mit Recht schreyen und lärmen konnten, mag wahr genug seyn; aber daß sie eben dadurch mehr zerstreuet worden sind, auch wohl ohne Einsicht und Beurtheilung, völlig am unrechten Orte ein Geräusche erregt haben, welches einem aufmercksamen Zuhörer nicht leicht begegnen kann, ist eben so wahr. Ein anderer Grund, warum die Lehrer dieses theatralische Getümmel ertragen hätten, soll dieser gewesen seyn, weil sie ihre Zuhörer desto freyer hätten tadeln können, wenn dieselben dasjenige nicht ausüb-

J. n. C. G. 363 bis 430.

 ten,

J. n. C. G. 363 bis 430.

ten, was sie so eifrig priesen. Eine ziemlich gezwungene Wendung; und wenn sie würcklich diese Absicht dabey hatten: so begünstigten sie ein freches unehrerbietiges Verhalten beym Gottesdienste, das gegen ihre Ermahnungen und Verweise nur gleichgültiger machte. Die lezte Ursache, deren Ferrari gedenckt, ist die wahrscheinlichste, und leuchtet selbst aus den Predigten der Kirchenväter hervor. Sie wollten dieses Merckmal der Danckbarkeit, auch der Liebe und Ergebenheit überhaupt von ihren Zuhörern, nicht verschmähen. Allein da sie es selbst erkannten, daß es weniger zweydeutige und nüzlichere Zeichen einer solchen Zuneigung gab, und da sich auch sonst so viel Bedenckliches dabey fand: so wäre es zu ihrer Ehre zu wünschen, daß sie entweder niemals dazu Gelegenheit gegeben, oder es ganz unterdrückt hätten.

Chrysostomus sprach in seiner allerersten Homilie, die er bald nach der Einweihung zum Lehrer, in Gegenwart des Flavianus hielt, von sich mit so vieler Bescheidenheit, daß kein Verdacht entstehen konnte, als wenn er sich aufbrausenden Lobeserhebungen der Menge überlaßen wollte. „Ist es denn wahr, was uns begegnet ist? so fängt er diese Predigt an; ist es würcklich geschehen, und kein Betrug? ist, was jezt vorgeht, nicht Nacht und Traum, sondern wahrer Tag? und wachen wir alle? Wer sollte es aber glauben, daß am Tage, wenn die Menschen nüchtern und wachend sind, ein geringer und verächtlicher junger Mensch zu einer so hohen Würde erhoben würde? Zur Nachtzeit ist es wohl wahrscheinlich, daß sich etwas dergleichen ereignen könne. Denn alsdann kommt es Leuten, die am Körper verstümmelt sind, und kaum die nothdürftige Nahrung haben, im Schlaf vor, als wenn sie ohne alle Gebrechen und schön wären, auch

an einem königlichen Tische säßen. — Gleichwohl ist dasjenige erfolgt, was unglaublicher als Träume ist: und eine so große volckreiche Stadt, ein so großes bewundernswürdiges Volck, horcht begierig auf eine so geringe Person, als wenn sie etwas Großes und Treffliches von uns hören sollte. Sollte auch meine Rede wie niemals vertrocknende Flüße und Quellen aus meinem Munde fließen; so würden doch durch einen solchen Hauffen zusammengelaufener Zuhörer der Fluß aus Furcht gehemmt, und die Quellen zurückgetrieben werden. Nun aber, da wir Flüßen und Quellen so wenig gleich kommen, daß wir kaum das Maaß von geringen Regentröpschen erreichen: wie wäre es möglich, daß nicht ein so kleiner Fluß, vor Furcht vertrocknet, bey mir aufhörte, und eben das geschähe, was bey Körpern vorzugehen pflegt? Und was geht bey den Körpern vor? Oft fällt uns vieles, was wir mit der Hand halten, und mit den Fingern faßen, vor Furcht aus denselben; indem unsere Nerven erschlaffen, und die Spannung des Körpers nachgiebt. Eben dieses muß ich jezt für mein Gemüth befürchten, daß nemlich die mit vieler Mühe gesammleten Gedancken, ob sie gleich auch nur klein und geringfügig sind, aus Bangigkeit vergeßen werden, und gänzlich verschwinden. Daher bitte ich euch alle, sowohl die ihr zu befehlen habt, als die ihr gehorcht, daß ihr, soviel Angst ihr uns durch eure Zusammenkunft zum Anhören verursacht habt, uns auch eben so viel Dreistigkeit durch euer fleißiges Gebet einflössen, und denjenigen, der den Lehrern des Evangelium Worte in vieler Kraft verleihet, anflehen möget, daß er auch uns den Mund zum Vortrag öffnen wolle. Für euch, so viele und so ansehnliche Männer, ist es gewiß eine Kleinigkeit, das in Furcht zerfloßene Gemüth eines einzigen jungen Menschen wieder aufzurichten. Es ist aber auch bil-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

lig, daß ihr uns diese Bitte bewilligt. Denn wir haben uns in diesen mißlichen Zustand eurentwegen und um eurer Liebe Willen, versezt. Es kann nichts Gewaltsameres und Gebieterischeres geben, als diese Liebe: indem sie uns, die wir im Reden nicht sehr geübt sind, dennoch zum Reden gebracht, und verursacht hat, daß wir uns zur Laufbahn des Lehramtes angeschickt haben; ob wir gleich sonst niemals diese Uebung berührt hatten, sondern immer unter den Zuhörern blieben, und einer Ruhe ohne Arbeit genoßen. Wer sollte aber so hart und unlenckbar seyn, daß er diese eure Versammlung mit Stillschweigen übergienge, und da er Freunde gefunden hat, welche zuzuhören begierig sind, sie nicht anredete? wenn er gleich unter allen Menschen am wenigsten des Sprechens mächtig wäre. Freylich wollte ich, da ich zum erstenmal in der Kirche rede, Gott, der uns diese Zunge gegeben hat, auch die Erstlinge wiedmen. So sollte es wenigstens seyn: die Erstlinge der Worte sollten Ihm noch mehr, als die von der Tenne und Kelter, dargebracht werden. Denn sie sind Gott angenehmer: sie werden nicht, wie diese durch die Erde, Regen und Hände des Ackermannes hervorgebracht; sondern den heiligen Lobgesang gebährt die Frömmigkeit der Seele; das gute Gewissen nährt ihn, und Gott nimmt ihn in die Vorrathskammer des Himmels auf. Daher ermahnt Hoseas (C. XIV. v. 3.) die Sünder, nicht Opfer, sondern **Worte vor Gott zu bringen**; und David versichert, (Psalm LXVIII. v. 31. fg.) daß Lob und Dancksagung Gott beßer gefallen, als Opfer. Aber indem auch ich heute dergleichen Opfer auf den geistlichen Altar legen will, verstopft mir ein weiser Mann den Mund, und schröckt mich mit den Worten ab: **Es giebt kein reifes Lob in dem Munde des Sünders.** (Sirach C. XV. v. 9.) Denn gleichwie es bey

den

den Kronen nicht genug ist, daß die Blumen rein sind, wenn es nicht auch die Hand ist, welche sie zusammenfügt: so müßen auch in heiligen Lobgesängen nicht bloß gottseelige Worte vorkommen; sondern die Seele, welche sie anstimmt, muß es ebenfals seyn. Nun aber ist die meinige unrein, und muthlos zum Reden, weil sie voll von Sünden ist. Bey einer solchen Beschaffenheit, verstopft nicht nur das angeführte Gesez, sondern auch ein noch älteres, welches David hinterlassen hat, (Psalm CXLVIII. v. 1.) den Mund. Er fordert Himmel und Erde auf, Gott zu loben; aber den Sünder ermuntert er nicht dazu: ihm hat er die Thüre verschloßen." Nachdem Chrysostomus dieses noch umständlicher aus dem genannten Psalm gezeigt hat: so zieht er daraus den Schluß, daß er, da ihm, als einem Sünder, nicht vergönnt sey, Gott zu loben, einen andern Weg zur Verherrlichung Gottes in der Gemeine wählen müße; und dieser sey das Lob seiner Mitknechte, als welches nothwendig auf ihren gemeinschaftlichen Herrn zurückfallen werde. Er rühmt daher seinen Bischof Flavianus; übergeht aber die unzählichen, nur mit der Stimme des durch die Apostel redenden Geistes, wie er sagt, würdig zu beschreibenden Arbeiten, Gefahren und Thaten deßelben für das Beste des Christenthums, und bleibt nur bey seiner Mäßigkeit stehen, die er desto bewundernswerther nennt, weil der Bischof in einem vornehmen Hause kostbar erzogen worden sey. In dieser Betrachtung der vom Flavianus verachteten Reichthümer und anderer Hinderniße, vergleicht er ihn mit dem Moses, beschreibt seine strenge Lebensart, und besonders sein ehrwürdiges Alter, in welchem derselbe, wie in einem ruhigen Hafen sizend, sich mit der Sorge für die Christen beschäftige. Zulezt ermahnt der Verfaßer seine Zuhörer, Gott zu bitten, daß Er ihre gemeinschaftliche

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

che Mutter unerschüttert erhalten; diesem ihrem Vater, Lehrer, Hirten und Regierer aber, ein langes Leben schencken wolle. Sich selbst empfielt er gleichfals ihrem Gebete, damit er von oben herab unterstüzt werde; wenn sie anders auf ihn Rücksicht nehmen wollten: denn er unterstehe sich nicht, sich unter die Priester zu rechnen, sagt er, weil man unzeitige Geburten nicht mit vollkommenen vergleichen dürfe. Er sey gewiß mehr als sonst, ihres Gebets bedürftig, nachdem man ihn aus der Einsamkeit hervorgezogen habe. Zwar wolle er darüber mit ihnen nicht streiten, ob solches durch menschliche Bemühung oder göttliche Gnade erfolgt sey, damit es nicht scheine, als wenn er sich verstelle. Allein er sey doch vieler Hände und tausend Gebete benöthigt, um das ihm Uebergebene dem Herrn unbeschädigt an jenem Tage zurück geben zu können, wenn diejenigen, denen Talente anvertrauet worden sind, vorgefordert und vor Gericht gestellt werden sollen, um Rechenschaft abzulegen. „Betet also, so schließt Chrysostomus, damit es uns nicht gehe, wie den Gebundenen; oder den in die Finsterniß geworfenen; sondern wie denen, die wenigstens einiges Maaß von Vergebung durch die Gnade und Menschenliebe unsers Herrn Jesu Christi, erlangen. Ihm sey Ehre, und Macht und Anbetung in alle Ewigkeit!"

Nimmt man einige übertriebene oder nur rednerisch zu erklärende Stellen aus dieser Predigt weg, wie unter andern auch diejenigen, wo Chrysostomus sich in einem fast vierzigjährigen Alter, einen jungen Menschen nennt: so war die Wendung überhaupt, welche er darinne gewählt hat, nicht übel getroffen; geschickt insonderheit, den Zuhörern Ehrfurcht bey dem öffentlichen Gottesdienste einzuprägen, da ein Lehrer, der durch seine strenge Tugend bekannt war, es gleichwohl

nicht

nicht wagen wollte, sich bis zum Lobe Gottes zu erheben. Eine lange Reihe von Homilieen folgte hierauf, oder ist vielmehr aus der noch weit größern Anzahl derer, welche er in den zwölf Jahren seines Lehramtes zu Antiochien gehalten hat, für die Nachwelt übrig geblieben. Nur die merckwürdigsten derselben, (und deren sind immer genug,) brauchen hier in kurzen Auszügen, oder allgemeinen Abrißen, dargestellt zu werden. Alle seine Predigten aber über ganze biblische Bücher, oder über einzele Stellen derselben, sowohl die nach Antiochien, als die nach Constantinopel gehören, werden sich füglicher an einem gemeinschaftlichen Orte beschreiben laßen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Unter seinen ersten Homilieen verdienen die wider die Anomöer gerichteten, welche auch vom Unbegreiflichen, (nemlich Wesen Gottes, περὶ ἀκαταλήπτου) überschrieben sind, besonders ausgezeichnet zu werden. Sie nahmen im Jahr 386. ihren Anfang; sind aber erst in der Folge zu Ende gebracht worden. Obgleich die Anomöer, oder Eunomianer, wie sie auch genannt wurden, diejenige Arianische Parthey waren, welche die Catholischen am meisten verabscheueten; so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß Chrysostomus diese Predigten den Arianern überhaupt entgegen gesezt habe. Die erste, welche er in Abwesenheit des Bischofs Flavianus hielt, fängt auch mit diesem Umstande an. „Was ist dieses? sagt der Verfaßer; der Hirte ist abwesend; und gleichwohl erhalten sich die Schaafe in der besten Ordnung.“ Er nüzt diesen guten Zustand der Gemeine, um an dem Bilde eines würdigen Vorstehers, den Flavianus zu loben. Indem er besonders seine brennende Liebe rühmt, und bemerckt, daß ohne diese Tugend alle andere unnüz sind, wirft er bey den Lobsprüchen, welche ihr

J. n. T. G. 303 bis 430.

Paulus ertheilt, die Frage auf: wie derselbe sagen könne, daß die Wißenschaft aufhören soll? da doch dieselbe unsern wesentlichen Vorzug vor den Thieren ausmache, und aus derselben auch die Gottesfurcht entspringe. Darauf antwortet er, der Apostel rede hier nicht vom Ganzen; sondern von den einzelen Theilen der Wißenschaft, an deren Stelle dereinst eine vollkommene treten werde. Daher mache er auch die gegenwärtige im Verhältniße gegen jene so klein, als es ein Kind gegen einen Mann ist. Gleich dem Kinde, fährt der Verfaßer fort, weiß ich zwar vieles, aber nicht, wie es geschieht? So geht es mir mit der Allgegenwart und Ewigkeit Gottes; so kann die menschliche Vernunft nicht begreifen, wie es ein Wesen geben könne, welches weder von sich, noch von einem andern sein Daseyn empfangen habe? wie Gott einen Sohn gezeugt habe? wie der Geist aus Ihm sey? Ich weiß nicht einmal, wie die Speisen, welche ich eße, in Schleim, Blut, Feuchtigkeit und Galle abgesondert werden. Und doch stellen wir genaue Untersuchungen über das Wesen Gottes an. Wo sind also diejenigen, (er redet von den Anomöern,) welche sagen, daß sie die ganze Wissenschaft erhalten hätten, und die gleichwohl in den Abgrund der Unwissenheit verfallen sind? Denn daß sie an derselben dereinst ganz leer seyn werden, gestehen sie schon dadurch, weil das jezige dort völlig aufhören soll. So ein großes Uebel ist es, nicht innerhalb der Gränzen zu bleiben, welche uns Gott vom Anfange her gesezt hat. Man verliert darüber, was man besizt, und die Hoffnung eines Größern: so gieng es dem Adam; so geht es den Geizigen. Chrysostomus warnet vor diesem äußersten Unsinne, wie er es nennt: hitzig zu behaupten, daß man wiße, was Gott nach Seinem Wesen sey? Die Propheten waren, wie er zeigt, so weit entfernt, dieses zu kennen,

kennen, daß ihnen selbst die göttliche Weisheit unbegreiflich war; sie war es Paulo eben so sehr. Aber sie ist es auch selbst den Engeln. Diese preisen Gott, beten Ihn an, singen Ihm zu Ehren Siegslieder, alles mit Schauer und Furcht, indem sie sich das Gesicht bedecken. Und Menschen unterstehen sich, spizsinnige Fragen über Gott auszusinnen! in Seine unaussprechliche Herrlichkeit unverschämt hineinblicken zu wollen! Wer sollte darüber nicht seufzen, und ihren Wahnwiz beklagen! Chrysostomus sezt hinzu, er habe hiervon ausführlicher handeln wollen; wegen der Menge des Rückständigen aber, verschiebe er es auf eine andere Zeit. Er habe auch den Vorsaz, welchen er schon längst gefaßt hatte, über diese Materie zu predigen, darum nicht eher auszuführen angefangen, weil er gesehen habe, daß viele mit jenem Irrthum angesteckte ihm mit Vergnügen zuhörten. Um also nicht das Wild zu verscheuchen, habe er davon geschwiegen, bis er sie recht fest habe halten und angreiffen können. Da er sie aber sogar durch Gottes Gnade habe ermahnen hören, daß er diesen Streit übernehmen möchte; so habe er die Waffen ergriffen, nicht um ihnen Wunden beizubringen; sondern um sie von ihrem Falle aufzurichten. Wir wollen uns, sagt er, nicht wütend gegen sie bezeigen, sondern sanft mit ihnen unterreden! Denn es ist nichts stärcker als Sanftmuth und Gelindigkeit. Daher empfol sie Paulus gegen alle Menschen; (2. Br. an Timoth. C. II. v. 24. Philipp. C. IV. v. 5.) und daß man sich selbst von Freundschaften loßmachen müße, wenn sie uns schädlich werden können, lehrt der Erlöser durch das Gleichniß, daß man das rechte Auge ausreißen soll, wenn es uns ärgert. Man fliehe solche Freundschaften, ohne erst zu streiten! Du bist ein Diener von dem Gotte des Friedens. Derjenige, der die Teufel austrieb, und tausend gute Handlungen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363. bis 430.

lungen verrichtete, warf doch keinen Bliz auf denjenigen, der ihm Schuld gab, er habe den Teufel; er zerschmetterte diejenigen nicht, welche ihn schmähten; er verbrannte nicht ihre so unverschämte und unbesonnene Zunge. Er antwortete bloß darauf: **Ich habe keinen Teufel; sondern ich ehre den, der mich gesandt hat.** Als ihn der Knecht des Hohenpriesters geschlagen hatte, was sagte er da? **Wenn ich übel geredet habe: so lege ein Zeugniß vom Bösen ab; habe ich aber wohl geredet, was schlägst du mich?** Wenn der Herr der Engel sich vertheidigt, und dem Knechte seine Gründe sagt: so braucht man wohl keiner längern Rede. Man überlege alle Umstände, unter welchen die gedachten Worte ausgesprochen worden sind: und sie werden ein göttlicher immerwährender Gesang seyn; sie werden alle Entzündung unterdrücken, einen Zaum für den Zorn abgeben, und unser Herz in Ruhe erhalten. Laßt uns darüber nicht bloß hier philosophiren; sondern es auch zu seiner Zeit ins Andencken bringen! Ihr habt dasjenige gelobt, was ich gesagt habe; aber lobt mich lieber durch eure Handlungen!

Mit diesen so sanften Gesinnungen bey der Bestreitung der Anomöer, scheint der Anfang der zweyten Homilie, die Chrysostomus nach einiger Zeit gegen sie hielt, nicht übereinzustimmen; doch kommt er auch in dieser auf dieselben zurück. Laßt uns wieder, (mit diesen Worten trat er auf,) den Angriff auf die ungläubigen Anomöer vornehmen! Sind sie darüber unwillig, daß ich sie ungläubig nenne: so mögen sie die Sache fliehen, und ich verdecke den Nahmen. Nach einigen andern Vorstellungen, fährt er also fort: Die Anomöer versuchen alles, um den Glauben aus dem Verstande der Zuhörer zu vertreiben: und kann

es wohl ein größeres Verbrechen gegen die Religion geben? Denn wenn Gott etwas eröffnet: so muß man das Gesagte gläubig annehmen; nicht kühn untersuchen. Jeder von ihnen mag mich ungläubig nennen! ich ärgere mich darüber nicht. Warum? Weil ich durch die Wercke zeige, wie ich genannt werden müße. Man mag mich einen Thoren in Christo heißen; ich werde mich deßen mit Paulo rühmen, weil diese Thorheit alle Weisheit übertrifft, und darinne besteht, daß man seine eigene Gedancken, wenn sie zur Unzeit rasen, hemme, und daß man sein Gemüth von aller äußern Leitung frey mache, damit es ledig und rein genug sey, um die Lehre Christi aufzunehmen. Als daher Zacharias im Allerheiligsten, über die Ankündigung des Engels, daß er einen Sohn bekommen sollte, wegen seines Alters, und der Unfruchtbarkeit seiner Frau, an Statt sie sogleich zu glauben, vielmehr vernünftelte, und wißen wollte, wie dieses geschehen könnte: so wurde er zur Strafe dafür, eine Zeitlang stumm. Wie viel strafbarer sind diejenigen, welche sich erkühnt haben, zu sagen, was ich nicht ohne Schaudern aussprechen kann: **Ich kenne Gott, so wie Gott selbst sich kennt.** Worte, die man nur vorbringen darf, um ihre ganze Gottlosigkeit an den Tag zu legen! Menschen, die nur Staub und Asche sind, bilden sich ein größer als die Engel zu seyn. Siehst du nicht jenen Himmel? wie schön, wie groß, mit was vor einem mannichfaltigen Hauffen von Sternen er gekrönt ist, und wie lange er dauert! Ueber fünf tausend Jahre steht er bereits, und diese so lange Zeit hat ihm noch kein Alter zugezogen. Seze zu seinen Schönheiten noch die Mannichfaltigkeit und Trefflichkeit der Geschöpfe Gottes auf der Erde, die Er doch, nach dem Propheten, wie Nichts gemacht hat; die unermeßliche Zahl von Engeln, die er mit eben solcher Leichtigkeit hervorgebracht

J. n. C. G. 363 bis 430.

bracht hat. Solltest du dich nicht selbst in die Erde vergraben, wenn du stolz genug geworden wärest, über denjenigen, den du nur preisen und anbeten darfst, wie über eines der geringsten Dinge, neugierige Untersuchungen anstellen zu wollen? Deswegen ruft Paulus aus: Wer bist du, o Mensch! daß du Gott antworten könntest? Bedencke nur deine Natur! kein Nahme kann die Niedrigkeit deines Zustandes gehörig ausdrücken. Allein du wirst sagen: Ich bin doch ein mit der Freyheit beehrter Mensch! Das bist du freylich; nur nicht zum Widerstreben, sondern zum Gehorsam gegen denjenigen, der dich geehrt hat. Man beleidigt Ihn, wenn man Sein Wesen dreist zu entwickeln sucht. Paulus zeigt dieses an dem Beispiele Abrahams, der nicht einmal die göttlichen Verheißungen genau untersuchte; sondern alsbald glaubte. Soll ich also, wirst du fragen, nach der Vorschrift des Apostels, mich Gott eben so unterwerfen, wie es der Thon gegen den Töpfer ist? Allerdings: denn der Unterschied zwischen Gott und dem Menschen ist noch weit größer; und wenn der Mensch beßer ist als Thon, so macht den Unterschied nicht die Verschiedenheit der Natur; sondern die Weisheit des Künstlers aus. Paulus hat dieses auch nicht darum gesagt, um unsern freyen Willen zu zerstören; sondern um unsere Vermessenheit zu bändigen. Und diejenigen, welche er zurechtwies, suchten nicht etwan das göttliche Wesen zu ergründen: das unterstand sich niemals jemand; sie wollten nur die Wege der göttlichen Regierung ausforschen. Ja er gesteht von sich selbst, daß er nicht glaube, die göttlichen Lehren ganz begriffen zu haben. (Phil. C. III. v. 12. 13.) Woher weiß man aber, daß er in dieser Stelle vom Glauben und von Wißenschaft, nicht von der Vollkommenheit des Lebens, rede? Daraus, weil er in Absicht auf die lez-

tere

tere anderwärts sagt, er habe den Lauf vollendet. Auch sind die Vorschriften der Sitten weit mehr als der Glaube, und würcklich dem ganzen menschlichen Geschlechte bekannt. Ueberdies sieht man aus der gedachten Stelle, daß er besonders den Glauben an die so außerordentliche Auferstehung Jesu meine. Wißen wir doch nicht einmal das Wesen des Himmels, von deßen Eigenschaften wir einiges aus der heiligen Schrift gelernet haben! und wir wollen das Wesen Gottes kennen! Ich ermahne euch daher alle, daß ihr diejenigen, welche solches vorgeben, als verrückte Menschen sanft anreden, und dadurch leichter beßern möget. Denn diese Lehre ist bey ihnen aus Stolz erwachsen; man muß sie also, wie geschwollene Wunden, gelind berühren, und wie bey einem Wahnwitzigen, sich auch ihre Schmähungen oder ihr Anspeyen gefallen laßen. Ich sage aber dieses den Stärkern, welche aus der Unterredung mit ihnen keinen Schaden zu befürchten haben. Die Schwächern hingegen müßen ihren Umgang gänzlich meiden, wie schon Paulus diese Warnung gegeben hat.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Gleich darauf hielt Chrysostomus die dritte Predigt wider die Anomöer, welche er mit folgendem Bilde anfieng: Wenn die arbeitsamen Ackersleute einen unfruchtbaren und wilden Baum sehen, der ihre Arbeiten verdirbt, und entweder durch seine rauhe Wurzel, oder durch seinen schweren Schatten, die milden Pflanzen zu Grunde richtet: so hauen sie ihn sorgfältig um. Oft aber hilft der einfallende Wind bey diesem Umhauen, fällt das Laub des Baums an, erschüttert ihn gewaltig, bricht und wirft ihn auf die Erde, und nimmt ihnen also einen grossen Theil der Arbeit ab. Da wir nun auch einen solchen wilden Baum, nemlich die Ketzerey der Anomöer, umhauen wollen: so laßt uns Gott bitten, daß Er uns die Gnade des Geistes

J. n. C. G. 363 bis 430.

zuschicke, damit sie heftiger als aller Wind angreiffe, die Ketzerey ganz herausreiße, und uns diese Arbeit sehr erleichtere.“ Nachdem er dieses Bild noch weiter ausgemahlt, und bemerkt hat, daß seine ganze Arbeit zum Lobe Gottes, oder vielmehr zum Heil der Menschen dienen soll, weil doch Gott weder durch Verachtung Schaden leide, noch durch Lob gewinne, ruft er Ihn als denjenigen an, der nicht einmal von den Seraphim und Cherubim, und den übrigen höchsten Mächten gesehen oder begriffen werden könne; sondern bloß von dem Sohne und heiligen Geiste gekannt werde, und fährt hierauf fort: Ich weiß wohl, daß sie mich wegen dieser Behauptung des Uebermuths beschuldigen werden; ich aber werde ihren Unsinn darthun. Den Beweis, daß Gott für die Menschen unbegreiflich sey, führt er aus 1 Timoth. C. VI. v. 16; daß er es aber auch für die Engel sey, aus Jes. C. VI. v. 1. fg. Er erinnert dabey seine Zuhörer, daß die Menschen nicht einmal das Wesen eines Engels ausforschen können, wie man aus Dan. C. I. v. 5. fg. sehe. Aber auch alsdann, fährt er fort, kann Gott von den höchsten Kräften nicht gesehen werden, wenn Er Sich zu ihnen herabläßt; das lehren die Flügel, mit welchen sie sich bedecken, und die Stellen Ezech. C. I. v. 4. C. II. v. 1. Damit jedoch der von so schauderhaften Betrachtungen ermüdete Verstand aus dem Himmel herabgeführt und erquickt werde: so wollen wir zu der gewöhnlichen Ermahnung unsre Zuflucht nehmen. Und welche ist diese? Daß wir um die Heilung der an dieser Krankheit darniederliegenden beten. Da wir für andere Kranke, für die zu den Bergwerken verurtheilten, und für die Beseßenen beten, wie vielmehr müßen wir es für jene thun! Und hier, sagt Chrysostomus, muß ich Eurer Liebe etwas vortragen, damit wir eine Krankheit, die selbst

unsere

unsere Gemeine trifft, wegschaffen. Diese unzähliche Menge Volcks, welche jezt hier versammlet ist, und so aufmerksam zuhört, habe ich in jener schauderhaften Stunde, (er meint die Zeit, wenn das heilige Abendmahl gehalten, und damit mancherley Gebete verbunden wurden;) oft gesucht, aber nicht sehen können. Ich habe sehr darüber geseufzet, daß, so lange euer Mitknecht spricht, so viel Eifer und guter Wille beobachtet werden, einer den andern aufmuntert, und alle bis zum Ende ausharren; wenn aber Christus in den heiligen Geheimnißen sich zeigen will, die Kirche leer und öde wird. Wie kann dieses einer Verzeihung werth seyn? Durch eine solche Trägheit verliert ihr alles mit dem eifrigen Zuhören erworbene Lob. Denn welcher von euch wird nicht auch uns verurtheilen, wenn er sieht, daß die Frucht des Zuhörens sogleich bey euch zerfloßen sey? Hättet ihr auf das Gesagte sorgfältig Acht gegeben: so würdet ihr euren Eifer in der That zeigen. Und was ist das vor eine frostige Entschuldigung von vielen: Wir können auch zu Hause beten; aber die Predigt und Lehre können wir zu Hause nicht hören. Du betrügst dich selbst, o Mensch! Freylich kannst du auch zu Hause beten; aber nicht so, wie in der Kirche, wo so viele Väter zugegen sind, wo das einmüthige Geschrey zu Gott abgeschickt wird. Du wirst nicht so erhört werden, wenn du allein zu dem Herrn betest, als wenn du es mit deinen Brüdern thust. Hier ist etwas mehreres, nemlich Einigkeit und Uebereinstimmung, und das Band der Liebe, und die Gebete der Priester. Denn deswegen stehen die Priester vor, damit die schwächern Gebete des großen Hauffens zugleich mit ihren stärkern in den Himmel hinauf kommen. Was würde sonst die Predigt nutzen, wenn sie nicht mit Gebet verbunden wäre? Erst kommt das

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. J. G. 363 bis 430.

Gebet, sodann die Rede, wie auch die Apostel sagen. (Ap. Gesch. C. VI. v. 4.) Gewöhnst du dich recht fleißig an das Beten: so wirst du nicht einmal die Lehre deiner Mitknechte brauchen; Gott selbst wird, ohne eine Mittelsperson, deinen Verstand erleuchten. Wenn nun das Gebet eines einzigen eine solche Kraft hat: so muß das mit der Menge verrichtete noch mehr Stärke und Zuversicht haben; welches auch Paulus versichert. (2 Corinth. C. I. v. 11.) Hat doch hier vor einigen Jahren das ganze Volk einen Missethäter, der zum Tode fortgeführt wurde, demselben entrißen! So lauft ihr, um den Zorn eines irdischen Fürsten zu besänftigen, mit Kindern und Weibern zusammen. Aber, wenn ihr die Gnade des Königs der Himmel erwerben, und nicht einen, oder etliche, sondern alle Sünder auf der Welt, aus Seinem Zorne, und die Beseßenen aus den Stricken des Teufels reißen sollt: da sizet ihr stille, und kommt nicht alle zusammen, damit Gott gegen eure Uebereinstimmung eine gewiße Achtung bezeige, jenen ihre Strafe, euch eure Sünden erlaße. Wenn du nicht zu derselben Zeit alles verläßest, und dich freywillig zum gemeinschaftlichen Flehen einfindest, was kannst du vor eine Hoffnung des Heils haben? Nicht die Menschen allein laßen alsdann jenes höchst schauderhafte Geschrey hören; sondern es werfen sich auch die Engel vor dem Herrn nieder; die Erzengel beten; diese Zeit hilft ihnen; die dargebrachte Gabe leistet ihnen Beistand. Und gleichwie die Menschen mit abgehauenen Oelzweigen die Könige in Bewegung sezen, sie durch diesen Baum an die Menschenliebe erinnern: so reichen auch die Engel zu derselben Zeit, an Statt der Oelzweige, den Leib des Herrn selbst dar, und bitten den Herrn für die menschliche Natur, als wollten sie gleichsam sagen: Wir beten für diejenigen, welche Du so zuvorkommend zu lieben gewürdigt hast,

daß

daß Du Dein Leben für sie hingabst. Wir flehen Dich für diejenigen an, für welche Du selbst Dein Blut vergoßen hast. Für diejenigen bitten wir, für welche Du Deinen Leib geopfert hast. Deswegen führt der Diakonus zu solcher Zeit die Beseßenen herbey, und läßt sie nur den Kopf beugen, damit sie selbst durch diese Stellung des Leibes, Flehende vorstellen: denn mit der gemeinschaftlichen Versammlung der Brüder zu beten, ist ihnen nicht erlaubt. Deswegen stellt er sie hin, damit du aus Mitleiden gegen ihr Unglück und ihr Stillschweigen, dein Vertrauen zu ihrem Schutze gebrauchen mögest. Mit allen diesen Gedancken also laßt uns in dieser Stunde zusammenlaufen, damit wir uns Barmherzigkeit verschaffen, und zu einer zeitigen Hülfe Gnade finden! Ihr habt das Gesagte gelobt; mit vielem Lärmen und lautem Beifall habt ihr die Ermahnung aufgenommen. Aber, um uns die Lobsprüche durch die That zu ertheilen, wird keine lange Zeit erfordert, den Gehorsam zu zeigen. Auf die Ermahnung folge sogleich das Gebet! Dieses Lob, diesen lauten Beifall durch die Wercke selbst, suche ich!

J. n. C. G. 363 bis 430.

Daß Chrysostomus durch diese gewißermaaßen rührende, aber auch sonderbare Vorstellung vom heiligen Abendmahl, seine Absicht bey den Zuhörern zum Theil erreicht habe, sieht man aus seiner vierten Predigt wider die Anomöer, welche kurz darauf folgte. Er gesteht in derselben, daß es Zeit wäre, diese Materie zu verlaßen; er will es aber zu genauerer Belehrung seiner Gemeine, und zur Erhaltung eines desto herrlichern Siegs, nicht thun; so wie man giftige Kräuter nicht bloß oben abschneiden, sondern mit der Wurzel ausreißen müße. Zuerst also wiederholt er einiges aus der vorhergehenden Homilie; und sucht darauf ferner aus biblischen Stellen zu beweisen, daß nicht

J. n. C. G. 363 bis 430.

allein die Engel und Erzengel, die Thronen, Herrschaften, Fürstenthümer und Mächte im Himmel, sondern auch die andern unzählichen Völcker daselbst, mit welchen wir erst in der künftigen Welt bekannt werden sollen, wie Paulus, Ephes. C. I. v. 21. melde, das Wesen Gottes nicht kennen. Die Stelle: Niemand hat Gott jemals gesehen, ist allein hinlänglich, sagt er. Wird gleich von den Propheten erzählt, daß sie Gott gesehen hätten; so ist doch dieses nur von einer gewißen Herablaßung deßelben, nicht von dem genauen Begreifen seines Wesens zu verstehen. Der Zusaz, daß nur der eingebohrne Sohn im Schooße des Vaters, ihn sehe, bestätigt nicht allein die Ausschließung aller Geschöpfe; sondern zeigt auch die Ewigkeit des Sohns an. Nunmehr lobt der Verfaßer seine Zuhörer, und dankt ihnen dafür, daß sie seiner lezten Ermahnung gehorcht hätten; belehrt sie auch, warum die Besessenen und Unsinnigen, (denn beide sezt er nun zusammen,) von dem Diakonus zum Gebete der Gläubigen gebückt hereingeführt werden. Die Würckung der Teufel ist nemlich eine schlimme und schwere Kette, stärker als alles Eisen. Gleichwie nun, wenn ein Richter hervortritt, und sich auf einen erhabnen Gerichtsstuhl sezt, die Gefängnißwärter alle Gefangene vor das Gitter und die Vorhänge des Gerichtsplatzes, in schmutziger unflätiger Gestalt, mit fliegenden Haaren und mit Lumpen bedeckt, stellen: so haben auch die alten Lehrer festgesezt, daß, wenn Christus sich gleichsam auf einen hohen Richterstuhl zu sezen im Begriff ist, und in den Geheimnißen selbst erscheinen will, alsdann die Beseßenen, nicht anders als Gefangene hereingeführt werden sollen, nicht um für ihre Verbrechen bestraft zu werden; sondern daß in Gegenwart des Volks und der ganzen Stadt, für sie gemeinschaftliche Fürbitten geschehen, und Gott um Er-

Erbarmung für sie angerufen werde. Allein, so fährt Chrysostomus fort, wenn ich diejenigen getadelt habe, welche sich einem solchen Gebete entzogen: so will ich jezt diejenigen anklagen, welche bey demselben bleiben, und zwar darum, weil sie sich nicht beßer betragen als die Abwesenden, indem sie während dieser schauderhaften Zeit mit einander schwazen. Was machst du, o Mensch! Du siehst so viele von deinen Brüdern gefeßelt in der Nähe: und du sprichst von Dingen, die dich nichts angehen! Sollte dich nicht der bloße Anblick erschröcken, und zum Mitleiden führen? Dein Bruder ist in Banden! und du bist in der Trägheit! Fürchtest du dich nicht, daß, indem du so plauderst und sorglos bist, ein böser Geist von daher herausspringe, und, weil er deine müßige mit Besen gekehrte Seele bey offener Thüre findet, sehr leicht in dieselbe eindringe? Sollten nicht vielmehr alle zu jener Stunde Thränen vergießen, und lauter Wehklagen in der Kirche hören laßen? Nach dem gemeinschaftlichen Antheil am geheimen Gottesdienste, nach dem Abwaschen des Bades, nach der mit Christo eingegangenen Verbindung, hat jener Wolf doch Schaafe aus der Heerde reißen und bey sich behalten können; und du weinest nicht, indem du ein solches Unglück siehst? Willst du deinen Bruder nicht bedauern: so fürchte wenigstens für dich, und erwache! Wenn du deines Nachbarn Haus brennen sähest, würdest du nicht, ob es gleich dein ärgster Feind wäre, zum Löschen hinzueilen, damit das Feuer nicht auch dein Haus ergreiffe. Eben dieses denke bey den Beseßenen! denn die Würckung des Teufels ist ein schwerer Brand. Aber nichts verwehrt ihm den Eingang zu uns so sehr, als anhaltendes Gebet. Darauf geht auch die Aufforderung des Diakonus: Laßt uns wohl aufgerichtet stehen! Es wird dadurch die Seele gemeint, welche sich desto williger zum Lobe

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Gottes erheben, und von allen weltlichen Dingen loß- machen soll, weil unsichtbar mit ihr gemeinschaftlich die Engel eben daßelbe thun. Zulezt warnt Chryso- stomus seine Zuhörer, einen gewißen Kunstgriff des Teufels beym Gottesdienste zu Schanden zu machen. Als sie aufmercksam zuhörend beysammen stunden, schickte er Diebe unter sie, welche mehrern öfters das Geld, das sie bey sich trugen, abgeschnitten. Bringt, sagt der Verfaßer, in die Versammlung kein Geld mit! Denn der Teufel will euch nicht sowohl durch den Ver- lust deßelben arm machen; als durch die darüber em- pfundene Betrübniß vom Zuhören abziehen: so wie er ehemals den Hiob durch seine große Einbuße zur Sün- de zu reizen suchte. Laßt uns, wie dieser, alles dul- den, und nur die Sünde fliehen! so werden wir auch das Verlorne hundertfältig wieder erlangen.

Was Chrysostomus in dieser Predigt abgebro- chen hatte, das sezte er bald darauf in der fünften wi- der die Anomöer gerichteten fort, indem er darinne einen ausführlichen Beweis giebt, daß nur der Sohn Gottes und der heilige Geist das Wesen des Vaters vollkommen kennen. Er bedient sich dazu der Schrift- stellen Joh. C. I. v. 18. C. VI. v. 46. 1 Corinth. C. II. v. 11. C. VIII. v. 6.; sucht darauf aus vielen an- dern darzuthun, daß die Nahmen Gott und Vater, dem Vater und dem Sohne gemeinschaftlich und in völlig gleicher Bedeutung beygelegt werden; und zeigt weiter, daß wir weder das Wesen der Engel, noch von unserer Seele selbst kennen, eben damit wir uns nicht zu hoch wagen mögen. Ueberdies beweiset er auch, daß die Kenntniß des Sohns vom Vater voll- kommen sey. Auf den Einwurf der Anomöer: Du kennst also nicht, was du verehrest! antwortet er, es sey genug zur Gottseeligkeit, zu wißen, daß Gott sey.

Sie

Sie wandten ferner ein, die Schrift sage doch deutlich, Gott sey ein Geist. Das ist aber, versezt der Verfasser, eben so wenig eine Bestimmung Seines Wesens, als wenn Er ein verzehrend Feuer genannt wird. Doch laßt uns lieber, fährt er fort, den Streit mit diesen Irrlehrern endigen, und für sie beten! Er redet hier noch lange von der ungemeinen Kraft des Gebets, wie es Krankheiten heile, und die Traurigkeit in Trübsalen zerstreue; daß es hingegen eine Satanische Verführung sey, sich aus Mangel an Vertrauen, des Gebets zu enthalten, indem es eben die Demuth sey, welche jenes Vertrauen gebe. Sünde und Demuth, sezt er hinzu, an einen Wagen gespannt, werden der Gerechtigkeit und dem Stolze an einem andern Wagen, immer zuvorkommen. Das sehe man aus dem Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner; auch im Gebete der drey Jünglinge seyen Spuren davon. Er meine auch nicht sowohl das mündlich ausgesprochene Gebet; als dasjenige, welches aus dem Herzen emporsteige, und an Stärcke Bäumen gleiche, welche tiefe Wurzeln haben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Diese öffentliche Bestreitung der Anomöer hatte Chrysostomus schon mehrmals wegen der Veranlassungen zur Abhandlung anderer Materien, aussezen müßen. Auch jezt verursachte dieses der Festtag und jährliche Sterbetag des seeligen Philogonius, ein und zwanzigsten Bischofs von Antiochien, an welchem er, am zwanzigsten December des Jahrs 386. zum Lobe deßelben auftrat. Er bemerckt, daß dergleichen Lobreden den Lebenden allein Nutzen bringen; wünscht dem Verstorbenen Glück zu seinem Eintritte in jenes Leben, deßen Vorzüge vor dem gegenwärtigen, er rednerisch mahlt. Zuerst rühmt er ihn wegen seiner frühern gemeinnützlichen Beschäftigungen, als Sach-

J. n. C. G. 363 bis 463.

walter, wofür er von Gott mit dem Amte einer noch wichtigern Sorge belohnt worden sey. Das mögen alle Mönche hören! ruft Chrysostomus hierbey aus, die auf den Gipfeln der Berge wohnen, und sich auf alle Art der Welt gekreuzigt haben, damit sie nach ihrem Vermögen den Vorstehern der Kirche Hülfe leisten, sie durch Gebet, Eintracht und Liebe aufmuntern. Sie mögen wißen, daß, wenn sie nicht denen, welche durch Gottes Gnade so vielen Gefahren ausgesezt sind, und so schwere Sorgen tragen, auf jede Weise beistehen, ob sie gleich weit entfernt wohnen, doch das Haupt ihres Lebens zu Grunde gehen, und ihre Weisheit werde vernichtet werden. Nunmehr fängt zwar Chrysostomus an, den Philogonius wegen seiner Verwaltung des bischöflichen Amtes zu loben; allein er überläßt dieses auf einmal seinem Bischof Flavianus, der nach ihm reden sollte, weil derselbe mit der ältern Geschichte beßer als er bekannt sey. Statt deßen leitet er seine Zuhörer zur Betrachtung des Geburtsfestes Christi. Es nähert sich, sagt er, das ehrwürdigste und schauderhafteste von allen Festen, welches man gar wohl die Hauptstadt aller Feste nennen kann. Denn von diesem ist das Fest der Taufe Christi, (τὰ θεοφάνια) das Fest seiner Kreuzigung und Auferstehung, (τὸ πάσχα) das Fest seiner Himmelfahrt, (ἡ ἀνάληψις) und das Fest der Sendung des heiligen Geistes, (ἡ πεντηκοστὴ) entsprungen. Daß Christus, nachdem er ein Mensch gebohren worden, gestorben ist, war eine natürliche Folge; aber die Geburt Gottes selbst ist unbegreiflich und schaudervoll. Deswegen hauptsächlich umfange und liebe ich diesen Tag, und suche euch auch zur Liebe gegen denselben zu reizen. Darum bitte ich euch so sehr, daß ihr euch an demselben eifrig und munter hier versammlet. Vorher aber leere ein jeder sein Haus aus, damit wir unsern

Herrn

Herrn in der Krippe liegend und in Windeln gewickelt, ein Grausenvolles Schauspiel! sehen. Denn wie werden wir uns vertheidigen; oder wie werden wir Verzeihung erlangen, wenn wir, da er selbst vom Himmel unsertwegen herabgestiegen ist, nicht einmal aus unserm Hause zu ihm kommen wollen? Die Magi, ausländische und fremde Menschen aus Persien, eilen, um ihn in der Krippe liegen zu sehen, und du, ein Christ, willst nicht einmal einen kurzen Weg gehen, um diesen glückseeligen Anblick zu genießen! Wenn wir mit Glauben hieher kommen: so werden wir ihn gewiß in der Krippe liegen sehen. Denn dieser Tisch vertritt die Stelle der Krippe. Auch hier wird der Leib des Herrn liegen. Zwar nicht in Windeln gewickelt, wie damals; wohl aber auf allen Seiten mit dem heiligen Geiste bedeckt. Die Eingeweihten (οἱ μεμνημένοι, die Getauften und nicht unter den Büßenden begriffenen, welche allein an das heilige Abendmahl ein Recht hatten,) verstehen wohl, was ich sage! Die Magi haben bloß angebetet; dir aber erlauben wir, wenn du mit einem reinen Gewissen hinzukommst, zu nehmen, und alsdann nach Hause zu gehen. Du kannst auch ehrwürdigere Gaben darbringen, als sie: an Statt des Goldes, Sittsamkeit und Tugend; an Statt des Weihrauchs, reines Gebet; an Statt der Myrrhen, Demuth, ein gebeugtes Herz und Almosen. Niemand sage mir: ich habe ein mit Sünden angefülltes Gewißen; ich trage eine sehr schwere Last herum. Die Zeit dieser fünf Tage ist hinlänglich, wenn du anders nüchtern bist, betest und wachest, um die Anzahl der Sünden zu vermindern. Bedencke nicht, wie kurz die Zeit, sondern wie gnädig der Herr ist! Die Niniviten wandten den Zorn Gottes in drey Tagen von sich; die Hure, welche zu Christo kam, wischte in kurzem alle ihre Schandflecke ab. Man muß aber, wie diese, sich

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

sich eben an denjenigen Dingen beßern, durch welche man gesündigt hat. Sie hatte durch ihre Augen verführt; mit diesen weinte sie. Du hast dich durch Schmähsucht versündigt; wende nun deine Zunge zum Beten, Loben und Danksagen selbst gegen Schmähsüchtige an! Wir wollen in diesen fünf Tagen alle andere Geschäfte liegen laßen! Gerichtsplatz, Rathhaus, alle weltliche Sorgen und Verträge, mögen weichen! ich will meine Seele retten. Denn was hülfe es sonst dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne? Mit Ehrfurcht und Zerknirschung des Geistes, kannst du Jesum sehen, und die Scheidewand zwischen ihm und dir niederreißen. Jezt aber sind viele der Gläubigen so unvernünftig, daß sie an Festtagen mit einer Menge Sünden beladen, zu diesem Tische treten. Wer ein reines Gewißen hat, der muß sich alle Tage demselben nähern; wer aber, ohne Vorsaz der Beßerung, in Sünden verwickelt ist, der darf auch an einem Feste nicht hinzunahen. Nicht einmal im Jahre hinzutreten, befreyet uns von Sünden, wenn wir es unwürdig thun; sondern eben dieses verurtheilt uns noch mehr, wenn wir auch dieses einzigemal nicht rein dazu kommen. Chrysostomus wiederholt seine Ermahnung noch mit vielen und einnehmenden Worten, sich mehrere Tage vorher durch Buße, Gebet und Almosen zu reinigen, wenn man dieses geistlichen Opfers (προσφορὰ) theilhaftig werden wolle; besonders aber sich mit demjenigen auszusöhnen, von dem man beleidigt worden ist.

Fünf Tage darauf, am 25. December des Jahrs 386, hielt Chrysostomus seine erste Predigt am Geburtsfeste Christi. Sie steht im zweyten Theil seiner Wercke nach Montfaucons Ausgabe; (p. 354. sq.) so wie seine bisher beschriebenen Homilieen sich alle

alle im ersten Theil dieser Sammlung finden. Man hatte wohl sonst einen Verdacht auf dieselbe geworfen, daß sie unächt seyn möchte; allein Montfaucon hat (l. c. p. 353.) wohl gezeigt, daß derselbe nicht Statt habe. Zuerst muntert der Verfaßer seine Zuhörer zur Freude über die große Begebenheit des Tages auf. Wenn wir darüber erstaunen, sagt er, daß die Sonne, durch Licht und Strahlen auf unsere Erde herabsteigt: wie weit bewundernswürdiger muß es uns seyn, daß die Sonne der Gerechtigkeit aus unserm Fleische ihre Strahlen hervorschießen läßt, und unsere Seelen erleuchtet! Schon lange bin ich begierig gewesen, diesen Tag zu sehen; und zwar bey einer solchen Menge Zuhörer. Es sind noch nicht zehn Jahre, daß er uns völlig von den Abendländern her bekannt geworden ist. Man kann ihn daher neu und auch alt nennen; das leztere, weil er so geschwind den ältern Festen, so zu sagen, an Alter gleich gekommen ist. Erwartet für eure Bereitwilligkeit ihn zu feyern, die Belohnung von dem heute gebohrnen Christus! Was wünscht ihr aber an diesem Tage von euren Mitknechten zu hören? Was anders, als etwas von diesem Tage selbst! Denn ich weiß gar wohl, daß viele noch jezt mit einander über denselben streiten; daß ihn manche, als ein neueingeführtes Fest, tadeln; andere aber, als ein altes, vertheidigen, indem schon ehemals die Propheten seine Entstehung verkündigt hätten, und er vom Anfange her, unter den Völckern von Thracien bis nach Gades hin, bekannt und berühmt gewesen sey. Laßt uns also davon reden! Denn wenn dieser Tag, da er noch streitig ist, bereits mit so vielem Wohlwollen von euch aufgenommen wird: so wird er noch eifriger begangen werden, wenn er bekannt geworden seyn wird. Der Verfaßer trägt darauf drey Gründe vor, aus welchen er schließt, daß Christus zu dieser Zeit gebohren

worden

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

worden sey. Den ersten sezt er darinne, daß dieses Fest mit einer solchen Schnelligkeit überall ausgebreitet worden, und zu einer solchen Höhe gestiegen sey; gerade wie die Predigt des Evangeliums sey es in kurzer Zeit weit herum angenommen worden. Sein zweyter Grund ist dieser, weil die Römischen und überhaupt die Abendländischen Christen, von denen die Zeitbestimmung des Geburtsfestes Christi zu den Morgenländischen Gemeinen übergegangen war, dieselbe schon von alten Zeiten her beobachtet, und aus den Nachrichten von der Römischen Schazung, in welche die Geburt des Erlösers fiel, dieselbe so zuverläßig kennen gelernt hätten, daß man wohl sehe, Gott selbst habe durch den Augustus eine Veranstaltung getroffen, durch welche die Ankunft des Eingebohrnen bekannt geworden sey. Dazu sezt Chrysostomus noch den dritten Beweis. Er nimmt an, daß Zacharias, Vater Johannes des Täufers, Hoherpriester gewesen, und am zehnten Tage des jüdischen Monaths Tisri, oder am großen Versöhnungstage, in das Allerheiligste des Tempels gegangen sey, als ihm der Engel die Empfängniß seines Sohns angekündigt habe. Da nun jener Tag der fünf und zwanzigste des September war, Johannes also am vier und zwanzigsten Junius gebohren wurde; Christus aber sechs Monathe jünger war, als Johannes: so schien daraus sehr natürlich zu folgen, daß die Empfängniß Christi auf den fünf und zwanzigsten März, und seine Geburt auf den fünf und zwanzigsten December gesezt werden müße.

Nach diesen ziemlich weitläufig geführten Beweisen, gedenckt der Verfaßer der heydnischen Spöttereyen über den christlichen Lehrsaz, daß Gott ein Mensch gebohren worden sey. Auch kleine Knaben, sagt er, lachen

lachen oft, über ernsthafte und nothwendige Geschäfte, die wir vornehmen; aber dieses Lachen ist kein Zeichen, daß die Sache verächtlich sey; sondern von dem Unverstande der Lachenden. Die Heyden sind in ihrem äußersten Unsinne gewohnt, ihre falschen Götter in Stein, Holz und andere schlechte Bilder, wie in ein Gefängniß, einzuschließen; und uns werfen sie gleichwohl vor, daß wir behaupten, Gott habe Sich einen lebendigen Tempel aus dem heiligen Geiste erbauet, durch welchen Er der ganzen Welt nützen wollte; Christus habe ein reines, heiliges, aller Sünde unzugängliches Fleisch, das aus dem jungfräulichen Leibe hervorkam, angenommen. Das wird doch wohl Gott anständiger seyn, als Holz und Stein, oder als Thiere, in welche die Manichäer das göttliche Wesen versezen! So wenig die Sonne dadurch verunreinigt wird, daß ihre Strahlen auf Koth und Unflat fallen; so wenig hat Gott sich durch die Annehmung eines menschlichen Leibes befleckt. Vielmehr hat Er dadurch eine himmlische Verfaßung in unser Leben gebracht, für welche wir Ihm nur durch Sorgfalt für unser Heil und durch Tugend würdig dancken können. Damit verbindet Chrysostomus noch eben solche Ermahnungen an seine Zuhörer, wie in der vorher beschriebenen Predigt, nemlich, daß sie sich zu dem schauderhaften und göttlichen Tische mit Furcht und Zittern, mit reinem Gewißen, mit Fasten und Gebet, nicht lärmend, stampfend und einander stoßend, nähern sollten, weil sie von Gott zu Seinem Tische gerufen würden, auf welchen Sein Sohn gesezt werde.

J. n. C. G. 363. bis 430.

So viel auch Chrysostomus durch diese Predigt dazu beygetragen haben mag, daß das Geburtsfest Christi zu Antiochien, und in andern Morgenländischen Gemeinen, seitdem feyerlicher und andächtiger

von

J. n. C. G. 363 bis 430.

von einer Menge Christen begangen worden ist; so sind doch die Beweise selbst, welche er angebracht hat, um den fünf und zwanzigsten December zum Geburtstage Christi zu machen, alle mißlungen. Der erste ist nichts weiter, als ein frommer Einfall; er hat nicht einmal eine richtige historische Grundlage. Denn es währte lang genug, ehe der gedachte Tag, als das Geburtsfest Christi, in den Morgenländern bekannt, und dazu aufgenommen wurde. In dem zweyten Beweise sezt der Redner etwas als ausgemacht voraus, wovon sich vor dem vierten Jahrhunderte nicht allein keine Spuren zeigen lassen; sondern was auch, bey der schon im zweyten, mercklichen Ungewißheit der Christen über den Tag der Geburt des Erlösers, gar nicht wahrscheinlich ist: daß nemlich derselbe von den ersten Zeiten her, in den abendländischen Provinzen des Reichs, selbst in vielen griechischen Gemeinen, am fünf und zwanzigsten December gefeyert worden wäre. Eben so ist es auch eine bloße Möglichkeit, welche durch die Geschichte gar nicht begünstigt wird, daß die Römischen Christen aus den Schazungsverzeichnißen den Geburtstag Christi sicher erfahren hätten. Endlich wird im dritten Beweise Zacharias, den die Evangelische Geschichte selbst als einen gemeinen Priester bezeichnet, fälschlich in den Hohenpriester verwandelt: und mit dieser Vorstellung fällt zugleich die Angabe vom Versöhnungsfeste, nebst der ganzen darauf gebaueten Ausrechnung, hinweg. Chrysostomus scheint unterdeßen einige Entschuldigung zu verdienen. Die rednerische Ausschmückung der beyden ersten sogenannten Beweise schickte sich zu seiner Absicht, ein Fest zu empfelen, deßen Ansehen zu Antiochien noch zweydeutig war. Der dritte aber könnte wohl bereits in der Römischen Kirche gebraucht, wo nicht gar erfunden worden seyn, um den oftgenannten Tag zum jähr-

lichen

lichen Gedächtniße der Geburt Christi desto glaubwürdiger anzusezen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Zur Erläuterung dieser Predigt des Chrysostomus, und der Geschichte eines Festes, das von seiner Zeit an, unter den Christen mit Recht so ehrwürdig ward, dürfen einige ältere Spuren von dem Ursprunge und Fortgange deßelben, hier nicht vorbeygelaßen werden. Die erste kömmt in den Apostolischen Kirchenverordnungen vor, welche wenigstens um den Anfang des vierten Jahrhunderts zusammengetragen worden seyn mögen. In der einen Stelle derselben, (L. V. c. 13.) werden die Brüder ermahnt, unter den Festen, zuerst das Geburtsfest (τὴν γενέθλιον) am fünf und zwanzigsten Tage des neunten Monaths, (es ist der Aegyptische Monath Choiac, der mit dem December zusammentrifft,) darauf aber am sechsten Tage des zehnten Monaths, das Fest der Erscheinung (ἡ ἐπιφάνιος) zu feyern, an welchem uns der Herr seine Gottheit offenbart habe. Die andere Stelle (L. VIII. c. 33.) enthält eine Vorschrift, daß die Knechte am Geburtsfeste, und auch am Feste der Erscheinung Christi, von allen Arbeiten frey seyn sollen. Es ist bey diesen Stellen merckwürdig, daß, obgleich die morgenländischen Gemeinen bis gegen das Ende des vierten Jahrhunderts, größtentheils die Geburt und die Taufe Christi, auch die Erscheinung der morgenländischen Weisen zu Jerusalem, und das Wunder des Erlösers zu Cana, als lauter Offenbarungen seiner göttlichen Würde, an einem einzigen Tage, am sechsten des Jänner, welcher eben davon die Erscheinung seiner göttlichen Herrlichkeit (ἐπιφάνεια, θεοφάνεια) hieß, feyerten, gleichwohl schon aus einer Gegend derselben, in den frühern Zeiten des gedachten Jahrhunderts, ein

J. n. C. G. 363 bis 430.

Beispiel eines doppelten Festtags für die beiden ersten Begebenheiten vorkommt. Hingegen glauben verschiedene neuere Gelehrte, mit dem Zonaras, das christliche Fest Epiphania, an welchem der Kaiser Julianus, im Jänner des Jahrs 360. nach dem Ammianus Marcellinus, (L. XXI. c. 2.) den öffentlichen Gottesdienst abwartete, habe auch das Geburtsfest Christi in sich gefaßt. Man hat zwar dawider eingewandt, daß dieses in Gallien geschehen sey; und in den abendländischen Gemeinen sey das Geburtsfest des Erlösers von je her, am fünf und zwanzigsten December, abgesondert von dem Erscheinungsfeste, begangen worden. Aber eben dieses leztere, was man als gewiß voraussezt, wird ohne Beweis angenommen. Nur so viel ist zuverläßig, daß ohngefähr seit der Mitte des vierten Jahrhunderts, die Römische Gemeine sowohl für die Geburt, als für die Taufe Christi, besondere Festzeiten an den bereits genannten Tagen beobachtet habe, und daß ihre Gewohnheit nach und nach auch von den Morgenländern nachgeahmt worden sey. Ob diese durch einen und den andern von den Gründen des Chrysostomus dazu bewogen worden sind; oder ob sie es aus einer ausnehmenden Achtung gegen das Andencken der Geburt Christi gethan haben? läßt sich nicht sagen. Noch weniger kann man auf dasjenige bauen, was Johannes, Erzbischof von Nicäa, mehrere Jahrhunderte nach dieser Zeit, in einer mit Fehlern und Fabeln angefüllten Schrift, (de Nativitate Domini, in Combefisii Auctar. Nov. Biblioth. Patr. Tom. II. p. 297.) erzählt, und Cotelier (Not. ad Constitt. Apostol. L. VIII. c. 13. p. 316. ed. Amstel.) ergänzt hat. Dahin gehört aus dem leztern Zusaze die Nachricht, daß Julius der erste, Römischer Bischof vom Jahr 336 bis zum Jahr 352, auf die bittende Vorstellung des Bischofs von Jerusalem, daß er nicht

nicht an Einem Tage, am sechsten Jänner, die Geburt und auch die Taufe Christi feyern könne, weil Bethlehem, der Ort der erstern, und der Jordan, wo die leztere vollzogen worden war, so weit von einander entfernt wären; daß Julius also die wahre Zeit dieser Begebenheiten, genau ausgerechnet, ihm melden möchte, solches würklich gethan, und gefunden habe, daß die Geburt Christi am fünf und zwanzigsten December, seine Taufe aber am sechsten Jänner erfolgt sey: eine Trennung, welche, da sie von den christlichen Lehrern befolgt wurde, anfänglich viel Mißvergnügen verursacht habe. Auf der andern Seite meldet Johannes von Nicäa, daß man deswegen um diese Zeit das Geburtsfest Christi in der Gemeine zu Rom, auf den 25sten December verlegt habe, um die dortigen Einwohner von ihrem beliebten heydnischen Feste, Natalis invicti solis, welches um gleiche Zeit begangen wurde, desto leichter abzuziehen, und an die Feyer eines christlichen zu gewöhnen. So verdächtig auch diese Nachrichten durch ihr spätes Alter und andere Umstände, werden, wie zum Theil bereits an einem andern Orte dieses Werks, (in der Vorrede zur zweyten Auflage des zweyten Theils,) bemerkt worden ist; so könnte doch darinne einiger Saame von Wahrheit aufbehalten worden seyn, nemlich dieser, daß der fünf und zwanzigste December seit der Mitte des vierten Jahrhunderts, in der Römischen Gemeine zum Geburtsfeste Christi angenommen worden wäre. Genug, diese Zeitbestimmung fand allmählich noch in dem gedachten Jahrhunderte fast überall, auch in denjenigen, besonders morgenländischen Gemeinen Beifall, wo bis dahin der sechste Jänner zugleich das Geburtsfest und das Tauffest Christi gewesen war. Man fieng daher auch seit dieser Absonderung an, die beyden Feste mit dem gemeinschaftlichen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

chen Nahmen des ersten und zweyten Erscheinungstages zu bezeichnen. Doch war die Uebereinstimmung hierinne, selbst in den spätern Zeiten des vierten Jahrhunderts noch nicht allgemein. Epiphanius sagt in einer bereits oben (S. 86.) angeführten Stelle, daß Christus am Feste Epiphania gebohren worden sey: und in einer andern Stelle eben deßelben Werks, (Panar. Haeres. LI. Alogor. c. 16. 24. p. 439. 446. ed. Petav. Tom. II.) sucht er noch ausführlicher zu zeigen, daß die Geburt des Erlösers auf den fünften Jänner (nicht auf den sechsten, wie man ordentlich in den morgenländischen Gemeinen glaubte,) zu sezen sey. Nach dem Hieronymus, (Commentar. in Ezech. C. I. p. 700. Opp. Tom. III. ed. Mart.) hatte diese Meinung auch gegen das Jahr 411. noch nicht völlig aufgehört. Doch für die Absicht der gegenwärtigen Geschichte, scheinen auch diese wenigen Erläuterungen über den Ursprung und Fortgang des Geburtsfestes Christi, hinlänglich zu seyn.

Eben jene alte Verbindung deßelben mit dem Erscheinungsfeste, giebt einen natürlichen Uebergang zu einer andern Homilie des Chrysostomus ab, die er an dem leztern, nach der bisher beschriebenen Trennung, zum Andencken der Tauffe Christi gehalten hat. Denn daß sie gleich auf die Predigt am Geburtsfeste Christi gefolgt seyn sollte, kann daraus, wie Montfaucon meint, (Monitum in Homiliam de Baptismo Christi, et de Epiphania, p. 366. T. II. Opp. Chrysostom.) noch nicht bewiesen werden, weil sich der Verfaßer auf oft vorgebrachte Erinnerungen bezieht, die in den zwo vorhergedachten Predigten angetroffen werden. Der Anfang ist unerwartet und rührend. Ihr seyd heute alle frohen Muths, sagt Chrysostomus; ich allein bin betrübt. Denn wenn ich in dieses geistliche

liche Meer blicke, und den unermeßlichen Reichthum der Kirche betrachte, nachher aber bedencke, daß, wenn erst das Fest vorüber seyn wird, diese Menge von uns zurückspringen und davon eilen werde: so schmerzt und bekümmert dieses meine Seele, daß, da die Kirche so viele Kinder gezeugt hat, sie ihrer gleichwohl nicht bey jeder Versammlung, sondern nur am Feste, geniessen kann. Welch ein geistliches Frohlocken würde dieses seyn, welch eine Freude, welche Verherrlichung Gottes, welch ein Nutzen der Seelen, wenn wir bey einer jeden Versammlung den Umfang der Kirche so angefüllt sähen! Die Schiffer und Steuermänner wenden alles an, um das Meer durchzuseegeln, und den Hafen zu erreichen. Wir aber bestreben uns, auf der hohen See herumzuwancken, indem wir von den Wellen der weltlichen Geschäfte geworfen, auf den Marcktplätzen und vor Gerichte hin und her gedreht werden; hier aber uns kaum einmal oder zweymal im ganzen Jahre einfinden. Wißet ihr es nicht, daß Gott, wie er für das Meer Hafen errichtet hat, also für die Städte Kirchen angelegt habe, damit wir uns aus dem Sturmwetter des weltlichen Getümmels dahin flüchten und der größten Ruhe genießen mögen? Denn hier darf man sich nicht vor den schäumenden Wellen, nicht vor dem Anfall der Räuber, nicht vor dem Angriff der Auflaurer, oder vor der Heftigkeit der Winde, oder vor den Nachstellungen wilder Thiere fürchten; hier ist ein von allem diesem befreyeter Hafen, ein geistlicher Hafen der Seelen. Ihr selbst seyd Zeugen von dem, was ich sage. Denn wenn jemand von euch jezt sein Gewißen öffnen wollte: so würde er darinne viele Ruhe finden. Der Zorn beunruhigt nicht; die Begierde entzündet nicht; der Neid verzehrt nicht; der Uebermuth bläset nicht auf; die Liebe zum eitlen Ruhm verdirbt nicht; sondern alle diese wilden Thiere werden im

 Zaum

J. n. C. G. 363 bis 430.

Zaum gehalten, sobald das Anhören der göttlichen Schriften gleichsam als einer göttlichen Beschwörungsformel, durch die Ohren in die Seele eingedrungen ist, und jene unvernünftige Leidenschaften besänftigt hat. Wie unglücklich sind also diejenigen, welche, da sie an Weisheit so sehr zunehmen könnten, nicht häuffig zu der gemeinschaftlichen Mutter von allen, zur Kirche, kommen! Was hindert dich wohl daran? Vergebens schützest du deine Armuth vor. Die Woche hat sieben Tage; in diese hat Sich Gott mit uns so freygebig getheilt, daß Er nur einen einzigen für Sich behalten hat. Und auch an diesem willst du dich weltlicher Geschäfte nicht enthalten; sondern stellst dich Kirchenräubern gleich, indem du einen heiligen, zum Anhören geistlicher Reden bestimmten Tag raubst, und zu irdischen Sorgen mißbrauchst! — Auf diese noch weiter fortgesezte Verweise und Ermahnungen, folgt eine Erklärung des Nahmens Epiphania, weil viele, sagt Chrysostomus, die Veranlaßung dieses Festes, welches sie jährlich begiengen, nicht wüßten. Er nennt also eine zweyfache Erscheinung, aus welcher diese Benennung entstanden sey: eine bereits vorgegangene, und die andere, welche erst am Ende der Welt in Herrlichkeit erfolgen soll. Von der erstern reden Paulus, (Tit C. II. v. 11.) und Joel, (C. II. v. 31.) Warum wird aber nicht der Tag der Geburt des Herrn, sondern der Tag seiner Tauffe, an welchem er das Waßer geheiligt hat, Epiphania genannt? — Denn von dieser Heiligung kömmt es her, daß diejenigen, welche um Mitternacht dieses Festes Waßer schöpfen, es durch ein augenscheinliches Wunder, ein Jahr, sogar öfters zwey, drey Jahre lang, frisch in ihrem Hause erhalten können. — Darum, weil der Herr durch seine Geburt nicht allen offenbart worden ist; wohl aber durch seine Tauffe.

Eine andere Frage ist es, weswegen sich Christus habe tauffen lassen, und was vor eine Tauffe er empfangen habe? Nicht die Jüdische, welche bloß von äußerlichen Befleckungen reinigte; auch nicht die Christliche, welche Vergebung der Sünden ertheilt, deren er nicht benöthigt war, und die Gaben des heiligen Geistes schenkt, die er bereits besaß; sondern die Tauffe Johannis, die keines von beiden verschaffte, beßer als die Jüdische, geringer als die christliche war; die er aber doch übernahm: theils, um dadurch allgemein bekannt zu werden; theils um alle Gerechtigkeit zu erfüllen, das heißt, einem Propheten, den Gott zum Tauffen gesandt hätte, zu gehorchen. — Bey Gelegenheit, da viele, wegen des Festes, sich dem Genuße des heiligen Abendmahls näherten, tadelt der Verfaßer den Leichtsinn und den lasterhaften Zustand, in welchem sie es thaten, mit eben den Gründen, als in einer der vorher angezeigten Predigten.

Er hatte, wie man aus derselben gesehen hat, die öffentliche Bestreitung der Anomöer etwas unterbrochen; ob man gleich dieselbe als die sechste seiner wider diese Irrlehrer gehaltenen Predigten zählt. Allein er kam bald wieder in der siebenten zu dieser Beschäftigung zurück. In derselben klagt er anfänglich, daß die Versammlung, wegen des eingefallenen Wettrennens, vermindert worden sey; wiewohl ihn der Anblick der Gegenwärtigen, als Früchte, in Absicht auf die Abwesenden, als Blätter, tröste. Er sey zwar, fährt er fort, Willens gewesen, eine lange Rede wider die leztern zu halten; allein, damit es nicht scheine, als wenn er mit einem Schatten fechte, wolle er lieber die Anwesenden auf die gewohnte Wiese und See der heiligen Schrift führen. Seine Absicht ist, zu beweisen, daß der Sohn Gottes gleiches Wesens mit sei-

J. n. C. G. 363 bis 430.

nem Vater sey. Er findet es zwar schimpflich und lächerlich, einen so klaren Saz erst darzuthun, da nach den allgemeinen Gesezen der Natur, das Gezeugte und das Zeugende einerley Wesens seyn müßen; allein die Anomöer nöthigten ihn dazu. Ihren Einwurf, daß, nach dieser Art zu schließen, auch die Menschen, welche Söhne Gottes genannt würden, einerley Wesen mit Ihm haben müßten, beantwortet er damit, dasjenige, was der Eingebohrne würcklich sey, komme denjenigen nicht zu, denen nur ein gleicher Nahme beygelegt werde; allein nicht die Vorzüge, daß sie im Schooße des Vaters sind; daß man an ihnen den Vater sehe, und dergleichen mehr. Aber warum haben der Sohn Gottes selbst von sich, und die Apostel so viel Erniedrigendes von ihm gesagt? Erstlich darum, damit Zeitgenoßen und Nachkommen desto gewißer überzeugt würden, er sey ein wahrer Mensch gewesen. Dazu kam zweytens die Schwachheit seiner Zuhörer, welche sich daran ärgerten, so oft er etwas Erhabenes und seiner Würde Gemäßes von sich sagte; niedrige und menschliche Reden hingegen willig aufnahmen. Drittens wollte er auch seine Zuhörer dadurch belehren, daß sie demüthige Gesinnungen von ihm annehmen sollten; und viertens suchte er es auf eben diesem Wege zu verhüten, daß man ihn nicht vor Eine Person mit dem Vater ansehen möchte. Wenn er hingegen, neben einer solchen Bescheidenheit, auch sich dem Vater gleich stellt: so kann es keine stolze Vergrößerung, sondern es muß vollkommene Wahrheit seyn. Hiernach ist das Gebet, welches er als Mensch, (nicht als Gott, nach der Behauptung der Irrgläubigen,) in seinem tiefsten Leiden zu Gott abließ, und hinwiederum seine gewiße Vorhersagung, zu beurtheilen. Daß die Worte: **Ich und der Vater sind Eins**, nicht auf die Einheit des Willens zwischen ihnen gehe, sondern auf

die

die Einheit der Majestät, sieht man aus dem Ausdrucke: **Nicht wie ich will, sondern wie Du willst,** wodurch er seine wahre Menschheit anzeigte, die sich vor dem Tode fürchtete. Am Ende dieser Predigt empfiehlt Chrysostomus seinen Zuhörern das Gebet, wegen der Würde, die es dem Menschen ertheilt, und wegen seiner ungemeinen Nuzbarkeit. Es versezt von der Welt im Geiste in das künftige Leben, und verstattet das Aufwallen sündlicher Begierden nicht. Der Teufel wird dadurch vertrieben; es dient für jedes Anliegen, dämpft die Betrübniß, verursacht beständige Freude, und ist die Mutter der Philosophie. Es öffnet alle Schätze: der reiche König Achab, dem es fehlte, war arm; er mußte den **Elias** aufsuchen, einen Mann, der kein Kleid hatte; und gleichwohl durch sein Gebet den Himmel aufschloß.

Gleich am folgenden Tage hielt er **die achte Predigt wider die Anomöer,** und begegnete darinne der Einwendung, welche sie aus den Worten Christi zogen: **Das Sitzen zu meiner Rechten und Lincken zu geben, ist nicht mein; sondern denen es bereitet ist von meinem Vater.** Ich wiederhole heute, sagte er, meine häuffige Erinnerung, daß ihr nicht bloß bey den Buchstaben stehen bleibt; sondern den Verstand erforschet. Wenn man das erstere thut: so muß man auch sagen, daß Gott Flügel habe; daß er schlafe, und dergleichen mehr. Die angeführten Worte zeigen viele Sorgfalt, Weisheit und Fürsorge für unser Geschlecht an; aber die Macht zu strafen und zu ehren, spricht sich Christus dadurch so wenig ab, daß er sich dieselbe vielmehr in einer andern Stelle, (Matth. C. XXV. v. 31. fgl.) als dem allgemeinen Richter beilegt. Und hier erkennt man seine Gnade an den Worten, daß er selbst von den Verdammten

J. n. C. G. 363 bis 430.

sagt, nicht ihnen, sondern dem Teufel sey eigentlich das Feuer bereitet; und von den Auserwählten, das Reich sey ihnen, noch ehe sie Kämpfer gewesen wären, bereitet worden. Eben so mächtig stellt er sich auch in dem Gleichniße von den zehn Jungfrauen vor, wo das Feuer den jungfräulichen Stand, und das Oel das Almosen bedeutet, welches leztere nur die Armen verkauffen können, weil die Reichen weit mehr darauf dencken, neue Schäze zu sammeln, als Almosen auszutheilen. Ja, versezen die Gegner, diese Macht besizt Christus wohl zu bestrafen und zu krönen; aber nicht den höchsten Vorsiz zu ertheilen. Doch, daß er auch dieses zu thun im Stande sey, beweisen die Worte: Der Vater hat alles Gericht dem Sohne gegeben: denn Geben ist hier nicht auf menschliche Art zu verstehen, sondern es heißt: Er hat ihn so vollkommen gezeugt. Jene Macht Christi folgt auch daraus, weil er den besten unter allen Menschen, nach 2. Timoth. C. IV. v. 7. gekrönt hat. Und wer kann dieses anders seyn, als jener Zeltverfertiger, der Lehrer der Welt, der Erde und Meer gleichsam geflügelt durchgelaufen ist, jenes auserwählte Werckzeug, der Brautführer Christi, der Stifter der Kirche, der noch vor der Auferstehung in den dritten Himmel entzückt worden ist! Warum hat aber gleichwohl Christus gesagt: Das Sitzen zu geben, ist nicht mein? Werdet nicht unruhig, antwortet Chrysostomus, wenn ich behaupte: es ist nicht allein des Sohns nicht; sondern auch nicht einmal des Vaters: denn wäre es des Vaters, so würde es auch des Sohns seyn. Dieser Vorsiz kann eben so wenig jemanden willkührlich angewiesen werden, als die Krone des Kämpfens; es kömmt auf die Streitenden an. Hätte Christus jenen Vorzug allein zu vergeben: so würden alle Menschen seelig werden; so würden auch keine Stuffen der Belohnungen

gen seyn. Wir lernen aber aus den Worten Christi dieses, daß es zur Erlangung des höchsten Sitzes nicht genug sey, den Märtyrertodt zu leiden: denn die fragenden Apostel sollten ihn ebenfals ausstehen; sondern daß der Weg dahin durch die tiefste Demuth gehe; wovon Christus das herrlichste Beispiel gegeben hat.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Zwo andere Predigten werden billig auch, als die neunte und zehnte, unter die Zahl derer gerechnet, welche Chrysostomus gegen das Ende des Jahrs 386. und um den Anfang des künftigen, wider die Anomöer richtete. In der erstern wird wiederum ihrem Einwurfe begegnet: *Wie konnte derjenige, der den Lazarus nicht ohne Gebet aufzuerwecken vermochte, dem an Wesen gleich seyn, der sein Gebet annahm?* Sie verstehen es nicht, sagt er, daß dieses Gebet eine Herablaßung gewesen, und wegen der Schwachheit der Anwesenden vorgenommen worden sey. Warum sollte Christus nicht gebetet haben, da er etwas weit Erniedrigenderes, das Fußwaschen, verrichtet hat? Die Juden werfen zwar auch hier den Christen vor, daß sie einen Gott hätten, der nicht gewußt habe, wo Lazarus begraben liege? allein so müßte man aus der Frage Gottes: *Adam! wo bist du?* eine gleiche Unwißenheit schließen. Christus betete bey dieser Gelegenheit deswegen, weil *Martha* zu ihm gesagt hatte: *Ich weiß, daß Dir Gott alles geben wird, was Du von ihm bittest.* Denn sonst weckte er auch ohne Gebet Todte auf; ohne ein Gebet führte er den gekreuzigten Räuber ins Paradies ein. Auch betete er nicht für den Lazarus; sondern wegen der herumstehenden Ungläubigen. Um diese von seiner göttlichen Macht zu überzeugen, rief er den Verstorbenen aus dem Grabe hervor: und dieser kam sogleich. „O Tyranney des Todes! ruft

hier

J. n. C. G. 363 bis 430.

„hier der Verfaßer aus; o Tyranney jener Gewalt, „welche die Seele festhielt! o Todtenreich! Das Ge„bet ist geschehen; und gleichwohl läßest du den Todten „nicht loß! Keineswegs, sagt diese Macht. Und war„um nicht? Weil es mir nicht befohlen worden ist. „Ich bin selbst gebunden, und halte hier den Schuld„ner fest. Erhalte ich keinen Befehl: so laße ich ihn „nicht loß. Denn das Gebet ist nicht meinetwegen „geschehen; sondern wegen der gegenwärtigen Ungläu„bigen. Ich aber erwarte erst die Stimme, um die „Seele loßzulaßen. **Lazare! komm heraus!** Der „Verstorbene hat den Befehl des Herrn gehört: und „sogleich hat er die Geseze des Todes übertreten. Nun „mögen sich die Keßer schämen, und vom Angesichte „der Erde vertilgt werden!“ Warum hat aber **Christus** den Todten nahmentlich gerufen? Weil er sonst, wenn er die Todten unbestimmt angeredet hätte, sie alle auferweckt haben würde.

Die zehnte Predigt dieses Inhalts, welche nicht lange ausblieb, beschäftigt sich, wie es **Chrysostomus** vorstellt, mit der Bezahlung einer Schuld an seine Zuhörer, die sie zwar bereits vergeßen haben mochten; die er aber selbst um seines Nußens Willen abzutragen bereit ist, weil solche geistliche Schulden dem Schuldner sogar Gewinn eintrügen, wenn sie diejenigen empfiengen, welche sie zu fodern haben. Er bleibt also hier bey demjenigen anderwärts bemerkten Nußen der erniedrigenden Reden und Erzählungen von Jesu stehen, Kraft deßen sie Lehren der Demuth und Bescheidenheit wurden. Unter den Beispielen, die er davon anbringt, sind auch die öftern Gebete des Erlösers. Diese kann er nicht, um Beistand zu erhalten, gesprochen haben: sonst hätte er sie bey den größern Wundern nicht vorbeigelaßen; sie waren also nur belehrend.

lehrend. So erinnerte er folglich durch das Seegnen der Brodte vor der wunderthätigen Speisung, daß man die Nahrungsmittel nicht eher genießen dürfe, bis man dem Schöpfer derselben dafür gedanckt hätte. Hingegen beym Strafen und Ehren, beym Vergeben der Sünden, beym Austreiben der Teufel, beym Gesezgeben, rief Christus den Vater niemals an, weil er alles aus eigener Macht that. Der Verfaßer führt hierüber viele Stellen der Evangelischen Geschichte an; besonders, um zu erweisen, daß Christus Urheber von Gesezen gewesen sey und daß er das nach und nach unvollkommen gewordene Gesez der Israeliten verbeßert habe. Eben deswegen habe er auch den göttlichen Urheber deßelben nicht genannt; sondern nur gesagt: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist. Durch die von ihm beigefügten Zusäze aber habe er deutlich genug zu erkennen gegeben, daß er, gleich seinem Vater, der Urheber jenes Gesezes gewesen sey. Ferner zeigt der Verfaßer, daß Christus auch aus Demuth die menschliche Natur angenommen; jedoch dadurch nichts an seiner Herrlichkeit verloren habe. Damit aber seine Zuhörer nicht dencken mögen, daß sie bloß an dem wahren Glauben genug hätten: so schärft er ihnen eine vor kurzem empfolne Pflicht nochmals dringend ein, die Verbindlichkeit, jede Feindschaft, höchstens nach der Dauer eines Tages, wieder aufzuheben, damit nicht verrenkte Glieder desto schwerer eingerichtet werden, je länger man warte. Diese traurigen Folgen einer längern Feindseeligkeit; die Gefahr, in welche eine solche Verfaßung sezt; der Ruhm einer geschwinden Versöhnung für denjenigen, der den ersten Schritt dazu thut, und das Glück, eines allgemeinen Wohlwollens zu genießen; diese Gründe werden kurz und gut entwickelt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Endlich

J. n. C. G. 363 bis 430.

Endlich hat Chrysostomus noch zwölf Jahre darauf, zu Constantinopel im Jahr 398, zwo Predigten wider die Anomöer gehalten, welche den vorhergehenden mit allem Rechte, als die eilfte und zwölfte, vom Montfaucon (Tom. I. Opp. Chrysost. p. 541. sq.) an die Seite gesezt werden. Die erstere derselben war überhaupt die zweyte seiner Predigten in der gedachten Hauptstadt. Er fängt sie mit einer für die dortigen Einwohner rühmlichen Vergleichung mit den Christen zu Antiochien an. Bey diesen fand er eine ältere und zahlreichere Gemeine; bey jenen einen heissern Glauben, mehr Geduld und Standhaftigkeit, weil sie, obgleich von vielen Ketzern umgeben, sich dennoch nicht verminderten. Daher entschloß er sich, weil er bereits zum erstenmal vor ihnen von den Waffen Davids und Goliaths philosophirt hatte, den Stein des erstern, als einen geistlichen Eckstein, wieder in die Hände zu nehmen, und an Statt Vernunftmäßiger Gründe, die doch nicht vollkommen überzeugten, bloß aus der Schrift genommene anzuwenden. Er zeigt also, daß im Alten Bunde eben sowohl, als im Neuen, die göttliche Hoheit Christi ausser Streit gesezt werde. Denn der Vater sprach zu seinem Sohne, nicht: Mache! wie zu einem Diener; sondern in völliger Gleichheit: Laßet uns Menschen machen! Der Sohn wird Sein Rathgeber genannt. (Jes. C. IX. v. 5.) Er sizt zur Rechten des Vaters; und alle sollen den Sohn gleichwie den Vater ehren. Wir wollen aber, sezt der Verfaßer hinzu, um unser Heil nicht zur Hälfte zu besorgen, mit der Richtigkeit der Lehrsäze auch die Genauigkeit im Leben verbinden. Diese leztere wird durch nichts so sehr befördert, als durch eine oftmalige Anwesenheit an diesem Orte. Hier wird der Hunger der Seele durch das göttliche Wort gestillt; hier sammelt man die dauerhaf-

testen Schätze. Es entsteht daraus auch dieser Nutzen, daß die Feinde durch so viele Versammlete sehr beschämt, und die Brüder aufgerichtet werden. Schon die bloße Gegenwart macht ihnen Muth; eine kleine Anzahl schlägt sie nieder. Aus der kleinen Anzahl der allerersten Christen erwuchsen deswegen bald so viele Tausende, weil sie immer alle gemeinschaftlich zum Gebet und Lesen beysammen waren. Wollen wir denn nicht an der Kirche eben daßelbe thun, was Frauenspersonen an einer Jungfrau in ihrer Nachbarschaft thun, wenn sie verlobt werden soll? Sie schmücken dieselbe aus, beschencken sie, und sind wenigstens bey ihr. Laßt auch uns allenthalben in die Kirche zusammenlaufen, ihre Dürftigkeit bedecken, oder vielmehr diese aufheben!

J. n. C. G. 363. bis 430.

Diese Ermahnung muß ihre Früchte getragen haben, weil Chrysostomus nach etlichen Tagen in der zwölften Predigt Gott lobte, daß er in jeder Versammlung den Acker wachsen, die Saat emporsteigen, die Scheunen angefüllt, und die Garben vermehrt sehe; ob er gleich den Saamen erst vor kurzem ausgestreuet habe. Desto williger fährt er fort, die Herrlichkeit des eingebohrnen Sohnes Gottes darzuthun, nachdem er durch die vorgelesene Geschichte von dem acht und dreyßigjährigen Krancken am Teiche zu Bethesda, dazu Gelegenheit bekommen hatte. Er macht hierüber verschiedene Anmerkungen. Der Engel, welcher den Teich zu einer gewißen Zeit bewegte, verhalf dadurch Einem Kranken zur Gesundheit. Als aber der Herr ankam, da stand der ganzen Welt die Heilung geistlicher Krankheiten bloß dadurch offen, daß sein Nahme über dem Waßer angerufen wurde. Ein unendlicher Abstand! Jener Krancke war der gemeinschaftliche Hafen alles menschlichen Elendes. Eben darum

J. n. C. G. 363 bis 430.

darum wählte ihn der Heyland, um seine Macht und Liebe an ihm zu beweisen. Er frug ihn nur deswegen, ob er geheilt seyn wollte? damit er ihn veranlaßen möchte, sowohl seine Noth als auch seine bewundernswürdige Standhaftigkeit an den Tag zu legen. Er befohl ihm, mit seinem Bette fortzugehen: und das aus folgenden Ursachen. Erstlich wollte er die Juden auf das Künftige von der Beobachtung des Gesezes befreyen; sodann seinen Feinden alle Ausflucht gegen das geschehene Wunder benehmen; endlich nicht bloß die gehobene Krankheit, sondern auch die wiederhergestellte vollkommene Gesundheit dadurch bekannt machen. Und alles dieses hatte er mit Einem Worte, in Einem Augenblicke geleistet. Hier möchte ich diejenigen, welche Gottes Wesen vorwizig untersuchen, gern fragen: Wie sind denn die Glieder des Kranken zusammengefügt worden? wie wurden die Knochen wieder fest? wie haben alle Lebenskräfte ihren vorigen Gang bekommen? Doch sie können es ja nicht erklären! Also bewundere nur das Geschehene, und forsche nicht neugierig nach der Art und Weise! Bey dem unverantwortlichen Betragen der Feinde Jesu gegen diese Wunderthat, wurde der Geheilte ein Lehrer des Glaubens für sie. Jesus selbst aber, dem deswegen eine Verlezung des Sabbaths vorgeworfen ward, vertheidigte sich mit einem solchen Grunde, (**Mein Vater würcket bisher, und ich würcke auch**,) daß daraus schlechterdings eine völlige Gleichheit mit demselben folgt. Er würde sich sonst so wenig unterstanden haben, sich auf seinen Vater zu berufen, als es einer Unterobrigkeit erlaubt ist, darum das Diadem aufzusezen, oder Lebensstrafen zu erlassen, weil beydes der Kaiser auch thut. Das Würken aber heißt hier die Fürsehung für das Geschaffene. Wiederum schließt der Verfaßer seine Predigt damit, daß doch seine Zuhörer die Philosophie der Sitten mit

der

der Rechtgläubigkeit verbinden möchten. Dazu schlägt er wieder das häuffige Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes vor, weil ohne das Anhören des göttlichen Worts, der geistliche Acker leicht verwildere, und die Kirche auch der Ort sey, wo die geistige Schönheit erworben werde.

J. n. C. G. 363 bis 430.

So stritt Chrysostomus auf dem öffentlichen Lehrstuhl mit den Irrgläubigen. Wenn es auf der einen Seite eine unangenehme Nothwendigkeit für ihn war, mit Leuten, die sich selbst unter seinen Zuhörern oftmals einfanden, an einem solchen Orte zu fechten: so hat er auf der andern Seite meistentheils eine ziemliche Mäßigung gegen sie beobachtet, und zugleich auch für die übrigen in seiner Gemeine durch einen allgemein fruchtbaren Unterricht gesorgt. Mit einer weit größern Heftigkeit, und beinahe Erbitterung, griff er um gleiche Zeit, in den Jahren 386. und 387. abwechselnd mit den Predigten wider die Anomöer, die Juden von der Kanzel herab an. Auszüge aus seinen acht wider sie gehaltenen Predigten, hat man bereits in einem andern Zusammenhange dieser Geschichte (Th. VII. S. 426-438.) gelesen. Vermuthlich sind die daselbst angeführten Veranlaßungen für ihn ausnehmend empfindlich und traurig gewesen, weil sie mehr von den Christen, als von den Juden herrührten; aber glimpflichere Vorstellungen würden doch zur Beßerung mehr beygetragen haben. Wie er endlich gegen die Heyden das Beste des Christenthums, sowohl in Predigten als Schriften vertheidigt habe, ist auch schon oben (S. 337. fg.) an dem Beispiel seiner Predigt und Lobschrift auf den Märtyrer Babylas, gezeigt worden. Er schonte sie eben so wenig, als die Juden: und freylich konnten keine Feinde des Christenthums durch bittern Spott leichter getroffen werden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ehe aber Chrysostomus noch, in den spätern Monathen des Jahrs 387, die lezten jener Homilieen wider die Juden hielt, schrieb er ein besonderes Buch wider die Juden und Heyden, zum Beweise der Gottheit Christi. (T. I. Opp. p. 588. sq. ed. Montef.) Wegen seiner Verwandtschaft mit den vorher angezeigten Predigten des Verfaßers, wird es am füglichsten gleich hier beschrieben. Er versichert im Eingange deßelben, daß er es verständlich, aber auch nicht zu lang für die niedrigsten und einfältigsten Menschen beyderley Geschlechts abfaßen wolle. Indem er zuerst die Heyden zu überzeugen sucht, hält er ihnen dasjenige vor, was sie so wenig läugnen, als die Christen, nemlich, daß Christus seine Religion in der ganzen Welt ausgebreitet habe. Dieses, sagt er, in so kurzer Zeit zu bewerkstelligen; Menschen, die an so ungereimte Sitten gewohnt, von so vielen Uebeln überwältigt waren, zu so großen Dingen empor zu richten; sie von allem ihrem Unglücke zu befreyen; und das ohne Waffen oder Kosten, anfänglich nur durch eilf arme, verachtete, unwißende Lehrer; unzähliche Menschen zu überreden, daß sie über das Gegenwärtige, ja selbst über das Zukünftige richtiger dachten, ihre väterliche Geseze wegwarfen, an Statt tief eingewurzelter Sitten andere annahmen, und zu weit schwerern Vorschriften übergiengen; alles dieses auszuführen, da er doch selbst verfolgt und hingerichtet wurde: das kann nicht das Werck eines bloßen Menschen seyn. Sogar unter den Persern, welche wilder als Wölfe waren, hat das Christenthum Eingang und große Schaaren von Märtyrern gefunden. Aber alles dieses ist in den Büchern der Juden lange vorher verkündigt worden. Daß Gott Mensch werden und seyn werde, sagt Jeremias zuerst, (Baruch C. III. v. 23.) Andere Propheten haben seine Geburt von einer

Jung-

Jungfrau, seine Abstammung von dem Geschlechte Davids, die Stille, mit welcher er in die Welt eintreten würde, (Psalm LXXII. v. 6.) die ungemeine Sanftmuth seines ganzen Betragens, (Jesa. C XLII. v. 3.) seinen Geburtsort, die Zeit seiner Menschwerdung, seine Wunderwercke, seine Lehren, seine üble Aufnahme bey den Juden, (Psalm CXX. v. 67.) viele Umstände seines Lebens und Leidens, die Ursachen und Folgen seines Todes, sein Begräbniß, seine Auferstehung, die Befreyung der Menschen von den Teufeln durch ihn, (Jes. C. LIII. v. 12.) seine Höllenfahrt, (Psalm XXIV. v. 7. Jes. C. XLV. v. 2.) die Sendung der Apostel, (Jes. C. LII. v. 7.) die Mittheilung der Gaben des heiligen Geistes, und dergleichen mehr, vorhergesagt. Petrus und Paulus sind mehr gewesen, als Könige und Fürsten, deren Geseze sie noch beym Leben derselben aufgehoben haben. Auch das ist von den Propheten verkündigt worden; (Psalm XLV. v. 17. 18.) so wie vieles von den Würckungen des Christenthums, von den Nationen, welche es annehmen würden, von der Bestrafung der Juden, und von andern dazu gehörigen Begebenheiten. Man sieht auch daraus, daß Christus mehr als ein bloßer Mensch gewesen sey, weil seine Angelegenheiten erst nach seiner Kreuzigung einen so erhabenen Schwung genommen haben. Seitdem zogen die Apostel muthig durch die Welt, und unzählige Märtyrer ließen sich lieber umbringen, als daß sie dasjenige geredet hätten, was der vornehmste Apostel aus Schröcken über die Worte einer Magd redete. Alle Stände und Gattungen von Menschen beten seitdem Christum an; darum heißt es: **seine Ruhe wird Ehre seyn.** Nicht allein der Ort, wo sein Leichnam begraben wurde, ist ehrwürdiger als alle königliche Höfe geworden; sondern eben dieses ist den Gräbern seiner so bedrückten Schüler wiederfahren:

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

fahren: und zu Constantinopel haben sogar die Kaiser, indem sie sich an der Schwelle der Apostelkirche begraben ließen, Thürhüter der Fischer werden wollen. Das Zeichen von dem verfluchten Tode des Erlösers, das sonst so entsezlich war, ist so allgemein beliebt geworden, daß man es überall und bey allen Gelegenheiten gebraucht, es sich zur Zierde und zur unaussprechlichen Gnade anrechnet. Hier möchte ich wohl den Heyden fragen, wie es denn zugehe, daß dieses Sinnbild der Verdammung jedermann so erwünscht geworden sey, wenn die Macht des Gekreuzigten nicht groß ist? Wenn du aber dieses vor Nichts achtest, noch unverschämt, und ein Feind der Wahrheit bleibst: so wollen wir dir einen andern Beweis von der Größe dieser Sache geben. Wer verabscheuet nicht die Werckzeuge der Martern und Lebensstrafen? wer wird sie in sein Haus nehmen, oder nur berühren? Das Kreuz ist darunter das alleranstößigste. Warum eilen denn alle um die Wette zu jenem Holze selbst, an welches der heilige Leib geschlagen worden ist? Warum nehmen viele ein Stückchen von demselben in Gold eingeschloßen, und hängen es zum Schmuck an ihren Hals? Gewiß derjenige, der alles macht und ändert, der die Erde in einen Himmel verwandelt hat, der muß auch diese so schimpfliche Sache über den Himmel hinaufgeführt haben. Dieses Sinnbild des Todes, ich höre nicht auf, es zu sagen, ist vielen ein Grund des Seegens, eine Mauer von aller Sicherheit, ein tödlicher Streich für den Teufel, ein Zaum für die Dämonen, und ein Halfter für die feindseeligen Mächte. Was das getheilte Meer, der gespaltene Fels, die veränderte Luft, das vierzig Jahre hindurch, unter so viele tausend Menschen ausgetheilte Manna, das Gesez, und andere Wunder in der Wüsten, und in Palästina, nicht vermocht haben, das hat das Kreuz, nicht bey Einem

Volcke,

Volcke, sondern in der ganzen Welt vermocht. Die Propheten reden überaus deutlich von dieser künftigen Würcksamkeit des Gekreuzigten, wie Jes. C. LIV. v. 1. Jerem. C. XXXI. v. 32. 34. ingleichen von der richterlichen Hoheit, welche er dereinst ausüben wird, Dan. C. VII. v. 9. Maleach. C. III. v. 2. Daß alles dieses alte Weissagungen sind, bezeugen unsere Feinde, welche die Bücher, worinne dieselben niedergeschrieben wurden, zuerst empfangen, und unsern Herrn gekreuzigt haben. Wie ist es aber möglich, möchte man sagen, daß sie diese Bücher haben, und doch nicht glauben? Weil sie selbst bey seinen Wundern, welche sie sahen, ungläubig blieben; weil sie eben so sehr an ihrem Unglauben Schuld waren, als diejenigen, welche die so herrlich gebildete Welt, die ihren Schöpfer so laut verkündigt, dennoch von andern Urhebern oder Ursachen herleiten. Andere haben dagegen nie ein Gesez gehört, und gleichwohl Gesezmäßig gelebt. Daß die Juden nicht glauben, und die Heyden glauben würden, ist auch vorhergesagt worden. (Psalm XVIII. v. 45. 46. Jes. C. LIII. v. 1. C. LXV. v. 1.) Aber Christus bestätigte auch seine Macht durch die Weissagungen, welche er selbst vorbrachte. Sie waren von einer zweyfachen Gattung, indem sie theils Begebenheiten dieses Lebens, theils andere in dem zukünftigen, betrafen. Eine der merckwürdigsten von der erstern Art war die Versicherung, daß er seine Gemeine in der Welt bauen würde. Wie wunderbar, unter welchen furchtbaren Hindernißen, und durch welche geringe Mittel, dieses ausgeführt worden sey, wird hier umständlich gezeigt. Die Worte: Ich will meine Gemeine bauen, wurden mit eben derselben Leichtigkeit erfüllt, als jener göttliche Befehl: Die Erde bringe Gras hervor! Eine andere seiner Vorherverkündigungen, welche auch klärer als die Sonne ist,

J. n. C. G. 363. bis 430.

 betrifft

J. n. C. G. 363 bis 430.

betrifft die Zerstörung von Jerusalem und dem dortigen Tempel auf immer. Die so zahlreiche und kühne Nation, deren Patriarch so viel Geld besizt, und der an der Wiederaufbauung ihres Tempels so sehr viel gelegen ist, hat ohngeachtet der Erlaubniß desjenigen Kaisers, der alle an Gottlosigkeit übertraf, doch nicht mehr als den Grund, den man noch sieht, bauen können. Auf diese Ohnmacht der Juden, die doch das Römische Reich bekriegt haben, im Bauen, will ich mich allein berufen und den Heyden die Wunder Christi gar nicht entgegen sezen.

Hiermit endigt sich diese Schrift des Chrysostomus; oder es hat sich vielmehr nur ihre erste Abtheilung erhalten: denn von allem, was er wider die Juden sagen wollte, findet man nichts darinne. Er bestrebt sich allerdings nicht unglücklich, sich an die Stelle der Heyden zu sezen; daher sucht er ihnen bloß solche Gründe vorzulegen, auf welche sie nichts mit einigem Scheine antworten könnten. Doch hat er sich nicht durchgehends, in der einzelen Anwendung, bey dieser Vorsichtigkeit erhalten. Eine nicht geringe Anzahl Weißagungen von Christo, die er anführt, scheint zu begierig, ohne solche bestimmende Anzeichen, aufgegriffen zu seyn: und auf einige seiner herausfordernden Fragen, möchten wohl die Heyden starcke Ausflüchte in Bereitschaft gehabt, oder gar einige Blößen der Christen aufgedeckt haben.

Genug, daß Chrysostomus von den ersten Zeiten seines Lehramts an, stets eine rühmliche Aufmerksamkeit auf den Zustand und die Bedürfniße seiner Gemeine äußerte, nach welchen er seine Vorträge ganz einzurichten entschloßen war. Davon giebt auch die Predigt, welche er noch im Jahr 386. von der kirch-

lichen

lichen Verfluchung (de Anathemate) hielt, einen Beweis ab. (T. I. p. 691. sqq. Opp. ed. Montef.) In dem damals, wie oben (S. 344.) bemerckt worden ist, zu Antiochien noch fortdauerndem Meletianischen Schisma, verfolgten die Christen der getrennten Partheien einander ohne Bedenken durch Bannflüche. Chrysostomus, der eben seine Predigten vom unbegreiflichen Wesen Gottes angefangen hatte, fand es sehr unverschämt, daß Christen, welche eine Hauptpflicht so muthwillig überträten, gleichwohl die Vermeßenheit hätten, Gottes Natur ergründen zu wollen. Er zeigt also, daß sie, je größere Vorzüge ihnen das Christenthum ertheilt habe, desto mehr zur Liebe gegen einander verbunden wären. Sie wüßten nicht einmal, wie viel ein Anathema sagen wolle. Es sey eben so viel, als jemanden dem Teufel übergeben, so daß er gar keine Hoffnung weiter zur Seeligkeit habe, und für Christum fremd sey. Wer bist du denn, fährt er fort, daß du dir so viele Macht und Gewalt anmaaßest? Zu seiner Zeit wird der Sohn Gottes schon auf dem Richterstuhl sizen, und die Schaafe von den Böcken scheiden. Wie hast du dir einen solchen Vorzug zueignen können, deßen nur die Gesellschaft der Apostel, und ihre höchst sorgfältigen Nachfolger, voll Gnade und Kraft, gewürdigt worden sind? In der That haben auch jene dieses Gebot genau beobachtet, und die Kezer eben so aus der Gemeine gestoßen, wie man das rechte Auge ausreißt: zum Beweise ihres großen Mitleidens, und ihres Schmerzens, gleichsam als wenn ein vorzügliches Glied abgeschnitten würde. Daher hat es Christus das rechte Auge genannt, um das Mitleiden beym Wegwerfen deßelben anzuzeigen. Hierinne, wie in allem übrigen, betrugen sie sich vorsichtig; sie widerlegten und warfen die Kezereyen heraus; aber sie legten keinem Kezer diese Strafe

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

auf. Der Apostel scheint auch dieses Wort nur aus Noth in zwo Stellen, (2. Corinth. C. XVI. v. 21. Gal. C. I. v. 8.) und dort nicht einmal von einer bestimmten Person, gebraucht zu haben. Wie also? unterstehst du dich dasjenige zu thun, was keiner von denen, welche die Gewalt dazu erhalten hatten, zu thun sich erkühnte? Du willst also dem Tode des Herrn ganz entgegen handeln, und dem Gerichte des Königs zuvorkommen? Zwar sagen diejenigen, welche zu allem Bösen fertig sind: Es ist ein Ketzer, in dem der Teufel wohnt, der wider Gott unrecht redet, und viele verführt. Aber dennoch muß man ihn, nach der Vorschrift des Apostels, (2. Tim. C. II. v. 25.) sanft und langmüthig, ohne Haß oder Verabscheuung behandeln. Bringt dieses keinen andern Nutzen: so hat es gewiß diesen, daß du dich durch die Liebe als einen wahren Jünger Christi darstellest, (Joh. C. XIII. v. 35.) als ohne welche Eigenschaft alle Kenntniß der Religion, aller äußerliche Eifer für dieselbe, wie Paulus sagt, nichts hilft. (1. Corinth. C. XIII. v. 1.) Niemand unter euch hat so viele Zuneigung gegen Christum an den Tag gelegt, als diese heilige Seele. Kein Mensch hat sich erkühnt, solche Worte darüber zu gebrauchen, als er. (Coloß. C. I. v. 24. Römer C. IX. v. 3.) Er wollte wohl um seiner Brüder Willen von Christo verbannet seyn; aber andere belegte er weder mit Bannflüchen, noch mit Gewaltthätigkeiten oder Schimpfwörtern. Sonst, wenn er nicht gelitten, gebeten, ermahnt hätte, würde er Gott nicht so viele Völker und Städte ganz dargebracht haben. So sagte er zu den Atheniensern nicht: Ihr seyd Atheisten, und durchaus Gottlos! sondern: Ihr verehret einen unbekannten Gott, und diesen kündige ich euch an. O Wunder! o väterliches Mitleiden! Er spricht von einer Verehrung Gottes; ob sie gleich Abgötter und Gottlose

lose waren. Warum? weil sie sich wenigstens einbildeten, Gott zu verehren. Diesem ahmt alle nach; und ich will es auch thun. Gottes gleiche Güte gegen alle, fordert uns dazu auf. Ist es uns nicht befohlen, auch für unsere Feinde und Verfolger zu beten? Wenn derjenige, den du zu verfluchen beschloßen hast, noch am Leben ist: so handelst du Gottlos, daß du einen Menschen, der sich noch beßern kann, völlig abschneidest; ist er aber bereits todt, so gebührt dir solches noch weniger, weil er seinem Herrn steht oder fällt, und weiter unter keiner menschlichen Gewalt steht. Woher wißen wir es, mit welchen Worten er sich am jüngsten Tage anklagen oder vertheidigen wird? Ketzerische Lehren also muß man verfluchen und widerlegen; der Menschen selbst aber schonen, und für sie beten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber ein weit größerer Schauplatz der Thätigkeit für das Beste seiner Gemeine, eröfnete sich dem Chrysostomus, als im Februar des Jahrs 387. der so berühmte Aufruhr zu Antiochien ausbrach: die merkwürdigste Begebenheit während seines Lehramtes in dieser großen Stadt. Der Krieg des Kaisers Theodosius mit dem Maximus, und gewiße außerordentliche Feyerlichkeiten, welche er damals anzustellen im Begriff war, scheinen die Auflagen, durch welche seine Unterthanen beschwert wurden, noch drückender gemacht zu haben; besonders da die Einnehmer derselben ihrer Seits auch neue Plackereyen hinzufügten. Die ansehnlichsten Einwohner von Antiochien stellten dem dortigen Statthalter mit Thränen vor, daß sie durch die neuausgeschriebene Steuer zu Grunde gerichtet würden; sie riefen, da er ihnen keine Milderung ertheilen konnte, Gott laut um Hülfe an. Allein ein Hauffe des Pöbels begieng gleich darauf, nachdem er den Bischof Flavianus vergeblich aufgesucht hatte, (vielleicht,

 um

J. n. C. G. 363 bis 430.

um ihn zum Fürsprecher zu erbitten,) die gröbsten Ausschweifungen. Der Statthalter selbst konnte kaum vor der Wuth deßelben gerettet werden. Die sich immer verstärkende Menge mißhandelte die Gemählde der Kaiser, stieß gegen sie selbst bittere Schmähworte aus, riß endlich die Bildsäulen des Theodosius und seiner verstorbenen Gemahlinn, auch seiner Söhne, nieder, und schleppte sie mit aller Art von Beschimpfung durch die Stadt. Zwar wurde endlich die Empörung durch Soldaten gestillt; auch wurden die Schuldigen, die man habhaft werden konnte, sogar, wie es das Ansehen hat, einige die bloß Zuschauer dieses Muthwillens gewesen waren, mit vieler Strenge bestraft. Gleichwohl befand sich nun die ganze Stadt in der äußersten Furcht und Unruhe, weil sie von dem Zorne des Kaisers das Aergste erwartete. Sehr viele flüchteten sich, die Vornehmsten am meisten, ob sie sich gleich von dem tobenden Hauffen am entferntesten gehalten hatten; die Straßen waren leer, die Kaufläden wurden geschlossen; alle Ergözlichkeiten hörten auf; aber die Kirchen waren mit Menschen angefüllt, welche Gott um Gnade anflehten. In dieser allgemeinen Niedergeschlagenheit und düsternen Stille, wandte Chrysostomus alle seine Einsicht, Erfahrung und Beredsamkeit an, um die Christen durch Beistand ihrer Religion zu beruhigen, aber auch zu beßern, wie es gerade ihre damalige Verfaßung nothwendig machte, oder erleichtern konnte: und er fuhr damit fort, bis diese traurige Angelegenheit völlig geendigt war. Daraus entstanden jene ein und zwanzig Homilieen über die Bildsäulen, die so sehr bewundert worden sind, und deren sich die Antiochener noch lange nachher mit einer angenehmen Wehmuth erinnerten, von denen sie auch soviel auswendig behielten. Ihre Zeitbestimmung und Folge ist vom Montfaucon (Praefat. in XXI. Homilias

ad

ad populum Antioch. de Statuis, T. II. Opp. Chryſ.) am genaueſten feſtgeſezt worden.

Die erſte derſelben gehört zwar eigentlich nicht darunter; iſt aber vermuthlich deswegen an die Spitze der übrigen geſezt worden, weil ſie wenige Tage vor dem erſtgedachten Aufſtande gehalten ward, und mit der darauf folgenden in einiger Verbindung ſteht. Chryſoſtomus wählte darinne aus dem eben vorgeleſenen Abſchnitte des erſten Briefs Pauli an den Timotheus, die leichteſte und verſtändlichſte Stelle, nemlich die Worte: **Trink ein wenig Wein um deines Magens Willen, und daß du oft krank biſt,** deswegen, wie er ſagte, zur öffentlichen Betrachtung, damit er auch ſeine trägern Zuhörer ermuntern, und ſie überzeugen möchte, wie groß der Schatz der heiligen Schrift ſey, und daß man nicht ohne Gefahr bey derſelben vorüberlauffen könne. Denn wenn in Worten, die ſo geringfügig und gar nicht nothwendig zu ſeyn ſcheinen, gleichwohl ein ſolcher Reichthum läge, zumal da ſie ebenfalls vom heiligen Geiſte eingegeben worden wären; wie unendlich fruchtbar müßten nicht andere ſeyn! Vielen, ſagt er, kömmt die angeführte Ermahnung des Apoſtels überflüßig vor. Timotheus konnte dieſes von ſelbſt begreifen: und wenn es ihm ja ſein Lehrer rathen mußte, ſchämte ſich denn dieſer nicht, es in einem öffentlichen Briefe zu ſchreiben? Andere erregen auch dieſen Zweifel, warum Gott einen ſolchen Mann, wie den Timotheus, deßen Gebeine und Ueberbleibſale ſogar die Teufel austrieben, der nicht zu einem einſamen Leben, ſondern zur Aufſicht über ſo viele Gemeinen und Völker beſtimmt war, der mit den Ungläubigen, und mit den Teufeln ſelbſt zu fechten hatte, ſo oft krank werden ließ? Dadurch konnten auch die Gläubigen ver-

J. n. C. G. 363 bis 430.

verdroßner zum Kampfe werden, wenn sie ihren Anführer in so häuffigen Schwachheiten sahen. Und warum, könnten andere fragen, hat weder Timotheus, noch sein Lehrer, die doch so viele Wunder verrichteten, seinen kränklichen Leib selbst gesund gemacht? Ueber diese Fragen merkt Chrysostomus zuerst an, daß die Schwächlichkeit des Timotheus von seiner strengen Lebensart und seinem anhaltenden Fasten entsprungen sey, das er zur Befestigung seiner Tugend beobachtet habe; die Ermahnung des Apostels aber gehe auf ein mäßiges Weintrinken, nicht auf Trunkenheit, deren Schändlichkeit zugleich nachdrücklich gezeigt wird. Sodann giebt er folgende acht Ursachen an, warum Gott den Heiligen mancherley Trübsal wiederfahren laße: damit sie nicht wegen ihrer großen Tugenden und Wunder stolz werden; damit nicht andere eine höhere Meinung von ihnen annehmen, als die menschliche Natur leidet; damit die Kraft Gottes durch die Schwachen mächtig und siegreich, zur Vermehrung der Predigt des Evangeliums, erscheine; damit ihre Geduld desto mehr offenbar werde, indem sie Gott nicht um des Lohns Willen dienten, sondern dankbar genug wären, Ihn unter so vielen Uebeln dennoch zu lieben; damit wir, bey einem solchen Anblicke, an die Auferstehung gedenken, weil Gott tugendhafte Leidende wenigstens doch in einem andern Leben gewiß belohnen wird; damit alle Nothleidende sich an dem Beispiel der Heiligen trösten können; damit, wenn die Nachahmung der Heiligen empfolen wird, niemand glaube, sie hätten eine andere Natur, als wir gehabt, und dadurch in dieser Nachahmung träge werde; damit wir endlich, wenn von Glückseeligen und Unglückseeligen geurtheilt werden soll, lernen, wer diese Nahmen verdiene. Alle diese Ursachen entwickelt der Verfasser nicht nur, sondern bestätigt sie auch durch biblische

sche Stellen und Beispiele. Er sezt die neunte hinzu, daß die Trübsal diejenigen, welche sie ausstehen, bewährter macht; ja selbst die zehnte, daß unsere Belohnungen desto höher steigen, jemehr Ungemach wir gelitten haben. Darauf ermahnt er seine Zuhörer, sich darüber nicht zu beunruhigen, wenn sie einen Frommen unglücklich sehen, oder wohl selbst, mitten in der Ausübung der besten Handlungen, in Noth gerathen; ermuntert sie insonderheit ausführlich durch Hiobs, und anderer Beispiele; erinnert sie, daß Gott die Belohnungen erst im künftigen Leben zu ertheilen versprochen habe, und lehrt, daß man im Unglücke die geistlichen Angelegenheiten desto mehr bearbeiten, nicht aber sagen müße: Warum hat Gott diese Hinderniße zugelaßen? Darum, antwortet er, damit du als ein getreuer Liebhaber, desto mehr Eifer und Liebe gegen Ihn beweisest, und dich von dem, was dem Geliebten angenehm ist, durch nichts abziehen läßest, und ihm vielmehr für alles danckest. Die Dancksagung ist ein großer Schatz, ein nicht zu verzehrendes Gut, eine starcke Rüstung; so wie hingegen die Lästerung den gegenwärtigen Verlust noch vergrößert, und die Seele tödtet. Bey dieser Gelegenheit, fährt Chrysostomus fort, bitte ich euch um die einzige Belohnung für meine Predigt, daß ihr die Gotteslästerer in der Stadt züchtigt. „Hörst du jemanden auf den Straßen Gott „lästern: so gehe hinzu, und schilt ihn! Wäre es auch „nöthig, ihn zu schlagen: so weigere dich deßen nicht! „Schlage ihn ins Gesicht, zerschmeiße ihm den Mund, „heilige deine Hände durch solche Schläge! Sollten „dich einige deswegen verklagen, und vor Gericht for„dern: so folge ihnen, und wenn der Richter dir vor „Gerichte Strafe auflegen sollte, so sage freymüthig, „er habe den König der Engel gelästert.“ Er dringt darauf, daß ein solches Verbrechen unter die öffentli-

J. n. C. G. 363 bis 430.

chen

J. n. C. G. 363 bis 430.

chen gehöre, wobey ein jeder Ankläger seyn könne, und weit mehr bestraft werden müße, als eine Lästerung der Fürsten. Was Johannes der Täuffer gegen einen Tyrannen gethan habe, das sey ein jeder berechtigt, in einer weit wichtigern Angelegenheit, gegen seinen Mitknecht zu thun. Man sage also nicht das frostige Wort: Was geht dieses mich an? ich habe nichts mit ihm zu schaffen. Mit dem Teufel allein haben wir nichts zu schaffen; aber mit allen Menschen haben wir sehr viel zu thun, und mit ihnen gemein. Das ist eine Satanische Stimme, eine teuflische Unmenschlichkeit! Laßt uns vielmehr für unsere Brüder sorgen! so wird bald die ganze Stadt gebeßert seyn: denn Ein von Eifer entzündeter Mann kann ein ganzes Volck beßern. — Es ist wahrscheinlich, daß die Gotteslästerungen zu Antiochien einen furchtbaren Grad der Frechheit erreicht haben müßen, weil ein Lehrer, wie dieser, so heftige Gegenmittel dawider gebraucht wissen will. Aber es fällt auch überhaupt in die Augen, daß er die im Anfange dieser Predigt aufgeworfenen Fragen, fortgerißen von dem Reichthum einer einzigen, nicht ganz beantwortet habe.

Nun folgte die zweyte dieser Predigten, oder die erste auf die unglückliche Verwirrung von Antiochien. Chrysostomus wartete sieben Tage nach dem Aufruhr, ehe er den Lehrstuhl bestieg, weil er glaubte, die Einwohner wären zu bestürzt, als daß ihnen sein Vortrag nüzlich werden könnte. Aber endlich trat er mit den Worten auf: „Was soll ich sagen? und was soll „ich reden? Zu Thränen ist jezt die Zeit, nicht zu „Worten; zu Klagen, nicht zu Reden; zum Gebete, „nicht zur Versammlung. So groß ist das Verbre„chen! so unheilbar das Geschwür! so weit die Wun„de! über alle Heilung hinaus, und einer höhern Hül„fe

„se bedürftig.“ Er vergleicht das Elend der Stadt mit Hiobs Noth, beschreibt die Flucht und die Furcht der Bürger, die schröckliche Stille und Einsamkeit, welche überall herrschte. Schon war er im Begriff, damit zu schließen; allein er schöpfte Hoffnung, daß die Traurigkeit seiner Zuhörer gemildert werden könnte, wenn sie ihre Sorgen auf Gott würfen, und sein Wort munter anhörten, da Er doch mehr für ihr Wohl besorgt sey, als sie selbst. Hierauf dankt er ihnen zwar für die Aufmerksamkeit gegen seine lezte Predigt; bemerckt aber zugleich, daß er die verlangte Belohnung derselben, die Bestrafung der Gotteslästerer, nicht erhalten habe. Ich glaube, fährt er fort, daß ich dieses damals nicht von mir selbst gesagt; sondern daß Gott, der das Zukünftige vorhersieht, uns diese Worte in den Sinn gegeben habe. Hätten wir jene Verbrecher bestraft: so wäre dasjenige jezt nicht erfolgt, was erfolgt ist. Wie weit beßer war es, wenn wir auch dabey Gefahr hätten laufen sollen — wodurch wir doch die Märtyrerkrone verdient hätten — sie zu strafen, als jezt ängstlich zu zittern, und wegen ihres Muthwillens den Todt zu erwarten! Seht! das Verbrechen ist von wenigen begangen worden; aber die Schuld, die Furcht, die Strafe sind allgemein. Ich kenne die edeln Sitten dieser Stadt von Alters her. Allein einige fremde, zusammengelaufene, nichtswürdige und schändliche Verzweiflungsvolle Leute haben diese Frevelthat gewagt. Deswegen habe ich nicht aufgehört zu schreyen, daß wir die Wuth der Gotteslästerer bestrafen sollten. Da du nun die Verspottung Gottes nicht geachtet hast: siehe! so hat Er zugelaßen, daß der Kaiser beschimpft worden ist, und daß wir alle der äußersten Gefahr ausgesezt sind. Wenigstens laßt uns jezt die Mäuler verstopfen, welche Todtbringenden Quellen ähnlich sind. Nicht lauten Beifall verlange ich hier;

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

hier; sondern bleibenden Nutzen in euren Sitten. Einer erbaue den andern! wie der Apostel vorschreibt: sonst wird jedes Laster eines einzigen der Stadt überhaupt schaden. Auch wir, die wir uns keines Bösen bewußt sind, empfinden doch Furcht und Zittern, daß der Zorn des Kaisers nicht alle ergreiffe. Es ist nicht genug, zu unserer Entschuldigung zu sagen: Ich war nicht zugegen, ich bin mir nichts bewußt, und habe keinen Antheil daran genommen. Eben darum sollst du gestraft werden, sagt er, weil du nicht gegenwärtig warst, es nicht verboten, die Aufrührer nicht zurückgehalten, dich für die Ehre des Kaisers keiner Gefahr ausgesezt hast. Gleiche Worte werden wir auch von Gott hören, wenn wir stillschweigend die Schmähungen gegen ihn ertragen. — Hierauf wendet sich Chrysostomus zu der an demselben Tage vorgelesenen Stelle des Apostels: Den Reichen dieser Welt gebeut, daß sie nicht stolz seyn! Daraus leitet er die Lehre her, daß es auch Reiche jener Welt gebe, wie Lazarus war, deren Güter unverwelklich wären. Warum heißt es aber nicht: Gebeut, daß sie nicht reich, daß sie arm werden? sondern: daß sie nicht stolz werden? Darum, antwortet er, weil der Stolz die Wurzel und der Grund des Reichthums ist: wer mässig zu leben weiß, wird diesen nicht viel achten. Um sich vom Stolze zu befreyen, muß der Reiche die ungewiße Beschaffenheit seiner Schätze wohl überlegen, und sie gern unter die Dürftigen vertheilen. Nur diejenigen sind Herren über ihre Reichthümer, welche den Gebrauch derselben verachten. Wer sie den Armen giebt, verliert ihren Besiz selbst im Todt nicht; sondern wird alles zu seiner Zeit, und noch mehr, empfangen. Die nothwendigen Bedürfniße des Lebens sind unter allen Menschen gleich ausgetheilt; sonst würden wohl die Reichen, nach ihrem gewöhnlichen Geitze,

den

den Armen die Luft oder Sonne entziehen. Aber, um Gelegenheit zu Kronen und Lobsprüchen zu haben, sind die übrigen Güter nicht allen gemein worden, damit wir den Geiz meiden, der Gerechtigkeit nachjagen, von unserm Vermögen den Armen mittheilen, und durch dieses Mittel einigen Trost für unsere Sünden erlangen. Gott hat dich reich gemacht, warum machst du dich selbst arm? Er hat dich deswegen reich gemacht, damit du deine Sünden durch die Freygebigkeit gegen andere lösen mögest. Er hat darum den Besiz der Güter so ungewiß gemacht, damit die unsinnige Begierde nach denselben gemindert werde. Denn was und wen würden die Reichen schonen, wenn sie von der Unvergänglichkeit ihrer Schäze versichert wären? Der arme Fromme kann ohne dieselben, bloß durch seine Zuversicht auf Gott, aller seiner Noth ein Ende machen. Selbst in der herrlichen Lebensart hat der Reiche keinen Vorzug vor dem Armen. Vielmehr genießt dieser sein Eßen und Trinken mit mehrerm Vergnügen als jener, weil er hungrig und durstig zu demselben kommt. Deswegen wird auch von den reisenden Israeliten gesagt, daß sie mit Honig aus dem Felsen gesättigt worden wären, weil das frische Waßer für ihren Durst so lieblich war, als sonst Honig schmeckt. Eben so ist es mit dem Schlafe beschaffen. Vergnügen wird überhaupt nicht mit Gold und Silber erkauft; sondern durch Mühe und Arbeit erworben. Noch zeigt der Verfasser, daß der Arme nicht so leicht vom Teufel überwunden werden könne, als der Reiche; daß er, wenn er weise ist, gar nicht beschimpft werden könne: und zulezt preiset er die Armuth des Elias. Dieser hinterließ seinem Schüler nichts, als seinen Mantel. Mit diesem, sagte er, habe ich den Teufel bekämpft: waffne dich ebenfals damit gegen denselben! Denn die Armuth ist eine feste Rüstung, eine unbezwingliche Wohnung,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ein unbeweglicher Thurm. So groß aber auch die Erbschaft war, welche Elias dem Elisa hinterließ; so hat uns doch der Sohn Gottes, als er in den Himmel hinaufstieg, etwas noch Größeres, sein Fleisch hinterlaßen; ob er es gleich auch in den Himmel mitnahm. Desto weniger dürfen wir uns vor den schweren Zeiten fürchten; sondern vielmehr alles von ihm erwarten.

Mittlerweile war der Bischof Flavianus nach Constantinopel gereiset, um die Gnade des Kaisers für die Antiochener anzuflehen. Zwar sagt Libanius, (Orat. XIV. de sedit. Antioch. p. 389. T. II. Opp. Paris. 1627. fol.) weil Antiochien nicht so viel Muth gehabt habe, einen Abgeordneten an den Theodosius zu schicken: so habe er sich selbst abgeordnet. Er sezte daher die Rede auf, aus welcher diese Nachricht gezogen ist: und nachmals schrieb er auch eine Dancksagungsrede an den Kaiser, nachdem die Antiochener mit ihm wieder ausgesöhnt waren. (l. c. p. 406. sq.) Ueberdieß erzählt es auch Zosimus, (Hist. L. IV. c. 41. p. 359. ed. Reitem.) daß die Stadt den berühmten Lehrer der Beredsamkeit, Libanius, mit noch einem gelehrten und vornehmen Manne, Hilarius, an den Kaiser abgesandt habe; daß durch die vortreffliche Rede, welche der erstere vor dem Kaiser und dem Senate gehalten, der Stadt Vergebung bewürkt worden sey, und daß ihm Theodosius sogar auch die zweyte Rede aufgetragen habe. Allein, wie bereits Tillemont bemerkt hat, (Hist. des Empereurs, T. V. p. 11[illegible]. à Bruxell. 1732. fol.) giebt Libanius selbst in seiner Lebensbeschreibung, oder in dem Buche von seinem Glücke, (p. 75. l. c.) zu verstehen, daß er damals Antiochien nicht verlaßen habe. Es ist auch nicht schwer zu begreifen, wie dieser Schriftsteller, der

an rednerischen Dichtungen und Uebungen so fruchtbar gewesen ist, sich wegen der gedachten Reden zum Abgeordneten der Stadt habe machen können; wenn er gleich ihre Sache nur schriftlich geführt hat, und wie Zosimus aus seinen Worten zu viel geschlossen habe. Doch das Zeugniß des Chrysostomus von der Abreise seines Bischofs, ist allein schon eine hinlängliche Berichtigung abweichender Nachrichten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Er fieng die dritte seiner Predigten über die Bildsäulen, mit den Worten an: „Wenn ich auf „diesen öden und von seinem Lehrer verlaßnen Sitz blicke: so freue ich mich zugleich, und weine. Ich weine, weil ich unsern Vater nicht sehe; aber ich freue „mich darüber, daß er um unserer Wohlfahrt Willen „abgereiset, und hingegangen ist, ein so zahlreiches „Volk dem kaiserlichen Zorne zu entreißen. Das ge„reicht euch zur Zierde, und ihm zur Krone. Euch „zur Zierde; weil euch ein solcher Vater zu Theil wor„den ist; ihm zur Krone, weil er gegen seine Kinder „so gütig ist, und die Rede Christi mit seinen Hand„lungen bestätigt. Denn da er jene Worte gehört hat: „Ein guter Hirte läßt sein Leben für die „Schaafe, so ist er hingegangen, um sein Leben für „uns alle darzugeben; ob ihn gleich vieles von der Ab„reise zurückhalten, und zu bleiben nöthigen konnte. „Erstlich, sein sehr hohes Alter, sodann die Schwach„heit seines Körpers, die Jahreszeit, die Nothwen„digkeit seiner Gegenwart bey dem heiligen Feste; auſ„serdem eine einzige Schwester, welche in den lezten „Zügen liegt. Dennoch hat er die Verwandtschaft, „das Alter, die Schwachheit, die rauhe Jahreszeit, „und die beschwerliche Reise nichts geachtet; und indem „er euch und eure Wohlfahrt diesem allem vorzog, hat „er alle diese Bande zerrißen; der Greis hat sich zum

J. n. C. G. 363 bis 430.

„Jünglinge aufgeschwungen, und ist durch seinen Eifer beflügelt worden. Denn wenn Christus, sagt „er, sich selbst für uns hingegeben hat: welcher Vertheidigung und Verzeihung würden wir werth seyn, „denen die Aufsicht über ein so großes Volk anvertrauet „worden ist, wenn wir nicht für die Sicherheit der uns „anvertraueten alles wählten, und thäten, und litten!" Nicht minder rührend, aber auch freymüthig, erklärt es Chrysostomus seinen Zuhörern, warum sie auf die Fürbitte ihres Bischofs das beste Vertrauen sezen könnten. Gott wird, sagt er, seinen Eifer und Fleiß nicht verachten; noch seinen Diener unverrichteter Sachen zurückkehren laßen. Ich weiß, daß er sich vor dem gottseeligen Kaiser nur zeigen darf, um den Zorn deßelben sogleich zu besänftigen. Da er überdieß voll Weisheit und in den göttlichen Gesezen erfahren ist: so wird er, wie Moses zu Gott, sagen: Vergieb ihnen ihre Sünde; wo nicht, so vertilge mich mit ihnen! Denn der Todt ist den Heiligen mit ihren Kindern süßer, als das Leben ohne sie. Er wird ihn auch an das heilige Osterfest erinnern, an die Zeit, da Christus der ganzen Welt die Sünden vergeben hat: und er wird ihn ermahnen, dem Herrn nachzuahmen. Er wird ihn auch an das Gleichniß von den zehntausend Talenten, und den hundert Denarien erinnern. Ich kenne die Freymüthigkeit unsers Vaters; er wird sich nicht scheuen, ihn mit diesem Gleichniße zu schröcken, und zu sagen: Siehe zu, daß du nicht etwan auch an jenem Tage die Worte hören mögest: Du Schalksknecht! alle diese Schuld habe ich dir erlaßen, dieweil du mich batest; solltest du dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe? Du nützest dir mehr als ihnen, wenn du, indem du eine kleine Schuld schenkst, die Erlaßung von größern dadurch erwirbst.

Er

Er wird ihn auch an jenes Gebet erinnern: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir unsern Schuldnern vergeben! Er wird ihm zeigen, daß dieses kein gemeinschaftliches Verbrechen der ganzen Stadt, sondern von wenigen fremden und schlechten Leuten, sey; daß, wenn auch alle Einwohner daran Theil genommen hätten, sie doch durch die Todesfurcht so vieler Tage, und durch andere ausgestandne Noth, genugsam dafür gebüßt haben würden. Er wird ihm die Größe der Stadt zu Gemüthe führen, und daß es diejenige Stadt sey, wo die Christen zuerst Christen genannt worden sind; daß sie ein Sitz der Apostel und eine Wohnung der Heiligen gewesen sey, und daß sie sonst niemals ein Verbrechen wider ihre Fürsten begangen habe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Allein, fährt Chrysostomus fort, noch mehr als auf den Lehrer des Glaubens, und auf die Menschenliebe des Kaisers, vertrauen wir auf die Barmherzigkeit Gottes, welcher auch zwischen beyden zu unserm Besten in der Mitte stehen wird. Denn unter allen Städten ist die unsrige Christo die angenehmste: sowohl wegen der ehemals daselbst gebohrnen, als wegen eurer eigenen Tugend. Ich habe viele sagen hören: Die Ungnade des Königs ist wie das Brüllen eines jungen Löwen. Allein derjenige, der gesagt hat: Die Wölfe werden bey den Lämmern wohnen, u. s. w. kann auch aus diesem Löwen ein sanftes Schaaf machen. Unser Vater giebt dort einen Gesandten ab; wir wollen ihm mit Gebet beystehen, indem wir eine Gesandschaft an den König des Himmels schicken. Gott verlangt es auch erstlich, daß wir in allem Anliegen uns an Ihn wenden; so wie Liebhaber an allen Geschäften ihrer Geliebten Antheil haben wollen. Wenn Esther den Grimm eines Barbaren

J. n. C. G. 363 bis 430.

gegen das Jüdische Volk hat stillen können: so wird unser Lehrer gemeinschaftlich mit einer ganzen Kirche bittend, gewiß den Kaiser besänftigen. Denn da er die Macht empfangen hat, die Sünden wider Gott aufzulösen: wie vielmehr wird er die Sünden gegen einen Menschen vertilgen können? Er ist auch ein Regent, und noch ehrwürdiger, als jener. Denn die heiligen Geseze unterwerfen selbst das königliche Haupt seinen Händen; ja wenn etwas Gutes von oben herab erbeten werden soll: so nimmt der Kaiser zum Bischof, nicht der Bischof zum Kaiser seine Zuflucht. Chrysostomus giebt aber auch seinen Zuhörern den Rath, in der bevorstehenden großen Fastenzeit, sich eben durch das Fasten zum Kampfe zu rüsten; nicht bloß der Speisen, sondern auch der Sünden sich zu enthalten. An dem Beispiel der Niniviten sieht man, daß das Fasten, ohne Beßerung des Lebens, den göttlichen Zorn nicht abwende. Schmähungen und Verläumdungen will er besonders vermieden wißen. Niemand, sagt er, mache den Einwurf, ich verläumde nur alsdann, wenn ich von jemanden etwas Falsches rede; nicht aber, wenn es wahr ist. Auch dieses ist ein Verbrechen, wie beym Pharisäer, der vom Zöllner die Wahrheit sprach. Was gewinne ich dadurch, wenn ich lerne, daß dieser oder jener ein Bösewicht ist? es schadet mir sogar sehr, wenn ich mich um andere mehr, als um mich, bekümmere. — Da auch so viele, zum Theil unschuldige bereits hingerichtet worden waren, ehe noch der Kaiser von der ihm zugefügten Beleidigung Nachricht bekommen hatte: so nimmt der Verfaßer davon Veranlaßung, die täglichen Beleidigungen Gottes durch Lästerungen und andere Sünden, desto gefährlicher abzuschildern. Er dringt sehr nachdrücklich auf eine gänzliche Aenderung des Lebens, und gesteht, daß er sich

vor

vor der Trägheit der Zuhörer mehr fürchte, als vor dem Zorne des Kaisers.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Im Eingange der folgenden vierten Predigt dankt er Gott dafür, daß Er selbst seine Zuhörer getröstet habe, wie er aus ihrer großen Bereitwilligkeit ihn anzuhören, schließt. Insonderheit aber bleibt er dabey stehen, daß ihre gegenwärtige Trübsal den herrlichen Nutzen haben könne, und auch bereits würcklich äussere, sie zu beßern. Schon ist der Ausgelaßene bescheiden, der Freche sanfter, der Faule eifrig geworden. Leute, welche niemals in die Kirche kamen, wohl aber ganze Täge in den Schauplätzen zubrachten, halten sich jezt eben so lang in der Kirche auf. Er findet in den damaligen traurigen Umständen eine göttliche Versuchung zur Prüfung und Stärkung der Tugend seiner Mitbürger; erläutert auch solches ausführlich durch die Geschichte Hiobs, und der drey Jünglinge im glühenden Ofen. Zulezt warnet er vor einem der herrschenden Laster in seiner Gemeine, vor dem leichtsinnigen Schwören, und behauptet, daß es gar keine Mühe koste, diese üble Gewohnheit zu überwinden.

Da die vorhergenannten Beispiele auf seine Zuhörer einen lebhaften Eindruck gemacht zu haben schienen: so kam Chrysostomus am folgenden Tage in der fünften Predigt gleich wieder auf den Hiob zurück, um aus seinem Unglücke und Betragen Gründe des Trostes und der Standhaftigkeit für sie zu ziehen. Das führt ihn auf die Betrachtung, daß man sich nicht vor Leiden und Todt, sondern bloß vor der Sünde fürchten müße, als welche unter allen vorgegebenen menschlichen Uebeln das einzige wahre sey. Was er hierüber, vornemlich auch über die kindische Furcht vor dem Tode, sagt, ist aus sehr guten Kenntnißen ge-

 schöpft,

J. n. C. G. 363 bis 430.

schöpft, und lebhaft vorgetragen. Er lehrt Beßerung nach dem Muster der Niniviten, und empfielt nochmals die Enthaltung von allem übereilten Schwören, nicht ohne Anleitungen, wie man sich die Beobachtung dieser Pflicht durch willkührliche kleine Strafen, oder sonst, erleichtern könne. Beynahe muß man aus einer Stelle dieser Predigt schließen, daß damals aus sehr entlegenen Gegenden her, Wallfahrten zu dem Mist-haufen, (so nennt ihn die Alexandrinische Uebersezung,) auf welchem Hiob geseßen hatte, nach Arabien vorgenommen worden sind. Doch der Verfaßer nimmt es selbst in einer andern seiner Predigten, (de perfecta caritate, p. 296. T. VI. Opp. ed. Montef.) als bekannt an, daß noch zu seiner Zeit auf den Gebürgen von Armenien Ueberbleibsale der Arche des Noah vorhanden waren.

Auch in der sechsten Predigt fuhr Chrysostomus fort, seine Zuhörer zu trösten. Er zeigt ihnen anfänglich, wie nuzbar die Furcht vor der Obrigkeit sey, und wie viel sie schon durch ihr Ungemach gewonnen hätten. In dem Umstande, daß die an den Kaiser wegen des Aufruhrs abgeschickten Boten unterwegens am Fortreisen gehindert worden sind, erblickt er eine göttliche Fürsorge; noch mehr Aufmunterung aber reicht ihm das annähernde Osterfest dar, weil der Kaiser an demselben die Gefangenen loßzulaßen pflegte. Darauf beweiset er noch ferner, wie am vorhergehenden Tage, daß sich ein Christ vor dem Tode nicht scheuen dürfe; wenn er anders nicht ein üppiges Leben führt. Er verweilt sich wiederum bey den Jünglingen im Feuerofen, um es auch durch ihr Beispiel darzuthun, daß man sich vor nichts fürchten müße, als davor, Gott zu beleidigen. Eben so kehrt er auch von neuem zu seinen Abmahnungen vom häuffigen Schwören

zurück;

zurück; wobey er besonders die vergeblichen Entschuldigungen widerlegt, mit denen seine Zuhörer diese Gewohnheit beschönigten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

In der siebenten dieser Predigten, (es war zugleich der fünfte Tag nach einander, daß er zum Lehren auftrat,) wiederholt er zwar erstlich den bisher vorgetragenen Grundsaz, daß man nur um der Sünde Willen Angst und Trauern empfinden müße; versichert auch, daß er nunmehr vom Trösten zu der gewöhnlichen Auslegung der heiligen Schrift übergehen wolle. Damit aber seine Zuhörer sich überzeugen möchten, daß darinne durchaus, auch wo man es nicht erwartete, viel Trost verborgen liege, giebt er eine Probe davon an den ersten beyden Versen des ersten Buchs Mosis, das in der Fastenzeit öffentlich vorgelesen wurde. Es ist sehr trostreich, daß Gott eine so große und schöne Wohnung für uns geschaffen hat; daß er, wie beym Adam, auch in unserer Bestrafung für unsre Rettung besorgt ist. Seine Worte: Adam! wo bist du? waren ein Merkmal des gütigen Mitleidens, und sollten dem Sünder, dem das Gewißen den Mund verschloß, wieder Muth und Vertrauen zu Gott erwecken. Er endigt hier abermals mit Warnungen vor dem Schwören; verweiset auf die Ehrerbietung, die man dem Nahmen Gottes schuldig sey, und ermahnt zu einem solchen Leben, wobey man dem Christen ohne alle Schwüre glauben könne.

Aehnliche Betrachtungen stellt er in der achten Predigt über die Worte an: Gott gieng im Mittage im Garten. Gott erregte nur, sagt er, im Adam eine solche Empfindung, als wenn Er herumgienge, damit er sich selbst bestrafen, fliehen und sich verbergen, kurz sein Verbrechen einigermaaßen gut

J. n. C. G. 363 bis 430.

machen möchte, ehe er noch zur Verantwortung gezogen würde. Ihm war, als Sünder, alles verdächtig; jeder Schatten machte ihn zittern; aber der Gerechte ist stets voll Vertrauens, und von einer unüberwindlichen Stärke. Nach dieser Gesundheit unsrer Seele, auf welcher unsre ganze Wohlfahrt beruht, laßet uns trachten! und sie ist leichter zu erlangen, als die Heilung des Körpers. Dieses gilt auch vom Schwören, als welches so üble Folgen nach sich zieht, daß man keine Schwierigkeit finden kann, es zu meiden.

Nunmehr lobte Chrysostomus seine Zuhörer in der neunten Predigt, daß sie angefangen hätten, seinen oftmaligen Ermahnungen wegen des Schwörens Gehör zu geben. Doch tadelte er zugleich diejenigen, welche es vor unerlaubt hielten, wenn sie gegessen, und also das damalige Fasten aus Noth übertreten hätten, in die Kirche zu kommen. Indem er hierauf das erste Buch Mosis wieder vornimmt, beantwortet er den Einwurf, warum daßelbe, wenn es nüzlich war, nicht gleich in den ersten Zeiten der Welt aufgeschrieben worden sey? damit, daß Gott das menschliche Geschlecht im Anfange nicht schriftlich, sondern durch die Werke, das heißt durch die Geschöpfe, habe unterrichten wollen. Und hier folgt eine nicht bloß rednerische, sondern auch wohlgerathene Erklärung der vortrefflichen Belehrungen, welche die Natur den Menschen über Gottes Eigenschaften ertheilt. Biblische Stellen und eigene Kenntniß der natürlichen Dinge trifft man bey ihm vereinigt an. Er bricht endlich davon ab; gesteht zwar, daß die Ohren seiner Zuhörer an tiefe Betrachtungen nicht gewohnt wären; zeigt ihnen aber, daß sie bey einiger Aufmerksamkeit auch andere unterweisen können, und da sie verbunden wären, Gott durch ihre

Sitten zu preisen, ihre Beßerung in Absicht auf das Schwören vollenden müßten.

Bald darauf hielt Chrysostomus die zehnte dieser Predigten, und wünschte im Anfange derselben seinen Zuhörern Glück, daß sie seiner neulichen Ermahnung, den Gottesdienst zu besuchen, wenn sie gleich nicht fasteten, Folge geleistet hätten. Fasten, sagt er, hat an sich keinen solchen Nutzen, als das Anhören des christlichen Unterrichts; zumal, da es bey jenem mehr auf die Enthaltung von Sünden, als von Speisen, ankömmt. Er fährt sodann fort, aus der Schönheit der Welt die Größe Gottes zu beweisen. Wenn aber die Ungläubigen sagten, sie hätten die Welt eben wegen ihrer Herrlichkeit vergöttert: so bemerkt er dagegen, Gott habe dieselbe, um einen solchen Mißbrauch zu verhüten, zugleich bewundernswürdig und auch sehr schwach und hinfällig gemacht. Ueber diese Unvollommenheit der Geschöpfe kommen manche gute Beobachtungen, und nachher, damit die Zuhörer dieses nicht zu schwer finden möchten, auch Zeugniße der Schrift vor. Aus Röm. C. VIII. v. 18-20. glaubt er beweisen zu können, daß die Himmelskörper, die Erde und die ganze Welt dereinst unvergänglich werden sollen. Er beschließt abermals mit Warnungen vor dem Schwören, gesteht zwar, daß er durch so öftere Wiederholungen beschwerlich fallen dürfte; will aber doch selbst durch seine Unverschämtheit eine Beßerung hervorbringen, wie jener harte Richter sich auf das ungestüme Anhalten der Wittwe, zuletzt doch habe ändern müßen.

In dem Angstvollen Zustande, worinne sich Antiochien noch immer befand, waren die meisten Einwohner, auf entstandene furchtbare Besorgniße, aus der

J. n. C. G. 363 bis 430.

der Stadt gewichen. Chrysostomus enthielt sich daher einige Tage des Predigens; aber in der eilften Homilie dankte er wieder Gott dafür, daß dieser Sturm vorüber gegangen sey. Er bedient sich der Heiterkeit seiner Zuhörer, (welche ein Prediger, wie er glaubt, stets abwarten muß,) um in der angefangenen Materie fortzufahren. Die Feinde der Religion sagten, an dem menschlichen Körper finde sich so viel Unvollkommenes, daß er kaum werth sey, von Gott geschaffen worden zu seyn. Dagegen beruft er sich auf die ursprüngliche Beschaffenheit deßelben, und auf die unzählichen weisen göttlichen Einrichtungen, die noch an demselben sichtbar sind. Auch hier sind viele Einsichtsvolle Anmerkungen beygebracht: so wie das Verhältniß der Menschen gegen die größere Stärke oder Geschwindigkeit mancher Thiere, ebenfals gut ausgeführt ist. Die Abmahnung vom Schwören wird erneuert; doch mit veränderten Vorstellungen.

Aus der Danksagung an Gott, mit welcher Chrysostomus die zwölfte Predigt eröffnet, sieht man, daß die Antiochener damals schon Vergebung ihrer Ausschweifungen erhalten hatten; wenn gleich die Geschichte meldet, daß sie nicht von allen Drangsalen und Strafen, sondern nur von dem befürchteten Untergange, frey geblieben sind. Der Verfaßer geht also, nach einer Aufmunterung, seine Sünden und die göttliche Hülfe nie zu vergeßen, wieder zu seinem alten Gegenstande über, und lehrt die Vorsehung Gottes aus der Einrichtung der geschaffenen Dinge, der kleinsten, wie der größten, erkennen. Die Schönheit und Nuzbarkeit, sagt er, die wir an vielen derselben wahrnehmen, müßen wir auch denen zutrauen, an welchen wir sie nicht sehen. Auch das ist ein Beweis der göttlichen Vorsehung, daß Gott dem Menschen

gleich

gleich anfänglich das natürliche Gesez eingeflößt hat. Er hat uns nemlich das Gewißen gegeben, mit welchem wir eine angebohrne Kenntniß des Guten und Bösen besizen, die sich schon am Adam, gleich nach seinem Falle, offenbarte. Ja aus demselben lernte Abel, daß es gut sey, Gott die Erstlinge zu opfern, und die heydnischen Gesezgeber faßten nach demselben ihre Geseze ab. Abermals erscheint am Ende die Erinnerung wegen des Schwörens. Chrysostomus schämt sich, etwas so leichtes, wegen der Nachläßigkeit seiner Zuhörer, so oft einschärfen zu müßen; er ist aber auch ihrentwegen besorgt, weil sie sich eine desto größere Rache zuzögen, je häuffiger es ihnen gesagt worden sey.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch wenn gleich das Unglück, welches Antiochien bedrohte, nunmehr ziemlich vorüber gezogen war; so sah es Chrysostomus immer vor angenehm und nüzlich an, seiner Gemeine ein lebendiges Bild von dem schröcklichen Tage vorzuhalten, an welchem öffentliches Gericht über diese Stadt gehalten ward; da die Vornehmsten derselben gefeßelt, gegeißelt und ins Gefängniß geworfen wurden; da jeder andere ihren und seinen Todt erwartete. Alles dieses mahlt er in der dreyzehnten Predigt mit desto stärkern Farben, da er selbst ein naher Zuschauer dieses Jammers gewesen war. „Vielleicht, sezt er hinzu, hat diese traurige „Erzählung euer Herz nicht wenig erweicht. Aber werdet darüber nicht unwillig! Denn weil ich feinere Materien abhandeln will; so brauche ich dazu weichere „Gemüther.“ Er entwickelt nemlich die eingepflanzte Kenntniß des Guten und Bösen noch weiter; und zeigt besonders, daß Gott zwar unsrer Seele ein solches wohlthätiges Gefühl eigen gemacht, dem Willen aber die Ausübung deßelben, und die Verbeßerung

J. n. C. G. 363 bis 430.

rung der Fehler überlaßen habe, damit wir durch Arbeit und Anstrengung Belohnungen erwerben. Außer dem Gewißen habe uns Gott noch viele andere Lehrer gegeben: den Söhnen Väter, den Knechten Herren, den Weibern Ehemänner, den Schülern Lehrer, den Unterthanen Gesezgeber und Richter, den Freunden Freunde; oft selbst unsere Feinde; außerdem Kranckheiten, Armuth und andere Unfälle; als welche auch denjenigen nützen, über die sie nicht ergiengen. Die guten Handlungen thäten eben diese Würkung, daß sie andere zu einer beßernden Nachahmung reizten. So hätten jezt viele die böse Gewohnheit zu schwören abgelegt, weil sie an andern den Eifer, sich vor dieser Sünde zu hüten, bemerkten. Allein damit ist Chrysostomus nicht zufrieden; er will nicht eher ruhen, bis sich alle hierinne gebeßert haben: und er schließt mit einnehmenden Ermahnungen zur tugendhaften Veränderung der Sitten überhaupt.

Unterdeßen war Antiochien von neuem durch fürchterliche Gerüchte zerrüttet worden. Da sich aber dieselben bald wieder legten, sagt Chrysostomus in der vierzehnten dieser Predigten: „Gestern hat uns „der Teufel die Stadt nicht wenig beunruhigt; aber „Gott hat uns hinwiederum nicht wenig getröstet: ja „selbst indem Er solche Unruhen zuläßt, beweiset Er „Seine Fürsorge, weil Er dadurch unsere trägen Her„zen zu Sich zieht.“ Nach mehrern solchen Vorstellungen, zeigt er ausführlich die schlimmen Folgen des häuffigen und unbedachtsamen Schwörens. Es verursachte den Todt Johannes des Täuffers. Wer oft schwört, wird selten recht schwören; wenn es gleich seine Absicht ist, weil er wißentlich und unwissentlich, im Scherze und Ernste, im Zorne und in andern Leidenschaften, schwört. Er wird auch selbst durch

die Natur des Schwörens, zum Meineyde genöthigt werden, weil er nicht jeden Schwur halten kann; oder weil widersprechende Schwüre vorfallen. Um dieses zu erläutern, geht der Verfaßer im größern Theil der Predigt jene Geschichte Sauls und Jonathans durch, wo sich so viele übereilte und gebrochene Schwüre zeigen, die beinahe dem leztern das Leben gekostet hätten. Den Hauptantheil an dieser Verwirrung schreibt er dem Teufel zu. Am Ende aber fügt er noch andere Gründe hinzu, warum man sich des Schwörens enthalten müße.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Er erinnert sich nunmehr in der funfzehnten Predigt, daß er bey der fortwährenden Fastenzeit, auch öffentlich vom Fasten hätte reden sollen. Allein, sagt er, es war nicht nöthig, die dabey vorkommenden Mißbräuche zu bestrafen, weil die allgemeine Noth kräftiger als alle unsere Reden, den herrschenden Ausschweifungen Einhalt gethan hat. Daher beweiset er auch weitläufig, daß Furcht und Thränen weit nüzlicher sind, als Lachen. Ueber die Stelle Sirachs: **Erkenne, daß du unter Stricken wandelst, und gehest auf eitel hohen Spitzen!** ertheilt er viele Warnungen vor den unzählichen Verführungen zum Sündigen; lehrt auch, wie man die ersten Reizungen dieser Art von sich stoßen müße. Zwar hatte er am vorhergehenden Tage versprochen, nicht mehr vom Schwören zu reden. Da sich aber noch nicht alle seiner Zuhörer darinne gebeßert hatten: so kommt er auf diese Ermahnungen zurück, zu welchen ihm ohnedieß die vorgelesene Stelle aus dem Zacharias, (C. V. v. 1. 4.) Gelegenheit gab. Jezt erklärt er sich insonderheit eifrig wider diejenigen, welche ihre Brüder am Altar, über den Evangelien, in welchen es doch heißt: **Ihr sollt allerdings nicht schwören!** zum Schwören nöthigen: und das wegen irdi-

J. n. C. G. 363 bis 430.

irdischer Güter, mit der Gefahr, daß sie einen Meineyd begehen. Er zeigt, daß ein solcher Schwur ganz unnüz sey; der Schwörende mag nun ein rechtschaffener Mann seyn, oder nicht; daß man sich dadurch heftige Vorwürfe des Gewißens zuziehen könne; und daß derjenige, der lieber einigen Schaden leidet, als andere zum Schwur treibt, dafür von Gott und seinem Gewißen belohnt werde. — Es ist wahr, daß Chrysostomus hier das Schwören etwas zu allgemein zu verwerfen scheint; aber daß er auch viel Treffendes gegen die entsezlichen Mißbräuche der gerichtlichen Eidschwüre sagt, die noch immer unter den Christen fortdauern, ist eben so gewiß.

Als kurz darauf sich abermals ein so schröckenvolles Gerücht erhob, daß die Antiochener im Begriff waren, die Stadt zu verlaßen: kam der heydnische Statthalter selbst in die Kirche, um ihnen Muth zuzusprechen. Chrysostomus wußte diese Begebenheit auf eine edle Art zu nüzen. In der sechszehnten Predigt lobt er gleich bey seinem Auftritte, den Statthalter wegen dieser Fürsorge. „Aber eurentwegen, sagt er zu seinen Zuhörern, schämte ich mich, und erröthete, daß ihr, nach jenen so vielen und langen Reden, noch eines Trostes von außen her benöthigt gewesen seyd. Damals, als ich ihn mit euch reden, euch wegen eurer unzeitigen und unvernünftigen Furcht bald trösten, bald tadeln hörte, wünschte ich, daß sich die Erde unter mir aufthun, und mich verbergen möchte. Nicht ihr solltet von ihm belehrt werden; sondern ihr solltet Lehrer aller Ungläubigen seyn; indem es Paulus verboten hat, sich von den Ungläubigen richten zu laßen. — Mit welchen Augen werden wir künftig die Ungläubigen ansehen, da wir so schüchtern und furchtsam sind? Mit welcher Zunge werden wir sie anreden

und

und bewegen können, bey einbrechenden Uebeln unverzagt zu seyn?" Er beschließt den langen Verweis, den er ihnen darüber ertheilt, damit, sie möchten beten, daß ihm die nöthigen Worte von Gott in den Mund gegeben würden; denn er sey über ihre Kleinmüthigkeit ganz niedergeschlagen worden. Hierauf wiederholt er einiges vom Schwören aus der lezten Predigt, und bemerckt dabey, daß er, ob er gleich schon ins zweyte Jahr lehre, gleichwohl noch nicht hundert Verse aus der heiligen Schrift habe erklären können; sondern meistentheils moralische Predigten habe halten müßen; welches doch nicht seyn sollte. Denn für ihre Sitten müßten sie selbst sorgen, und brauchten, sobald Gott bestimmte Vorschriften darüber bekannt gemacht habe, kaum einmal daran erinnert zu werden, da man selbst menschliche Geseze, ohne viele Untersuchung ausübe; aber die Auslegung der Bibel komme ihm zu. Sonst besteht diese Predigt größtentheils aus Betrachtungen über den Anfang des Briefs an den Philemon: Paulus, ein Gebundner Jesu Christi, und Timotheus, der Bruder. Der Verfaßer zeigt daran, wie viele Ursache die Christen hätten, sich mit dem Apostel ihres Ungemachs zu rühmen, weil es eine Probe ihrer Tugend abgebe. Wenn Paulus vor dem Landpfleger Festus seiner Bande nicht mit solcher Freudigkeit gedacht habe: so sey solches deswegen geschehen, weil er demselben, als einem Ungläubigen, nicht das Schwerste aus dem Christenthum vorlegen wollte. Zulezt ermahnt er seine Zuhörer am Ende der zweyten Fastenwoche, mehr auf ihre und anderer Beßerung, als auf das bloße Fasten, sich zu befleißigen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Im Anfange der siebzehnten Predigt danckt Chrysostomus abermals Gott dafür, daß er Antio-

J. n. C. G. 363 bis 430.

chien gerettet, aber auch in eine so große Gefahr habe gerathen laßen. Jezt, sagt er, ist noch mehr als vorher, eine Zeit zu beten, zu weinen, zu seufzen, ein zerknirschtes Herz zu haben, eifrig und wachsam zu seyn. Denn ehemals machte uns die Natur der Trübsale auch wider unsern Willen, bescheidener und gottseeliger; nunmehr aber, da das Gebiß weggenommen, und die Wolcke vorübergegangen ist, muß man befürchten, daß wir wieder träger werden. Damit es noch einleuchtender werde, daß Gott der Stadt ungemeine Wohlthaten erwiesen, und sie durch diese Versuchung bewährter gemacht habe, beschreibt er nicht allein die Noth, welche durch die strenge Untersuchung der kaiserlichen Abgeordneten entstanden war; sondern rühmt hauptsächlich von allen Seiten die menschenfreundliche und kühne Aufopferung, mit welcher sich die Einsiedler der benachbarten Gebürge, aber auch die Lehrer der Stadt selbst, ihrer Bedrängniße angenommen hätten. Von dieser Stelle, in welcher der Redner nicht ganz innerhalb der gebührenden Schrancken blieb, ist bereits an einem andern Orte (Th. VIII. S. 58. fg.) ein Auszug mitgetheilt worden. Besonders aber lehrt er sehr ausführlich, daß es kein wahrer Verlust von Antiochien sey, ihre Schaubühne verschloßen, und den Rang der Hauptstadt des Morgenlandes von ihr auf eine andere Stadt versezt zu sehen; sondern daß ihre eigentliche Würde in der Tugend ihrer Einwohner gesucht werden müße.

Mit diesen Ermahnungen hängt auch der Inhalt der achtzehnten Predigt gewißermaaßen zusammen. „Ich habe viele gesehen, sagt der Verfaßer, welche sich gefreuet und zu einander gesagt haben: Wir haben gesiegt, wir haben die Oberhand behalten; die Hälfte der Fastenzeit ist überstanden. Diese ermahne ich, zu

über-

überlegen, ob sie auch die Hälfte ihrer Sünden überstanden haben, und alsdann zu frohlocken." Er erklärt es also, wie wenig es auf das Fasten allein ankomme, und zeigt sodann über die vorgelesene Stelle des Apostels: Freuet euch in dem Herrn allewege! daß ein Christ, ohngeachtet aller traurigen Vorfälle, doch stets frölich seyn könne. Der Grund davon sey die Gottesfurcht und das gute Gewißen; bey ihm erzeuge selbst die Traurigkeit über fremde Fehltritte, Belohnungen von Gott. Daher wären auch die Einsiedler in dem neulichen allgemeinen Unglücke, allein so freudig gewesen. Ein Verweis an die Einwohner wegen der wieder ausbrechenden Unordnungen beym öffentlichen Baden, da doch die Gefahr der Stadt noch nicht einmal ganz vorüber war, macht den Beschluß dieser Predigt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Die neunzehnte steht zwar auch in Montfaucons Sammlung (Tom. II. p. 188. sq.) unter den übrigen in ihrer alten Ordnung. Aber in der von ihm abgefaßten Lebensbeschreibung des Chrysostomus (Chrysost. Opp. T. XIII. p. 109.) hat er sie ganz aus dieser Reihe verstoßen, weil er gefunden hatte, daß sie erst nach vollendeten Homilieen über die Bildsäulen, am fünften Sonntage nach dem Osterfeste, (welche bey den Griechen ἡ κυριακὴ τῆς ἐπισωζομένης hieß,) gehalten worden sey. Dieses war bald nach einem Feste von Märtyrern geschehen, dem Chrysostomus wegen kränklicher Umstände nicht, wie sein Bischof, hatte beywohnen können. Jezt aber eilte er, obgleich noch nicht ganz hergestellt, in die Kirche, weil ihm der Anblick einer Menge Landleute aus der Nachbarschaft von Antiochien, sehr angenehm war. Er vergleicht sie sehr zu ihrem Vortheile, in Absicht auf ihre Arbeiten und Sitten mit den Einwohnern der Stadt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Dadurch kömmt er gar leicht wieder auf die noch fortdauernde sündliche Fertigkeit der leztern im Schwören. Er sucht zu beweisen, daß die Babylonische Gefangenschaft der Israeliten hauptsächlich von der Verlezung ihres Gott geschwornen Eides herrühre. Einer von den Gründen, deren er sich wider das Schwören bedient, ist auch dieser, daß, da viele Menschen wegen nichtswürdiger Künste, große Arbeit und Gefahr übernähmen, es wohl der Mühe werth seyn müße, sich um der Ablegung einer lasterhaften Gewohnheit Willen, außerordentlich anzustrengen.

Da Chrysostomus hierauf die zwanzigste Predigt gegen das Ende der Fastenzeit hielt: so vergaß er wiederum nicht, auf einen stärkern Eifer in der Tugend zu dringen, weil ohne denselben alles Fasten nichts helfe, man auch sonst mit keinem reinen Gewissen sich zu dem heiligen Tische nähern könne. Besonders aber blieb er bey der Nothwendigkeit stehen, sich mit seinen Feinden zu versöhnen. Wenn wir dieses thun, sagt er, so werden uns unsere unzählichen, kaum bemerkten Versündigungen an Gott desto leichter vergeben; unsere geheimen Sünden sollen alsdann nicht am lezten Gerichte aufgedeckt werden. Es ist keine Schande, Beleidigungen zu vergeben; wohl aber ist es Ehre, solches freywillig zu thun. Man hat nicht die geringste Entschuldigung, warum man seinen Zorn nicht fahren laßen will: daher verdient keine Sünde weniger Vergebung, als die Unversöhnlichkeit. Wenn man die empfangenen Beleidigungen selbst rächen will: so greift man Gott in sein richterliches Amt. Es ist auch falsch, daß man seinen Feind durch glimpfliche Begegnung nur ärger mache; es ist ein kindisches Besorgniß, daß man durch angetragene Aussöhnung Furcht verrathe. Je länger sie verschoben wird, desto

schwerer

schwerer wird sie. Sie ist an sich schon schwer; aber man muß sich erinnern, daß man sie um Gottes Willen vornehme. Findet man große Schwürigkeiten, seinen Feind sich zum Freunde zu machen: so wird man dafür desto größere Belohnungen erhalten. Das bevorstehende Osterfest wird auch durch nichts mehr entheiligt, als durch feindseelige Gesinnungen. Noch im Ausgange dieser Predigt werden die alten Warnungen vor dem Schwören wiederholt; doch immer mit andern Gründen oder Erleichterungsvorschlägen. Chrysostomus droht nunmehr sogar, daß er nach dem Osterfeste diejenigen, welche dieses Gebot noch übertreten würden, vom heiligen Abendmahl ausschließen werde.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Endlich kam Flavianus von Constantinopel zurück, und mit ihm die völlige Sicherheit von Antiochien. Ihm hatte die Stadt ihre Aussöhnung mit dem Kaiser zu danken; mit seinen Verdiensten und seinem Lobe beschäftigt sich daher die ein und zwanzigste Predigt des Chrysostomus, die er am Osterfeste hielt, beynahe gänzlich; ohne doch eine bloße Lobrede zu werden. Nachdem er Gott dafür gelobt hat, daß Er dem Körper sein Haupt, den Schaafen ihren Hirten, den Schülern ihren Lehrer, den Soldaten ihren Feldherrn, und den Priestern ihren Hohenpriester so bald wieder gegeben habe: so zeigt er, daß zwar der Teufel die Stadt durch die begangenen Ausschweifungen zu Grunde habe richten wollen; daß aber Gott sie, den Bischof und den Kaiser durch diesen Unfall vielmehr verherrlicht habe. Sie, weil sie bey einer so großen Gefahr, mit Uebergehung mächtiger Beistände, ihre Zuflucht zur Kirche und zum Priester des Herrn genommen, und sich voll Vertrauens der göttlichen Hülfe überlaßen habe; den Bischof,

J. n. C. G. 363 bis 430.

weil er zum Besten der Stadt sich über so viele Hindernisse erhoben, und außer seiner Hauptabsicht, auch alles erlangt habe, was er nicht achtete; aber auch den Kaiser, weil es theils offenbar geworden sey, daß er dasjenige, was er allen abschlug, doch den Priestern bewillige; theils, weil er der Stadt so schnell seine Gnade wieder geschenkt habe. Und nunmehr beschreibt Chrysostomus das Gehör des Bischofs bey dem Kaiser, seine Rede an denselben, und die Erklärungen des Kaisers; obgleich Flavianus selbst, von vielen befragt, aus Bescheidenheit nichts davon gemeldet hatte, als daß das Herz des Kaisers von Gott selbst zur Güte gegen die Stadt gelenkt worden sey. Er schildert also den Bischof ab, wie er vor dem Kaiser in großer Entfernung, mit niedergeschlagenen und thränenden Augen stehen geblieben sey; erzählt, wie der Kaiser, durch diese Stellung gerührt, zu ihm hingegangen, und sich mehr über die Undankbarkeit der Antiochener beklagt, als erzürnt und drohend gesprochen, und wie darauf der Bischof zwar alles zugestanden, aber auch alles in Bewegung gesezt habe, um der Stadt eine vollkommene Vergebung auszuwürcken. Auch Flavianus schrieb es dem Neide des Teufels gegen eine von dem Kaiser so geliebte Stadt zu, daß dieselbe zu einem so unverantwortlichen Betragen verleitet worden sey; es sey zwar wunderbar zu behaupten, sagte er, daß sie wegen der Freundschaft des Kaisers verfolgt worden; aber gewiß wahr. Er stellte ihm vor, daß öfters unerträgliche Beleidigungen zu Uebungen einer außerordentlichen Liebe Gelegenheit gegeben hätten; wie solches das menschliche Geschlecht gleich anfänglich von Gott erfahren habe. Die Krone, welche sich der Kaiser durch die Begnadigung der Stadt aufsezen könne, werde herrlicher seyn, als alle andere Denkmäler seines Ruhms. Da er bey einer andern Gelegenheit, in einem

nem Ausschreiben, worinne er die Gefangenen loßzugeben befohl, gesagt habe: Wollte Gott, ich könnte auch die Todten auferwecken! so sey jezt die Zeit da, dieses zu thun. Er müße dabey auf die ganze Christenheit sehen. Juden und Heyden, ja selbst die Barbaren, hätten jezt ihre Augen auf ihn gerichtet: wenn er ein gelindes Urtheil fällen würde, so würden sie ihn loben, und Gott preisen, und unter einander sagen: „Wie groß ist nicht die Macht des Christenthums! Es hat denjenigen, der auf der Erde seines gleichen nicht hat, der alles verderben kann, zurückgehalten, und ihn eine Philosophie gelehrt, die keine Privatperson an sich zeigen durfte. Der Gott der Christen ist wahrhaftig groß, der aus Menschen Engel macht, und sie über alle natürliche Schwachheiten erhebt!“ Unter andern Gründen, die Flavianus dem Kaiser vorhielt, war auch dieser, es werde ihm zu einer ausnehmend großen Ehre gereichen, wenn die Nachwelt sagen würde: „Als eine so große Stadt ihre Strafe erwartete, und niemand sich erkühnte, ein Wort für dieselbe auszusprechen, da nahte sich ein Greis und Priester Gottes dem Kaiser: und dieser bewilligte ihm sogleich seine Bitte.“ Denn auch dadurch, fuhr er fort, hat dich die Stadt nicht wenig geehrt, daß sie mich an dich abgeschickt hat; indem sie dieses rühmliche Urtheil von dir fällte, daß du die Priester Gottes allen Gewaltigen, welche dir unterworfen sind, vorziehest, wenn sie gleich unansehnlich sind. — Nach diesen und andern Vorstellungen und Bitten, konnte Theodosius kaum seine Thränen zurückhalten; er brach darauf in die Worte aus: „Würde ich wohl etwas Bewundernswürdiges „und Großes thun, wenn ich, ein Mensch, Menschen, „die mich beleidigt haben, verzeihe, da der Herr der „Welt auf die Erde gekommen, für uns ein Knecht „geworden, von denen, welchen er wohl gethan, ans

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„Kreuz geschlagen worden, und gleichwohl für eben „diese zu seinem Vater gebetet hat: Vergieb ihnen! „denn sie wißen nicht, was sie thun. Was ist „es also Bewunderswürdiges, wenn auch wir unsern „Mitknechten vergeben?" — Chrysostomus meldet noch besondere Beweise der Gnade des Kaisers gegen die Stadt, und ermahnt zulezt seine Zuhörer, die ungemeinen Freudensbezeigungen, welche sie angestellt hatten, auf eine geistliche Art durch Tugend und dauerhafte Dankbarkeit fortzusezen, auch ihre spätesten Nachkommen zu gleichen Gesinnungen gegen Gott aufzumuntern.

So vielen Raum auch dieser Auszug aus den Predigten des Chrysostomus über die Bildsäulen eingenommen hat; so scheint er doch denselben verdient zu haben. Nicht bloß deswegen, weil sie einen so hohen Rang unter seinen Predigten behaupten; sondern vornemlich auch darum, weil man ihn aus denselben von mehrern Seiten kennen lernt. Wie er in außerordentlichen Fällen, zum Theil unvorbereitet und selbst beunruhigt, mit seiner Gemeine zu reden gewußt, Leidenschaften ausgedrückt oder erregt, alle Umstände, unter welchen er auftrat, genüzt, auf die Sittenlehre eine beständige große Sorgfalt gewandt, niemals darüber die biblische Auslegung ganz auf die Seite gesezt, und einen Ausdruck gewählt habe, der allgemein faßlich war; das alles leuchtet aus denselben unaufhörlich hervor. Was man hin und wieder daran tadeln könnte, ist an einigen Stellen bemerkt worden, und fällt überhaupt bald in die Augen; ohne daß man den Verfaßer nach dem eigenthümlichen Geschmack unsers Jahrhunderts richten dürfte. Vielleicht ist es eine ihrer vorzüglichsten Eigenschaften, daß er darinne nicht ohne Aufhören, wie es ein gemeiner Prediger gethan haben

würde,

würde, von dem öffentlichen Unglücke gesprochen, nicht bloß sogenannte Straf- und Trostpredigten daraus gemacht hat; sondern daß der Religionsunterricht, nach Bedürfnißen und Fehlern eingerichtet, welche seine Zuhörer weit weniger fühlten, als das allgemeine Uebel, bey ihm die Hauptsache blieb.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Nach dieser großen Begebenheit im Jahr 387, weiß man nichts von einer andern sehr merkwürdigen Veränderung, die sich, so lange Chrysostomus Lehrer zu Antiochien war, daselbst zugetragen hätte. Aber von seinem unermüdeten Eifer, den Einwohnern durch Predigten nüzlich zu werden, giebt es wenigstens noch Proben genug. Es ist bereits oben (S. 363.) angezeigt worden, daß alle seine ganz der Erklärung der heiligen Schrift gewiedmeten Arbeiten an Einen Ort zusammengestellt werden sollen, damit man seine Verdienste um diese Grundlage der theologischen Wißenschaft, und auch des christlichen Unterrichts, desto leichter überschauen könne. Doch außer den Predigten dieses Inhalts, hat Chrysostomus noch eine Menge anderer zu Antiochien gehalten, von denen viele übrig geblieben sind. Unter diesen ist wiederum eine strengere Wahl nöthig, wenn sie zu Beschreibungen oder Auszügen für die gegenwärtige Geschichte bestimmt werden sollen. Wie der Verfasser zur Ehre der Märtyrer beyderley Geschlechts, an den Festtagen, die ihnen gewiedmet waren, geredet habe, davon brauchen nunmehr keine Beispiele weiter angeführt zu werden, nachdem man sie bereits an einem andern Orte gelesen hat. (in der Geschichte des christlichen Aberglaubens, Th. IX. S. 200. fgl. und oben S. 337. fgl.) Es ist wahr, daß Chrysostomus in seinen zahlreichen Homilieen dieser Gattung, auch manche allgemeine moralische Lehren geschickt erörtert,

 aber

J. n. C. G. 363 bis 430.

über die Nachahmung jener Bekenner des Christenthums viel Gutes und Rührendes sagt, und seine Zuhörer häuffig in die heilige Schrift führt. So erblickt man einiges davon in seiner Lobrede auf die Märtyrer überhaupt, die in der ganzen Welt gelitten haben, (Tom. II. Opp. p. 711. sq. ed. Montef.) von der sich übrigens die Stadt, in welcher sie gehalten worden ist, nicht sicher angeben läßt. Eben so spricht er zwar in einer Antiochenischen Predigt von den heiligen Märtyrern, (l. c. p. 650. sq.) von den Tugenden derselben, von der Kraft ihres Beispiels, von der Würcksamkeit ihrer Gräber und Ueberbleibsale selbst, (wovon die Stelle schon anderwärts, Th. IX. S. 200. beygebracht worden ist,) mit allem Eifer. Allein beynahe die Hälfte dieser Predigt ist mit Ermahnungen angefüllt, das heilige Abendmahl ja nicht unwürdig zu genießen, weil man sonst eben so strafbar werde, als diejenigen, welche Christum gekreuzigt haben. Als diese Vorstellung vielen in der Gemeine so hart zu seyn dünkte, daß sie gegen den Chrysostomus schrieen: Du ziehst uns von dem heiligen Tische ab! du stoßest uns vom gemeinschaftlichen Mahl zurück! so nahm er davon Gelegenheit, kurz darnach in einer andern Predigt, (l. c. p. 658. sq.) zu zeigen, daß es sowohl für die Lehrer, als für die Zuhörer, gefährlich sey, bloß nach dem Gefallen der leztern öffentlich zu reden; und daß es vielmehr nüzlich sey, sogar eine große Gerechtigkeit ausmache, sich wegen seiner Sünden selbst anzuklagen. Er vertheidigte darinne nicht nur die anstößig gewordene Behauptung; sondern erklärte sich auch über die ganze Pflicht des Predigers, seinen Zuhörern unangenehme Wahrheiten zu sagen, und über sein Verhältniß gegen dieselben überhaupt, auf eine lehrreiche Art. Es fehlt also in den Lob- und Gedächtniß-

nißreden des Chrysostomus auf die Märtyrer, gar nicht an gemeinnüzlichen Stellen. Und gleichwohl sind sie unter seinen Predigten diejenigen, welche bald eine zweydeutige Würkung, bald eine schädliche gethan haben mögen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Daß seine sieben Lobreden auf den Apostel Paulus (l. c. Opp. p. 476. sq.) eine Ausnahme von dieser Classe machen, wird man schon im voraus vermuthen. Denn hier war fester Grund, auf den der Redner treten konnte; eine Mannichfaltigkeit vortrefflicher Eigenschaften, wo derselbe nicht zu vergrößern und auszuschmücken; sondern nur zu sammeln und zu stellen brauchte. Man sieht wohl, daß es ein Lieblingsgegenstand von ihm gewesen ist, den er immer noch zu verschönern sucht. Alles, was die Patriarchen, Propheten, Apostel, Märtyrer und andere Heiligen an sich Bewundernswürdiges hatten, findet er an dem einzigen Paulus beysammen. Er vertheidigt denselben auch in der sechsten dieser Predigten gegen die Vorwürfe, welche ihm einige gemacht haben. Es ist keiner, sagt er, wenn man bisweilen an ihm eine Furcht vor Schlägen bemerkt. Eine solche Furcht kann an sich nicht tadelhaft heißen: denn sie liegt in der menschlichen Natur; aber aus einer solchen Furcht nichts wider die Gottseeligkeit begehen, das war eine Frucht des tugendhaften Vorsazes, (oder freyen Willens) welcher der Schwachheit der Natur zu Hülfe kam: und das gereicht ihm zu einem desto größern Ruhme. Gleichergestalt wird die Furcht des Apostels vor dem Tode entschuldigt: und wenn er dem Schmidt Alexander Böses gewünscht hat, sagt der Verfasser, so geschah dieses nicht sowohl aus Zorn, als aus Schmerz über seinen Widerstand gegen das Evangelium. Selbst zornig, wie es Paulus öfters war, hatte er vor den sanft

reden-

J. n. C. G. 363 bis 430.

redenden einen Vorzug, indem er alles zur gehörigen Zeit, und zum Besten des Christenthums, that. Uebrigens hat Chrysostomus auch in diesen Lobreden sich oft von dem Persönlichen seines Helden zu Materien von allgemeiner Erheblichkeit für die Christen gewandt. „Paulus, sagt er unter andern, (p. 508.) zeigt durch sein Beispiel, wie groß die Stärke des freyen Willens sey, und stopft denjenigen den Mund, welche fragen, warum wir nicht von Natur gut geworden sind? Denn was ist es vor ein Unterschied, ob solches von Natur, oder aus freyem Willen ist? Ja, das leztere ist um so viel beßer, als das erstere, je vorzüglicher es ist, Kronen und herrliche Lobsprüche, als nichts zu erwerben. Gesezt aber, die Natur wäre schon fest! Will jemand einen recht starken Vorsaz annehmen: so wird dieser doch fester seyn, als jene."

Unter denjenigen seiner Predigten zu Antiochien, welche die Glaubens- und Sittenlehre betrafen, sind zwo zum Unterrichte derer eingerichtet, die erst getauft werden sollten. (l. c. Opp. p. 225. sq.) In der erstern preiset er sie wegen deßen, was sie bald erfahren würden, besonders wegen des schauderhaften Kelchs, (des heiligen Abendmahls,) den ihnen der König selbst in die Hand geben werde, glückseelig. Er vergleicht darauf ihre Bereitwilligkeit zur Taufe, mit dem Aufschub derselben bey andern bis in ihre lezten Stunden, um zu zeigen, daß diese derselben unter solchen Umständen theilhaftig werden, wo sie ihre Pflicht dabey gar nicht mehr auszuüben im Stande sind. Weiter rühmt er ihre würdige Vorbereitung zur Taufe; zeigt ihnen die verschiedenen Nahmen an, welche sie in der heiligen Schrift führen soll, worunter nach seiner Meinung nicht allein die in der alten Kirche gewöhnliche Benennung der Erleuchtung, φωτισμὸς, (aus

(aus Hebr. C. VI. v. 4. C. X. v. 32.) sondern auch die Nahmen Begräbniß, (Röm. C. VI. v. 4.) Beschneidung, (Coloß. C. II. v. 11.) und Kreuz, (Röm. C. VI. v. 6.) gehören; erklärt ihnen den Unterschied zwischen der christlichen und der unbedeutenden jüdischen Taufe; zeigt, warum jene ein Bad der Wiedergeburt heiße; erinnert aber die Lehrlinge insonderheit, daß ihr Kampf mit dem Teufel gleich nach empfangener Taufe anfangen, und daß ihnen dieser vornemlich durch die Zunge zu schaden suchen werde, weil er durch dieses Werkzeug die Menschen am leichtesten verderben könne. Daher warnet er sie vor den Sünden, welche damit begangen werden; am ausführlichsten aber vor dem Schwören, das in der Gemeine bey den nichtswürdigsten Kleinigkeiten so gewöhnlich sey. Er behauptet, daß dieses eben darum eine schwere Sünde sey, weil sie nicht davor angesehen werde; entwickelt das Unehrerbietige in derselben gegen Gott, und lehrt, wie man sich dieselbe abgewöhnen müße; verwirft aber freylich das Schwören überhaupt. — In der zweyten dieser unterrichtenden Predigten für die Täuflinge, (κατήχησις) dringt Chrysostomus abermals sehr nachdrücklich darauf, daß der Neugetaufte, sowohl wegen der von Gott erhaltenen Wohlthaten, als wegen der von ihm eingegangenen Verbindlichkeit, sich der christlichen Tugend befleißigen müße. Er hält ihm daher die Worte vor, die er bey der Taufe zu sprechen hat: Ich entsage dir, o Satan! und deinem Gepränge, und deiner Verehrung; und vereinige mich mit dir, o Christe! zeigt, daß uns eigentlich nichts an der Frömmigkeit hindern könne, wenn man nur wolle; daß die Verehrung Gottes überall Statt finde; und was der allgemeinen Lehren mehr sind. Aber insbesondere tadelt er mit vielem Eifer den Schmuck des weiblichen Geschlechts, und das Geprän-

J. n. C. G. 363 bis 430.

ge

J. n. C. G. 363 bis 430.

ge des Satans, welches in Schauspielen, allen Sünden, abergläubisch gewählten Tagen, Gauckeleyen und Ahndungen bestehe; worunter er auch die Thorheit nennt, Münzen Alexanders des Großen, als Verwahrungsmittel, am Leibe zu tragen.

Außerdem scheint auch eine Anzahl Predigten des Chrysostomus über die Buße oder Beßerung, in seinen Aufenthalt zu Antiochien zu gehören. Von der vierten und fünften nach Montfaucons Ordnung, ist dieses ziemlich gewiß; aber unter den neun Homilieen dieses Inhalts, welche er zusammen gestellt hat, (T. II. Opp. Chrysost. p. 279. sq.) haben die achte und neunte nicht alle Merckmale der Aechtheit. Chrysostomus war eine Zeitlang auf dem Lande krank gewesen; allein die Liebe zu seiner Gemeine, wie er in der ersten dieser Predigten versichert, führte ihn noch eher in die Stadt zurück, als seine Gesundheit wieder hergestellt war. Er warnet sie vor der Verzweifelung, als dem ärgsten Pfeile des Teufels, und vor der Trägheit. Darauf beschreibt er drey Wege der Buße: das Bekenntniß, die Thränen, und die Demüthigung; alles mit biblischen Beyspielen erläutert. Ein anderer Weg ist das Almosengeben, und noch ein vorzüglicher, das Gebet; wobey gelehrt wird, wie uns Gott durch die Trübsale zu Sich nöthige. Es folgt eine Betrachtung, daß Gott das Fasten angenehm sey, und daß es heilsame Würkungen habe; daß aber mit demselben auch die Wurzeln der Sünde ausgerottet werden müßen. Ueber das Verfahren Gottes gegen Gerechte und Sünder, und über die beste Art, Vortheil daraus zu ziehen, werden verschiedene Anmerkungen gemacht. Eben so wird gezeigt, daß auf die Sünde Schaam, und auf die Buße Vertrauen komme; es wird eine Anleitung gegeben,

die

die Sünden nach und nach auszurotten, und versichert, daß sie Gott durch die Buße, ohne eine Spur davon zu hinterlaßen, vertilge. — Dieses macht ohngefähr den Hauptinhalt der Predigten von der Buße aus: Erörterungen und Lehren, die manche gute Gesinnungen erwecken können, auch einzele schöne Stellen veranlaßen; aber der Erwartung über einen solchen Gegenstand bey weiten nicht Genüge leisten. Tillemont hat noch mehrere zu diesen Predigten gerechnet, sie in eine andere Ordnung gesezt, und ihre Veranlaßung von dem Einfalle der Hunnen in die Morgenländer im Jahr 395. hergeleitet. (Mémoires, Tome XI. p. 101. ed. de Paris.) Allein Montfaucons Untersuchungen über dieselben, haben eine größere Wahrscheinlichkeit.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Zwölf Jahre war Chrysostomus bereits Lehrer zu Antiochien gewesen, als Nectarius, Bischof zu Constantinopel, im September des Jahrs 397. starb. Eine so ansehnliche Würde, als dieses Bißthum seit nicht langer Zeit geworden war, machte das Bestreben vieler Aeltesten nach demselben rege. Es waren darunter, nach der Erzählung des Palladius, (Dial. de vita S. Chrysost. p. 42. ed. Bigot.) verschiedene des geistlichen Standes unwürdige Leute, von denen einige dem Hofe mit ihrem Anhalten beschwerlich fielen; andere sich durch Geschenke einen Anhang zu machen suchen; manche sogar sich vor dem Volcke, welches damals noch an der Bischofswahl Antheil hatte, auf die Kniee warfen. Gar bald entstanden Partheien über die Besezung dieses Amtes: und weil man darüber in geraumer Zeit nicht einig werden konnte, so bat die Gemeine den Kaiser Arcadius, ihr selbst einen Bischof von geprüfter Einsicht zu geben. Dem Hof war ohnedieß nicht wenig daran gelegen, was vor einen

J. n. C. G. 363 bis 430.

Bischof die Gemeine des kaiserlichen Hauptsizes hätte. Die Regierung des sehr jungen Kaisers hatte eben so viele Schwäche, als sein morgenländisches Reich selbst. Man mußte zu Constantinopel Staatsveränderungen und Unruhen von mancherley Art befürchten, indem die Eifersucht der Großen unter einander; die Ausländer oder sogenannten Barbaren, die so zahlreich und mächtig durch wichtige Bedienungen waren; verschiedene kirchliche, den Katholischen entgegen gesezte Partheyen; und die Leichtigkeit, mit welcher der große Hauffen daselbst zu Gewaltthätigkeiten schritt, nicht einmal sehr heftiger Reizungen bedurften. In diesen Umständen war der Einfluß des Bischofs der Hauptstadt, wie man schon Beispiele davon gehabt hatte, erheblich genug, und konnte sogar furchtbar werden. Er war schon gewohnt, wie andere Bischöfe, sich in Angelegenheiten zu mengen, die eben nicht nothwendig für ihn gehörten; die Bewegungen der ungestümen Menge hatte er ziemlich in seiner Hand; und da sich beständig viele Bischöfe zu Constantinopel wegen mannichfaltiger Geschäfte, Bewerbungen und Streitigkeiten aufhielten: so wandten sie sich nicht allein meistentheils an ihn; sondern er wurde auch von ihnen durch Versammlungen und gemeinschaftliche Schlüße, die er mit ihnen veranstalten konnte, hinwiederum unterstüzt. Wußte er sich in die Absichten des kaiserlichen Hofs zu schicken: so fiel es ihm nicht schwer, sein kirchliches Gebiet, und sein Ansehen überhaupt, zu erweitern. Er konnte aber demselben auch vielen Verdruß erregen, wenn er stolz und Ränckevoll seine eigenen Entwürfe verfolgte.

Eutropius, ein Verschnittener, der sich vom niedrigsten Herkommen bis zum kaiserlichen Oberkammerherrn aufgeschwungen hatte, besaß damals alle Gewalt

walt der Regierung im Nahmen des Arcadius, dessen Vermählung mit der Eudoxia sein Werk war. Er hatte in dieser Macht die Stelle des vor kurzem ermordeten Staatsbedienten Rufinus eingenommen. Allein die christlichen und heydnischen Geschichtschreiber vereinigen sich darinne, von seiner Habsucht, Ungerechtigkeit, Grausamkeit und andern Lastern, die schwärzeste Abschilderung zu machen: und Zosimus sagt gerade zu, er habe den Kaiser, wie der Hirte ein Stück Vieh, regiert. (Hist. L. V. c. 12. p. 421. ed. Reitem.) Genug, Eutropius, der den Chrysostomus, bey Gelegenheit von Staatsgeschäften, die er in den Morgenländern besorgen mußte, kennen gelernt hatte, entschloß sich, einem Manne, der so berühmt und so ehrwürdig war, das Bißthum von Constantinopel zu ertheilen. „Bis dahin, schreibt Sokra„tes, (Hist. Eccl. L. VI. c. 3.) war die Lebensart des „Johannes so beschaffen gewesen. Aus Eifer für „Ordnung und Anständigkeit, war er, wie man sagt, „etwas bitter; und, wie einer, der von seiner Jugend „an, vertraulich mit ihm umgegangen war, versicher„te, mehr zum Zorne als zur Bescheidenheit geneigt. „Da er ein rechtschaffenes Leben führte: so war er we„gen des Zukünftigen nicht eben auf seiner Hut; seine „Aufrichtigkeit aber machte ihn sehr fertig im Handeln. „Er bediente sich auch einer weit getriebenen Freymü„thigkeit im Reden gegen jedermann. Beym Lehren „sah er hauptsächlich darauf, die Sitten seiner Zuhö„rer zu bessern. Denjenigen, welche seine Gemüths„art nicht kannten, kam er in Gesellschaften stolz vor.“ So wenig ihm hier der Geschichtschreiber geschmeichelt hat, so wenig scheint er ihm auch unrecht gethan zu haben; einiges von seiner Beurtheilung wird schon durch dasjenige bestätigt, was bisher von dem Betragen des Chrysostomus, besonders aus seinen Pre-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

digten, angeführt worden ist. Unterdeßen kann man doch eben deswegen zweifeln, ob sich derselbe zu einem Bischof in der Nähe des Hofs, und in genauerer Verbindung mit demselben, geschickt habe. Auf der einen Seite freymüthig, gerade und offen, seinem Endzwecke nacheilend, ohne darauf zu sehen, was daraus erfolgen werde, und unbesorgt um die Urtheile der Welt; auf der andern aber so wenig biegsam und gefällig gegen fremde Absichten, konnte er nicht sowohl sein Glück machen, als ohngeachtet alles erworbenen Ruhms, sich Feindschaften zuziehen, und immer vermehren. Vielleicht suchte Eutropius, der keineswegs beliebt war, durch die Wahl eines solchen Mannes, etwas von der öffentlichen Gunst zu erschleichen, auch seinen Eifer für die Beförderung der Frömmigkeit sichtbar zu machen. Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß er, wie andere Großen in einem solchen Falle, auf die dankbare Willfährigkeit des Mannes gerechnet habe, deßen Wohlthäter er zu seyn glaubte. Er konnte jedoch nicht hoffen, daß Chrysostomus seine geliebte Gemeine so leicht verlassen, und gern Bischof einer andern werden würde, wo ihn, außer den Zerrüttungen, welche sie seit einiger Zeit erlitten hatte, noch Hinderniße und Einschränkungen von einer neuen Art erwarteten. Es war sogar zu befürchten, daß die Antiochener einen Aufstand erregen möchten, wenn man ihnen ihren so bewunderten Lehrer zu entziehen versuchte. Daher schrieb der Kaiser, auf Anrathen des Eutropius, an einen der vornehmsten Befehlshaber in den Morgenländern, der sich zu Antiochien befand, (Comes Orientis) wie er diese Sache geschwind und ohne alles Aufsehen zu Stande bringen sollte. Kaum hatte dieser das kaiserliche Schreiben erhalten, als er vom Chrysostomus verlangte, sich an einem gewißen Orte außerhalb der Stadt einzustel-

len. Daselbst mußte er sich auf einen Wagen sezen, und ein dazu abgeschickter Verschnittener, dem er über geben wurde, führte ihn nach Constantinopel. Zwar machte der Alexandrinische Bischof Theophilus noch einige Schwierigkeit, ihn zum Bischof zu weihen: und Palladius behauptet, (l. c. p. 43.) die vornehmste Ursache seines Widerstrebens sey die unerschrockene Freyheit im Reden gewesen, welche er auf die ersten Blicke am Chrysostomus bemerkt habe. Es ist aber auch schon anderwärts gemeldet worden, (oben, S. 213.) wie bald Theophilus genöthigt worden sey, nachzugeben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Chrysostomus wurde also im Februar des Jahrs 398. zum Bischof von Constantinopel geweiht. Hier war er sogleich auf den besondern Zustand seiner neuen Gemeine, auf die Fehler, welche bey dem geistlichen Stande, und unter andern Mitgliedern derselben im Schwange giengen, und auf jedes ihrer Bedürfniße so aufmerksam, daß man den wachsamen und thätigen Bischof, aber auch den Mann erkannte, der einmal mit Ueberlegung angenommene Grundsäze, auch in einer neuen, denselben nicht sehr günstigen Lage, keinesweges abzulegen geneigt war. Seine erste Predigt, die er in der Hauptstadt hielt, ist zwar verloren gegangen; doch sieht man aus der zweyten, von welcher bereits oben (S. 398.) ein kurzer Begriff ertheilt worden ist, daß er die Christen zu Antiochien und zu Constantinopel, in Absicht auf ihre guten Eigenschaften mit einander zu vergleichen gewußt, und für die zahlreichen Anomöer in der leztern dieser Städte, gleich anfänglich gesorgt habe. Vorzüglich bald suchte er auch ein eben daselbst, sogar unter dem Scheine der Frömmigkeit, eingerißenes Laster, die Gewohnheit mancher Jungfrauen, die sich Gott gewiedmet

 hatten,

J. n. C. G. 363 bis 430.

hatten, mit Mannspersonen nur zu vertraut beysammen zu leben, und vieler Geistlichen, welche mit dem Bruder- und Schwester-Nahmen im Munde, eine solche verführerische Hausgenoßenschaft errichteten, auszurotten; ob er gleich dadurch einen Theil seines Clerus, wie Palladius erzählt, (p. 45.) beleidigte. Es ist auch schon an einem andern Orte, (Chr. KGesch. Th. VIII. S. 19. fg.) von seinen zwo Schriften wider diese Ausschweifung, einige Nachricht gegeben worden. Montfaucon hat dieselben (Tom. I. Opp. Chrysost. p. 228. sq.) in eine umgekehrte richtigere Ordnung, als die vorhergehenden Herausgeber gebracht: und sie verdienen schon deswegen gelesen zu werden, weil er darinne mit vieler Kenntniß menschlicher Neigungen, Leidenschaften, sündlicher Reizungen und Entschuldigungen, und doch zugleich mit ziemlicher Schonung gegen diese Heuchler beyderley Geschlechts, spricht. Er giebt ihnen auch den Rath, lieber zu heyrathen, als sich solchen Gefahren auszusezen. Palladius, sein Freund, ist in Ansehung der Zeit dieser Schriften glaubwürdiger, als Sokrates, (H. E. L. VI. c. 3.) der sie noch in seine Antiochenischen Jahre sezt. Chrysostomus griff weiter, nach jenem Schriftsteller, die Habsucht seiner Geistlichen, ingleichen ihren Hang zum Wohlleben und zur Unmäßigkeit, an, welcher sie oft zu Schmeichlern und Schmarozern der Großen machte. Würcklich sagt er in einer seiner Predigten, (Homil. XV. in I. Epist. ad Timoth. p. 636. T. XI. Opp. ed. Montef.) man müße zwar den Lehrern das Nothwendige geben, damit sie nicht Muthloß werden; oder über der Sorge für irdische Dinge, die wichtigern Geschäfte aus der Acht laßen; aber mehr als Unterhalt und Kleidung brauchten sie nicht zu bekommen, um nicht wiederum zu sehr auf Ueberfluß und Bequemlichkeiten gezogen zu werden.

Dieser

Dieser Eifer des Chrysostomus, seine Mitgenoßen im Lehramte zu beßern, hatte immer unangenehmere Folgen für ihn. Er sezte freylich nur sehr unwürdige ab, nahm fromme und gelehrte Männer in den Lehrstand auf; scheint aber doch bisweilen, durch seine vom Argwohn entfernte Gemüthsart hintergangen, Personen, die es nicht werth waren, sein Vertrauen geschenkt zu haben. Ein solcher war, nach dem Socrates, (H. E. L. VI. c. 4.) der Diaconus Serapio, ein stolzer, hiziger, und bis zur muthwilligen Beleidigung unbesonnener Mann; der jedoch durch eine angenommene Strenge in der Kirchenzucht, sich die vollkommene Gewogenheit seines Bischofs erworben haben mag. Einst sagte er zu demselben, in Gegenwart seines ganzen Clerus: „Du wirst niemals über diese herrschen können, wenn du sie nicht alle mit Einem Stocke wegtreibst!“ Es ist glaublich, daß diese Geistlichkeit sehr verdorben gewesen sey; allein daß einer darunter von allen so verächtlich zu dem Bischof sprechen durfte, ohne von demselben einen Rath der Mäßigung zu erhalten, machte diesen selbst verhaßt; zumal da er bald darauf mehrere aus der Kirchengemeinschaft stieß. Dazu trug auch die Erinnerung nicht wenig bey, welche er einer vornehmen und reichen Wittwe, Olympias, ertheilte, die sein Vorfahre im Bißthum, den Kirchengesezen zuwider, in noch jungen Jahren zur Diaconißinn bestellt hatte. Sie lebte selbst gleich einer armen Büßenden, und sogar mit äußerlichen Merkmalen der Dürftigkeit. Dagegen verschenkte sie ihr fast unermeßliches Vermögen an Kirchen, Klöster, Bischöfe und andere Geistliche, mit verschwenderischer Freygebigkeit. Chrysostomus lobte zwar, wie Sozomenus (H. E. L. VIII. c. 9.) erzählt, ihre Wohlthätigkeit überhaupt; sezte aber hinzu, wer es zu einer Gott gefälligen Stärcke in der Tugend

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430

gend bringen wolle, der müße seine Güter weislich zu vertheilen wißen. Da sie hingegen Reiche noch reicher machte: so sey dieses eben so viel, als wenn sie das Ihrige ins Meer würfe. Sie hätte doch freywillig ihr Vermögen um Gottes Willen den Armen gewiedmet; mithin habe sie keine Herrschaft mehr über daßelbe; sondern nur eine Verwaltung, für welche sie Rechenschaft zu geben schuldig sey. — Solche Vorschriften waren damals etwas sehr seltenes in dem Munde eines Geistlichen, und brachten seine Mitbrüder ohnfehlbar wider ihn auf.

Auch die **Mönche** waren mit dem **Chrysostomus** nicht durchgängig zufrieden. Denn er rühmte zwar diejenigen von ihnen, welche ruhig in ihren Klöstern blieben; war auch darauf bedacht, daß sie von niemanden beleidigt wurden, und ihr Nothdürftiges erhielten. Allein Mönche, welche herumliefen, und sich auf den Gaßen der Städte sehen ließen, sah er als Leute an, die ihrer Lebensart Schande machten; er verwies ihnen dieses ernstlich. (Sozomen. l. c.) Bey aller unveränderlichen Liebe gegen diesen Stand, glaubte er doch nicht, daß man durch denselben berechtigt werde, ein Müßiggänger zu seyn, und ohne Arbeitsamkeit, wenn man gleich betete und fastete, auf die Gaben der Christen Anspruch zu machen. (Homil. XV. in Epist. ad Philipp. p. 311. Tom. XI. Opp. ed. Montefalc.) Er nahm sich auch zeitig der Aufsicht über die **Wittwen** an, forschte nach ihren Sitten, und wenn er fand, daß dieselben üppig wären, rieth er ihnen, entweder an Statt der Bäder und niedlichen Kleidungen zu fasten; oder lieber gleich wieder zu heyrathen, damit sie nicht die göttlichen Gebote überträten. (Pallad. l. c. p. 47.) **Tillemont** versteht dieses von den **Diakonißinnen**; (Mémoires, l. c. p. 134.) man

sieht

sieht aber keinen besondern Bestimmungsgrund dazu; wenn gleich dieselben ordentlich Wittwen waren und genannt wurden. Dergleichen Ermahnungen zogen dem Chrysostomus auch auf dieser Seite Feindschaften zu. Denn indem er es öffentlich und in der Gesellschaft den Wittwen, die sich puzten, vorwarf, daß sie in ihrem Alter ihren Körper zu verjüngen suchten, ihre Haare, wie verbuhlte Frauenspersonen, kräuselten, ehrbare Wittwen beschämten, und andere Menschen hintergiengen: so verbanden sie sich zum Theil mit andern über ihn Mißvergnügten. (Pallad. loc. cit. p. 66.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Kein Wunder war es also, daß ihn Geistliche und Mönche einen mürrischen, harten und hochmüthigen Mann nannten. Im Grunde wollte er nur die Kirchengeseze und die Ehre des geistlichen Standes in Aufnahme bringen; allein er hatte desto mehr das Schicksal derer, die es nicht beym Alten laßen, und eine den Menschen unleidliche Genauigkeit einführen wollen, da er schnell und streng in seinen beßernden Anstalten war, manches darunter auf Eingeben eines schlechten Vertrauten zu thun schien, und selbst als Muster der Tugend, die er von andern forderte, so sehr hervorragte. Als er sein Amt angetreten hatte, ließ er sich bald die Rechnungen des Verwalters der Einkünfte der Kirche vorlegen, und strich mehrere überflüßige Ausgaben in denselben weg. Am wenigsten litt er weiter den kostbaren Aufwand, der für den Bischof selbst bisher gemacht worden war: Tapeten, seidene Kleider, und andere Pracht, welche der Bischof Nectarius geliebt hatte. Er berührte das Kirchenvermögen nur so weit, daß er seinen täglichen geringen Unterhalt davon nahm; ja die vorhergenannte Olympias nahm ihm auch diese Sorgfalt ab. Dagegen scheint er manchen Kirchen-

J. n. C. G. 363 bis 430.

schmuck verkauft zu haben, um den Armen recht viel Gutes thun zu können. Außer dem vorhandenen Spital, dem er reichlichere Einkünfte anwies, ließ er mehrere Krankenhäuser, hauptsächlich zum Besten der ankommenden Fremden erbauen, und sezte zween Aeltesten zu Vorstehern derselben. Gewohnt, überaus wenig, und bisweilen kaum am Ende eines Tags zu eßen, speiste er stets allein, und fand sich auch bey niemanden zur Mahlzeit ein. Man nahm ihm dieses besonders übel, weil seine Vorgänger nicht allein das Gegentheil thaten, und solches auch zum Wohlstande erfordert wurde; sondern weil überdieß die ankommenden Bischöfe von ihm diese Gastfreyheit erwarten konnten. Es ist aber auch verschiedenes bekannt geworden, was ihn deswegen entschuldigte. Seine ganze Neigung und Lebensart, sein schwacher Magen, die Furcht vor unzählichen Zerstreuungen und unangenehmen Auftritten, auch vor einer unerlaubten Anwendung der Kirchengüter, werden vornemlich darunter gerechnet. (Pallad. l. c. p. 46. sq. 101. sq. 165. Socrat. L. VI. c. 4. Sozom. L. VIII. c. 9.) Die Beschuldigung des Stolzes und Geizes, welche seine Feinde daraus herleiteten, gewann freylich in ihren Reden auch dadurch einigen Schein, daß **Chrysostomus** die Gesellschaft überhaupt vermied, und, wenn jemand sich lange mit ihm unterreden wollte, es sogleich zu verstehen gab, daß ihm dieses beschwerlich falle. (Pallad. l. c. p. 182.) Es könnte wohl seyn, daß er diese ungeselligen Sitten etwas zu weit getrieben hätte. Das einsame stille Zimmer ist zwar für den Mann von Geschäften, der sie ungehindert und bald durcharbeiten will, für den Freund von Untersuchungen und Betrachtungen, der gerne immer näher mit sich selbst bekannt werden möchte, ein treflicher Zufluchtsort. Aber für den Religionslehrer und Vorsteher einer Gemeine ist es gewiß nicht der beste

Uebungs=

Uebungsplatz. Er wird aus demselben die Menschen zu sehr in einer gewißen Entfernung beobachten, sie störrisch und unerbittlich beurtheilen, von ihren Urtheilen über sich keinen oder geringen Vortheil ziehen, auf Gerüchte und Vorspiegelungen seiner Vertrauten zu viel bauen, seine öffentlichen Vorträge zu wenig nach ihrer so mannichfaltigen Verfaßung einzurichten wissen, und überhaupt zwischen sich und seinen Zuhörern eine Scheidewand aufführen, die zwar die Ehrerbietung, aber nicht in gleichem Grade die Liebe gegen ihn, und die Fruchtbarkeit seines Amtes, befördern kann.

Allerdings war Chrysostomus, der bey dem Clerus und bey den Mönchen in keiner ausgebreiteten Gunst stand, bey den übrigen niedern Ständen desto beliebter. Eben sein Ernst in rühmlichen Verbeßerungen, seine Sitten, und insonderheit seine Predigten, hatten ihren ganzen Beyfall. Auch sein Eifer für die Rechtgläubigkeit, und für das äußerliche Religions-Cäremoniel, vermehrte die Gewogenheit der Einwohner von Constantinopel gegen ihn, wie Socrates (L. VI. c. 8.) und Sozomenus (L. VIII. c. 8.) melden. Theodosius hatte den Arianern daselbst ihre Kirchen genommen; sie behielten nur einige in den Vorstädten übrig. Daher versammleten sie sich in der Nacht vor den Tagen des öffentlichen Gottesdienstes, das heißt, vor dem Sonnabend und Sonntage, unter den bedeckten Gängen der Stadt, und sangen in Chöre getheilt, die mit einander abwechselten, fast die ganze Nacht hindurch Lieder. Mit anbrechendem Tage aber zogen sie, auf gleiche Art singend, zu ihrer Kirche vor die Stadt hinaus. Da sie unter diese Gesänge auch Spöttereyen über die Katholischen mischten, und öfters riefen: Wo sind

J. n. C. G. 363 bis 430.

denn diejenigen, welche sagen, daß drey nur Eine Macht sind? so befürchtete Chrysostomus, die Einfältigern unter den Katholischen möchten durch diese Gesänge von der Kirche abgezogen werden. Er bestellte also dagegen einige von seiner Gemeine, daß sie ebenfals des Nachts geistliche Lieder absangen: sowohl, um die Arianer zu verdunckeln, als um die Seinigen im wahren Glauben zu befestigen. Er ließ sie silberne Kreuze mit brennenden Wachskerzen vor sich hertragen; und die Kaiserinn Eudoxia gab die Kosten dazu her. Allein dieses Gepränge reizte die ohnedieß zahlreichern Arianer, die noch von ältern Zeiten her, zu Gewaltthätigkeiten bereit waren, zum Angriffe auf die Katholischen. Von beyden Seiten wurden etliche Menschen getödtet; auch ward ein Verschnittener der Kaiserinn, der die katholischen Sänger anführte, verwundet. Hierauf verbot Arcadius den Arianern alles Singen auf den Straßen. Es giebt auch noch ein Gesez von ihm, (C. Theod. L. XVI. t. 5. de Haeretic. l. 30. C. Iust. L. I. t. 4. de Haeret. l. 3.) worinne den Kezern überhaupt das Absingen ihrer Litaneyen in der Stadt, bey Tage und bey Nacht untersagt wird. Da es aber schon ins Jahr 396. gehört, und folglich früher als diese Begebenheit ist: so ist vermuthlich noch ein anderer Befehl darauf gegeben worden. Die Katholischen hingegen sezten die nun eingeführte Gewohnheit, in abwechselnden Hauffen öffentlich Gesänge anzustimmen, seitdem immer fort: eine Gewohnheit, welche Socrates von einem Gesichte der auf gleiche Art singenden Engel, welches dem Ignatius, Bischof von Antiochien, wiederfahren seyn soll, herleitet; Theodoretus aber (H. Eccl. L. II. c. 24.) weit glaubwürdiger der Stiftung zweyer Mönche zu Antiochien, unter der Regierung des Constantius, zuschreibt. Was die Veran-

anstaltung des Chrysostomus anbetrifft: so darf sie eben nicht wegen einer ausnehmenden Klugheit gepriesen werden. Man konnte es wahrscheinlich voraussehen, daß die beyden einander des Nachts begegnenden Hauffen von zwo feindseeligen Partheien, Unruhen erregen würden. Dem rechtgläubigen und dem ketzerischen Pöbel mußten freylich solche Geräuschvolle andächtig seyn sollende Aufzüge sehr gefallen. Allein der verständige Mann sieht daran nichts mehr als eine zur Schau getragene Gottseeligkeit, ein meistentheils Gedankenloses und die Religion entehrendes Geplärre. Am besten wäre es gewesen, den Katholischen und den Arianern zugleich, vom ersten Anfange her, dieselben zu verbieten. Chrysostomus würde sich vermuthlich weniger heilsame Würkungen davon versprochen haben, wenn er nicht die Reinigkeit seiner Gesinnungen auch andern leicht zugetrauet, und noch aus dem Mönchsleben eine Neigung zu solchen frommen Uebungen beybehalten hätte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ueberhaupt traf er in dem öffentlichen Gottesdienste manche Veränderungen, die zum Theil Erweiterungen der kirchlichen Gebräuche waren. Eine Stelle aus dem verlornen Werke des Theodoretus über den Chrysostomus, welche Photius (Cod. CCLXXIII. p. 1516. ed. Schotti) aufbehalten hat, zeigt, daß eine gewiße Weise, Psalmen zu singen, welche zu Constantinopel üblich geblieben ist, sich von ihm herschreibe: und Palladius (l. c. p. 48.) scheint solches zu bestätigen. Der leztere gedenkt ausdrücklich, (p. 47.) daß er das nächtliche Gebet in der Kirche sehr empfolen habe; nur mit der Einschränckung, daß die Frauenspersonen dabey nicht gegenwärtig seyn sollten; wohl aber bey Tage, wenn die Männer dazu weniger Zeit hätten. Auch dieses, sagt der eben ge-

nannte

J. n. C. G. 363 bis 430.

nannte Schriftsteller, mißfiel manchen Geistlichen, welche die ganze Nacht hindurch zu schlafen gewohnt waren. Zwar pflegten die Christen schon seit dem zweyten Jahrhunderte, in den Nächten vor gewißen Festtagen, sich zum Gebet und Gesang in den Kirchen zu versammeln; allein Chrysostomus wollte, daß sie auch außerdem häuffig ein gleiches thun sollten. Er dringt sogar in einer seiner Predigten (Homil. XXVI. in Acta Apostolor. pag. 212. sq. Tom. IX. Opp. ed. Montef.) darauf, die Christen möchten wenigstens des Nachts aufstehen, um in ihren Häusern zu beten. „Die Nacht ist nicht dazu gemacht, sagt er, daß wir in derselben durchaus schlafen und müßig sind. Das bezeugen manche Künstler und Kaufleute. Die Kirche Gottes steht mitten in der Nacht auf. Stehe auch du auf, und siehe den Chor der Sterne, das tiefe Stillschweigen, die große Ruhe! Erstaune über die Einrichtungen deines Herrn! Die Seele ist alsdann reiner, leichter, feiner, erhaben. Die Finsterniß selbst, und die große Stille sind geschickt, zur Zerknirschung zu führen. Ueberall sieht man ein Bild des Todes und der Vollendung. — Gott wird durch nächtliches Gebet mehr bewegt, weil man mit demselben die Zeit der Ruhe in eine Zeit des Klagens verwandelt. — Hast du Kinder: so wecke sie ebenfals auf; sind sie aber zum Wachen zu zart: so mögen sie wenigstens ein paar Gebete sprechen!“ Man merckt wiederum wohl, daß diese gutgemeinten Ermahnungen aus den betenden Nachtwachen der Einsiedler und Mönche gefloßen sind. Er konnte die Augenblicke des nächtlichen Erwachens mit Rechte zum Gebete empfelen; allein den Christen die Verbindlichkeit auflegen, in jeder Nacht um des Gebets Willen aufzustehen, beförderte nur eine gewiße Werckheiligkeit ohne besondere Theilnehmung des Herzens.

Es giebt auch noch eine Liturgie des Chrysostomus, über welche in den neuern Zeiten sehr viel gestritten worden ist. Diese Vorschrift von Gebäten, Gesängen, Ausrufungen und Seegenssprüchen, unter welchen das heilige Abendmahl gehalten werden sollte, ist in Abschriften vorhanden, die sehr von einander abweichen. Diejenigen Abdrücke, welche sich in den Ausgaben der Wercke des Chrysostomus vom Savile, (Tom. III. p. 383. sq.) und Montfaucon, (Tom. XII. p. 776. sq.) ingleichen in einer nüzlichen liturgischen Sammlung des P. Goar, (Euchologium, seu Rituale Graecorum, pag. 58-107. Paris. 1647. fol.) mit den Erläuterungen deßelben, finden, werden den übrigen vorgezogen. Aber auch in dieser Gestalt kann sie vor keine Arbeit des Chrysostomus gehalten werden. Man hat mehr solcher Liturgieen, deren Verfaßer in den erstern Jahrhunderten gelebt haben sollen; insonderheit die dem ältern Apostel Jacobus, dem Evangelisten Marcus, und Basilius dem Großen zugeschriebenen. Von diesen behaupteten die Protestanten ehemals schlecht weg, daß sie alle in weit spätern Jahrhunderten unter falschen Nahmen erdichtet worden wären. Sie glaubten zu diesem Urtheil dadurch berechtigt zu seyn, weil man in der ältesten Kirche sich gewiß keiner unveränderlich bestimmten Gebetsformeln, und ähnlicher Ordnungen des Gottesdienstes, bedient hat. Das Vater Unser war die einzige allgemeine Vorschrift, der alle Christen folgten. Im übrigen betete jeder Lehrer mit der Gemeine nach seinem Vermögen, (ὅση δύναμις αὐτῷ) wie es Justin der Märtyrer nennt, (Apolog. I. c. 87. p. 63. ed. Thalem.) das heißt, nach seinen Einsichten und Kräften. Es würde schimpflich für ihn gewesen seyn, wenn er seine Gesinnungen und Empfindungen über die Religion, verbunden mit dem Zustande

J. n. C. G. 363 bis 430.

seiner

J. n. C. G. 363 bis 430.

seiner Gemeine, nicht Gott ohne fremde Anweisung hätte vortragen können: zu einer Zeit besonders, da man noch den richtigen Begriff hatte, das Gebet sey der Haupttheil des Gottesdienstes. Da aber der erste Eifer hierinne etwas nachließ, und nicht alle Lehrer eine gleiche Fertigkeit dieser Art besaßen; manche Gebetsformeln vermuthlich öfters wiederkamen; die von berühmten und sehr ehrwürdigen Lehrern herrührenden länger beybehalten, und weiter ausgebreitet werden mochten; auch immer mehr auf einen beredten Ausdruck in öffentlichen Gebeten gesehen wurde: so entstanden nach und nach festgesezte Abfaßungen derselben. Der Anfang dazu scheint bereits in den spätern Zeiten des dritten Jahrhunderts gemacht worden zu seyn; wie man aus den Gebetsformeln schließen kann, welche in den sogenannten Apostolischen Kirchenverordnungen vorkommen. Zwar hat sich Bingham (Origg. sive Antiquitt. Ecclesiastic. Vol. V. p. 127. sq. Halae, 1754. 4.) viele Mühe gegeben, schon seit dem Anfange des zweyten Jahrhunderts Spuren von bestimmten Gebetsformeln unter den Christen ausfindig zu machen: ein Versuch, den er sich allem Ansehen nach erspart haben würde, wenn ihn nicht der ehemalige heftige Streit der Episkopalen und Presbyterianer in seinem Vaterlande, über das Alter der Gebetsformeln bey den Christen, dazu veranlaßt hätte. Allein ob er gleich seine Neigung für die erstere dieser Partheien mit ziemlicher Mäßigung an den Tag legt; so kommt doch genug Gezwungenes in seinen Erklärungen von Stellen christlicher Lehrer, oder Muthmaaßliches, das sich auf eine bloße Möglichkeit gründet, dabey vor. Auch die oben angeführte Redensart des Justinus kann nach seiner Meinung nicht nur von einem willkührlich freyem Gebrauche nach eines jeden Lehrers Fähigkeit, sondern eben sowohl von dem

Eifer

Eifer deßelben, und der Richtung seines Gemüths, verstanden werden. Mit dem vierten Jahrhunderte, da die Ausbildung und Verschönerung des öffentlichen Gottesdienstes mehr als jemals die Sorgfalt der Lehrer beschäftigte, kam man auch in Ansehung der dabey gewöhnlichen Gebete, wie in der ganzen übrigen Liturgie, zu einer festern Uebereinstimmung. Wenn es gleich immer noch dem Bischof jeder Gemeine erlaubt war, darinne Veränderungen nach seinem Gutbefinden zu treffen; so trug doch der Nahme der angesehensten Lehrer, welche vorhandene Liturgicen billigten, vermehrten, oder sonst veränderten, viel dazu bey, daß dieselben nicht nur beybehalten, sondern auch in andere Gemeinen fortgepflanzt, und selbst nach Lehrern genannt wurden, die ihre Erfinder nicht waren. Man gieng also bis auf die Stifter und ältesten Lehrer der vorzüglichsten Gemeinen zurück, um den Liturgieen dadurch desto mehr Ehre zu erweisen. Solchergestalt sind die Liturgieen, welche von Basilius dem Großen und vom Chrysostomus den Nahmen haben, entstanden. Sie hatten entweder einigen Antheil daran; oder diese kirchlichen Ordnungen wurden in der Constantinopolitanischen und andern Morgenländischen Gemeinen, seit ihren Zeiten recht herrschend. Man machte auch in der Folge noch viele Zusäze zu denselben; ohne daß sie darüber den Nahmen dieser Lehrer verloren hätten. Es ist also vergebens, ihr Alter genau bestimmen zu wollen: und so gewiß sie auch überhaupt als Quellen der Lehre der ältesten Kirche gelten können; so findet doch das Bedenken öfters bey ihnen Statt, daß sie viele spätere Vermehrungen erlitten haben, die auch einen spätern Glauben verrathen. Daß insonderheit die dem Chrysostomus beygelegte, wie sie jezt vor uns liegt, nicht ganz seine Arbeit seyn könne, lehrt schon der Umstand, daß verschiedenes, was in

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

in seinen Schriften über die Liturgie vorkömmt, darinne fehlt. Wenn man aber vollends die ungeheure Menge von Cärimonien, Gebeten, Gesängen, Wendungen und Verrichtungen des Priesters und Diakonus, Beräucherungen, und ähnlichen Gebräuchen oder Nahmen, die gar in dieses Zeitalter nicht gehören, betrachtet; wenn man sieht, daß sich beyde Geistliche gleich anfänglich vor dem Bilde des Erlösers und der heiligsten Mutter Gottes, (τῆς ὑπεραγίας θεοτόκου) die es damals in den Kirchen nicht gab, dreymal verehrend tief bücken sollen; daß noch mehrmals unsere Frau und Gottesgebährerinn Maria, als Fürbitterinn für die Christen, genannt wird, daß sie auch dem Gebete vieler andern Heiligen, und sogar des Chrysostomus selbst, empfolen werden: so kann man im geringsten nicht zweifeln, daß diese Liturgie ein Flickwerk sey, welches aus Stücken älterer und jüngerer Jahrhunderte zusammengesezt worden ist.

Um nicht allein die Weise, wie das heilige Abendmahl zur Zeit des Chrysostomus in den Gemeinen zu Constantinopel und Antiochien gehalten worden ist; sondern auch die ganze übrige Ordnung des Gottesdienstes daselbst, in einiger Vollständigkeit zu überschauen, kann man die Auszüge gebrauchen, welche Bingham (Origg. Ecclesiast. l. c. p. 193-294.) und Montfaucon (Opp. Chrysost. Tom. XIII. p. 183. sq.) in dieser Absicht aus den Schriften deßelben verfertigt haben. Der leztere erkennt die beschriebene Liturgie eben so wenig, als andere seiner gelehrtern Glaubensgenoßen, vor ein ächtes Werk des Chrysostomus. Ueberhaupt sind die Römischkatholischen und Protestantischen Schriftsteller der neuern Zeiten, in Ansehung der aus dem christlichen Alterthum übrig

seyn

seyn sollenden Liturgieen, einander nach und nach etwas näher gerückt. Jene haben die Vertheidigung ihrer vollkommenen Aechtheit und unverfälschten Erhaltung aufgegeben; diese aber haben eine alte Grundlage wenigstens an denselben erkannt. Von der erstern Seite ist Eusebius Renaudot (in Liturgiarum Orientalium Collectione, Paris. 1716. Tomi II. 4. besonders in der Dissert. de Liturgiarum Orient. origine et auctoritate, T. I. p. XXIII. sq.) bey weitem der gelehrteste und im Urtheilen gemäßigteste; wenn er gleich ebenfals manche Fehltritte in der Feststellung des Alters dieser Liturgieen, oder ihres Gebrauchs wider die Protestanten begeht, gegen welche er auch nicht selten zu heftig und verächtlich schreibt. Dieses ist von einem sehr guten Kenner der christlichen Alterthümer, Johann Wilhelm Janus zu Wittenberg, in zwo akademischen Abhandlungen, (de Liturgiis Orientalibus) gründlich gezeigt worden. In unsern Zeiten hat Ludwig Anton Muratori bey einer an sich beträchtlichen Sammlung dieser Art, (Liturgia Romana vetus, cet. Tomi II. Venet. 1748. fol.) von neuem ähnliche Untersuchungen in der voranstehenden Abhandlung, (Dissertatio de Rebus Liturgicis, p. 1-288) angestellt, auch manche nützliche Nachrichten, nebst in Kupfer gestochenen Schriftproben von alten Sacramentarien und Missalien, mitgetheilt; zugleich aber, indem er die Lehre seiner Kirche vom heiligen Abendmahl, aus diesen Urkunden, und andern alten Schriften, zu beweisen suchte, eine hitzige Uebereilung und manche gröbere Mängel verrathen, die man von einem solchen Manne nicht hätte erwarten sollen. Er hat einen ihm nur zu sehr überlegenen Gegner am Johann August Ernesti gefunden, der in seiner vortrefflichen Schrift: Anti-Muratorius, sive Confutatio Muratorianae disputationis de rebus Liturgicis, Lipf. 1755. 8. auch

J. n. C. G. 363. bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

über den Ursprung der alten Liturgieen, die kirchliche Sprache, die darinne herrscht, und ihre richtige Benutzungen, viele der lehrreichsten Anmerkungen vorgetragen hat.

Wenn Chrysostomus durch seinen Eifer für solche äußerliche Andachtsübungen, nicht auch den Aberglauben, der sich damals so mächtig regte, begünstigt hätte: so würde ihm der Beyfall, den er durch denselben bey dem größten Theil seiner Gemeine erlangte, zu einer noch größern Ehre gereichen. Allein die beste Absicht oder Erklärung kann ihn hier nicht völlig entschuldigen. Als im Jahr 399. ein so anhaltender starker Regen fiel, daß man befürchten mußte, die ganze Hoffnung des Landmanns möchte zu Grunde gerichtet werden: zog er mit fast allen Einwohnern von Constantinopel in die berühmte Apostelkirche daselbst. „Wir nahmen, sagt er, (Homil. contra ludos et theatra, p. 273. Tom. VI. Opp. Montef.) den heiligen Petrus, den heiligen Andreas, (dieser wurde vor den Stifter der Gemeine von Byzantium gehalten,) ingleichen den Paulus und Timotheus zu unsern Fürsprechern (συνηγόρȣς) an.“ Er nennt dergleichen Züge λιτανεῖαι und ἱκετηρίαι, von dem Gebete und Flehen um Abwendung öffentlicher Uebel, wegen welches sie meistentheils angestellt wurden. „Nachdem aber, fährt er fort, der Zorn gestillt war, schifften wir kühn über das Meer hinüber, und eilten zu den Anführern, zum Petrus, dem Grunde des Glaubens, und zum Paulus, dem auserwählten Werkzeuge; (es war eine diesen Aposteln gewiedmete Kirche auf der andern Seite des Bosphorus,) hielten eine geistliche Versammlung, verkündigten ihre Kämpfe, ihre Siegszeichen und Siege über die Teufel.“ Diese Stellen befinden sich übrigens in einer drey Tage nach jener Begebenheit gehaltenen Predigt, welche

Mont-

Montfaucon zuerst herausgegeben hat, und über die er gar keine vortrefflichere unter den Werken dieses Lehrers kennt. Die Einwohner der Hauptstadt hatten kaum die angezeigte Noth überstanden, als sie am zweyten Tage darauf, welches gerade der Karfreytag war, einem Wettrennen von Pferden beywohnten, und die Stadt mit ihrem Geschrey erfüllten; am Sonnabend aber vor dem Auferstehungsfeste Christi sogar, das Schauspiel besuchten, wo sich ihnen Sängerinnen mit wollüstigen Gesängen und Geberden darstellten. Ueber dieses leichtsinnige Betragen klagte Chrysostomus in einer Predigt, die in der That einige starke und schöne Stellen hat. Die feyerliche Zeit, da solches geschehen war, die übrigen Umstände, und traurigen Folgen, welche daraus entstehen mußten, versetzten ihn in eine mit Unwillen vermischte Wehmuth; er drohete denen, die an einem solchen Tage sich bey Schauspielen einfinden würden, mit der Ausschließung vom heiligen Abendmahl, und ermahnte die übrigen, ihren Umgang zu fliehen, damit sie desto leichter gewonnen würden.

Es scheint zwar desto weniger nöthig zu seyn, Beyspiele von den andächtig ehrerbietigen Gesinnungen des Chrysostomus gegen die Märtyrer, und andere sogenannte Heilige, hier zu häuffen, da man sie schon aus manchen Stellen seiner Schriften kennen gelernt hat. (S. oben S. 441.) Aber eine Gelegenheit, bey welcher er sie äußerte, hat zu viel Sonderbares an sich, als daß sie übergangen werden könnte. Die Kaiserinn Eudoxia entschloß sich im Jahr 398, die Ueberbleibsale gewisser Märtyrer, aus der großen Kirche zu Constantinopel in die Kirche des heiligen Thomas, welche beträchtlich weit von der Stadt, nahe am Meere, lag, bringen zu lassen. Es wurde dazu die Nacht gewählt: vielleicht, um dieser Feyerlichkeit ein noch ehrwürdi-

J. n. C. G. 363 bis 430.

würdigeres Ansehen zu geben. Sie selbst im kaiserlichen Schmucke, und vom Chrysostomus begleitet, gieng gleich nach den Trägern der Kiste mit jenen Ueberbleibsalen, und berührte dieselbe nebst dem Tuche, womit sie bedeckt war. Ihr folgten eine unbeschreibliche Menge Menschen: Mönche, Gottgeweihte Jungfrauen, Geistliche, andere Männer und Weiber von jedem Stande und Alter, die Vornehmsten ohne alles Gepränge, und dabey eine nicht weniger große Anzahl Fackeln. Man kam erst mit anbrechendem Tage an den bestimmten Ort. Nachdem man die heilige Ladung daselbst abgesetzt hatte, predigte Chrysostomus sogleich, und fieng, durch diesen außerordentlichen Aufzug offenbar außer sich gesetzt, mit den Worten an: „Was soll ich sagen? und wovon soll ich reden? Ich springe vor Entzücken, und bin unsinnig; aber dieser Unsinn ist besser, als die Klugheit selbst. Ich fliege und tanze, und werde hoch empor gehoben; ja ich bin trunken von dieser geistlichen Wollust. Was soll ich sagen? und wovon soll ich reden? von der Stärke der Märtyrer? oder von der Bereitwilligkeit der Stadt? oder von dem Eifer der Kaiserinn? oder von dem Zusammenlaufen der Großen? oder von der Schande des Teufels? oder von der Niederlage der Dämonen? von dem Adel der Kirche? von der Kraft des Kreuzes? von den Wundern des Gekreuzigten? von der Herrlichkeit des Vaters? von der Gnade des Geistes? von dem Vergnügen des ganzen Volks?“ — und so steigt der Verfasser in noch mehrern Ausrufungen zu den verschiedenen Classen von Menschen herab, die an dieser Herrlichkeit Antheil genommen hatten. Er findet kaum Worte genug, sie, und besonders die Kaiserinn zu preisen; läßt die Teufel durch diese Ueberbleibsale besiegt werden, und eine Gnade des Geistes aus denselben auf die Frommen herausfließen; versichert,

daß

daß diese Begebenheit sich in der ganzen Welt verbreiten; und was des vergeblichen Aufwandes von vergrößernder Beredsamkeit für einen so kleinen Gegenstand mehr ist. Er war aber nicht bloß unbedeutend und verächtlich nach den Grundsätzen der christlichen Gottseligkeit; sondern das Unglücklichste dabey scheint Chrysostomus, wenigstens damals, gar nicht bemerkt zu haben. Der lasterhafteste Christ, oder der schlimmste Heuchler, konnte sich nach einer solchen gehörten Predigt füglich einbilden, daß es genug sey, hinter einem Reliquienkasten andächtig her zu ziehen, um vor einen tugendhaften Mann gehalten zu werden; so wie der Fürst oder Große durch eine solche beschwerliche Begleitung zu Fuße alle seine Ausschweiffungen zu büßen glauben konnte: und es ist bekannt, daß diese Meinungen nach und nach die Oberhand behalten haben. Man liest die Predigt, aus welcher alles dieses genommen ist, unter eilf andern, welche Montfaucon zuerst ans Licht gezogen hat. (Tom. XII. Opp. Chrysost. p. 330 sq.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Für die Ausbreitung des Christenthums und für die Verminderung sowohl der Heyden und Juden, als insonderheit der Ketzer, war Chrysostomus auf eine Art besorgt, die ihn zwar eben nicht zu einem harten Verfolger machte; aber doch eine ausnehmende Religionsverträglichkeit nicht verstattete, und ihn den sogenannten Rechtgläubigen seiner Zeit ebenfals sehr empfol. Er predigte, jedoch, wie es scheint, nicht sehr oft, wider diese verschiedenen Gegner der Religion. Bisweilen that er freylich dem Heydenthum durch gewaltthätige Mittel Abbruch: und es ist anderwärts (Th. VII. S. 235. der zweyten Ausg.) bereits erzählt worden, wie er durch abgeschickte Mönche, unter kaiserlicher Vollmacht, Götzentempel in Phönizien habe zerstören lassen. Daß er auch den Novatianern

J. n. C. G. 363 bis 430.

und Quartadecimanern, auf seiner Reise nach Asien, viele Kirchen weggenommen habe, meldet Socrates. (H. Eccl. L. VI. c. 11.) Hingegen brachte ihn, nach dem Zeugniß eben dieses Geschichtschreibers, (l. c. c. 22.) der Novatianische Bischof zu Constantinopel, Sisinnius, durch einen Scherz, so weit, daß ihm Chrysostomus das Predigen nicht verwehrte. Denn da dieser sich gegen ihn erklärt hatte, die Stadt könne nicht zween Bischöfe haben, und durch dessen Antwort erhizt, ihm drohte, er wollte ihn, als einen Ketzer, nöthigen, das Predigen einzustellen: sagte Sisinnius, dafür wollte er ihm einen Lohn zahlen, wenn er ihn von einer so großen Arbeit befreyen würde. „Weil dir also, versetzte Chrysostomus, das Predigen beschwerlich fällt: so magst du darinn fortfahren!“ Sisinnius schrieb auch ein Buch wider den Chrysostomus, weil dieser in einer seiner Predigten, den Novatianischen Grundsätzen zuwider, oder vielmehr, wie es glaublich ist, mißverstanden, gesagt hatte, man könne wohl tausendmal Buße thun.

Da die Arianer unter allen irrgläubigen Partheyen, die zahlreichste und furchtbarste ausmachten: so gab sich Chrysostomus desto mehr Mühe, sie einzuschränken. Die Gothen, deren in und um Constantinopel sehr viele waren, gehörten größtentheils zu derselben. Er wandte daher auf die katholischen Gothen eine besondere Aufmerksamkeit; wies ihnen eine Kirche an; predigte oft selbst darinne, und ließ seinen Vortrag sogleich durch einen Gothen in ihre Sprache übersetzen; bestellte auch Gothische Aeltesten, Kirchendiener und Vorleser, durch welche nicht wenige ihrer Landsleute vom Arianismus abgezogen wurden, (Theodoret. H. E. L. V. c. 30.) Allein der Feldherr der Gothen in kaiserlichen Diensten, Gainas, der auch ein Arianer war, wurde immer mächtiger.

tiger. Er trug im Jahr 399. sehr viel dazu bey, daß Eutropius gestürzt, und genöthigt wurde, um dem Tode zu entgehen, sich in eine Kirche zu flüchten; ob er gleich kurz vorher den Kirchen durch ein kaiserliches Gesetz das Recht der Freystätte hatte absprechen lassen. Chrysostomus schützte ihn daselbst gegen die Wuth der eindringenden Soldaten; nahm sich seiner auch bey dem Kaiser an, der jedoch selbst nur bitten mußte, um ihn zu retten, und hielt in Gegenwart des am Altar liegenden Unglücklichen, die berühmte Rede, welche ihm von manchen, als eine Verspottung desselben, übel ausgelegt wurde, und von welcher schon an einem andern Orte (Th. VIII. S. 63.) Nachricht ertheilt worden ist. Es ist zwar eben daselbst aus dem Zosimus erzählt worden, daß Eutropius gleichwohl mit Gewalt aus diesem Zufluchtsorte herausgeholt, und bald darauf hingerichtet worden sey. Allein Chrysostomus versichert in einer bald darauf gehaltenen Predigt, (Opp. Tom. III. p. 386. sq.) Eutropius würde nicht ergriffen worden seyn, wenn er sich nicht aus der Kirche herausgewagt hätte. Es fehlen uns hier einige Umstände, um diese Berichte mit einander vereinigen zu können. Gainas begnügte sich nicht an dem Falle des Eutropius; er forderte mit den Waffen in der Hand, daß ihm noch andere Großen ausgeliefert würden: und Arcadius war viel zu schwach, als daß er solches hätte abschlagen können. Hier legte sich wieder Chrysostomus ins Mittel, und wandte, wie er in einer kurz darauf gehaltenen Predigt, gegen den Anfang des Jahrs 400, (l. c. p. 405.) zur Entschuldigung seiner Abwesenheit von der Gemeine, sagt, als ein gemeinschaftlicher Vater von allen, so viele Gänge, Bemühungen und Bitten an, daß die beyden Herren, welche Gainas zum Tode bestimmt hatte, nur verwiesen wurden. Ueberhaupt war damals eine Zeit der Ver-

J. n. C. G. 363 bis 430.

wirrung und mannichfaltiger Gefahren zu Constantinopel und in der Nachbarschaft, die Chrysostomus in der gedachten Predigt abschildert, und von der unersättlichen Geldbegierde der Vornehmen herleitet. Nachdem sich Gainas hierauf mit dem Kaiser in einer Kirche bey Chalcedon völlig ausgesöhnt hatte, und von demselben zum obersten Feldherrn des Reichs erklärt worden war: verlangte er, auf Antrieb der Arianischen Bischöfe, eine Kirche für diese Parthey zu Constantinopel, indem er es unanständig nannte, daß ein Mann von seinem Stande, wenn er öffentlich beten wollte, sich außerhalb der Stadt begeben müßte. Der Kaiser versprach, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, und ihm möglichst zu willfahren. Als er aber dem Chrysostomus dieses Begehren anzeigte, und ihn zugleich durch Vorstellung der Macht und der übeln Gesinnungen des Feldherrn wider den Staat, zu bewegen suchte, sich hierinne gegen denselben gefällig zu bezeigen: antwortete ihm der Bischof, der Kaiser möchte dieses ja nicht versprechen, noch das Heilige den Hunden geben lassen; er werde niemals diejenigen, welche den Sohn Gottes laut verehrten, aus ihrer Kirche stoßen, um sie denen einzuräumen, welche ihn lästerten; wenn sich aber der Kaiser vor dem Barbaren fürchte, so möchte er sie nur beyde in seiner Gegenwart zusammenkommen lassen, und ihre Unterredung anhören. Dieses geschah auch am folgenden Tage. Chrysostomus behauptete geradezu, ein frommer Kaiser dürfte nichts der Religion Nachtheiliges zugeben; das Gesetz des Theodosius, durch welches den Ketzern alle Kirchen in der Stadt genommen wurden, müße vielmehr vollstreckt werden; und wenn Gainas daselbst beten wolle, stünden ihm Kirchen genug dazu offen. Als dieser sich darauf berief, daß er von einer andern kirchlichen Parthey sey, und dem Reiche große Dienste

geleistet habe; hielt ihm Chrysostomus seine ersten dürftigen Umstände und die reichlichen Belohnungen vor, die er empfangen hatte. Er konnte auch seine Absicht nicht erreichen. Unterdessen erwies er doch dem Bischof, der bey Gelegenheit der Empörung, welche Gainas bald darauf zu seinem eigenen Untergange stiftete, als Abgeordneter zu ihm kam, große Ehrerbietung. (Sozom. L. VIII. c. 4. Theodoret. L. V. c. 32. 33.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber mitten unter solche muthigen Handlungen, und bey einer allgemeinen Geschäftigkeit in kirchlichen Angelegenheiten, die ihm Bewunderung zuzog, hielt Chrysostomus den öffentlichen Unterricht in der Religion vor die Hauptpflicht seines Amtes. Er scheint auch durch den unermüdeten Fleiß, mit welchem er denselben besorgte, und durch die vorzüglich große Geschicklichkeit, die er, um seinen Zuhörern nützlich zu werden, mit dem liebreichsten und redlichsten Eifer sehen ließ, den Weg zu ihrem Herzen am sichersten gefunden zu haben. Zwar sprach er immer mit einer gewissen Beredsamkeit, welche ihm Beyfall versprach; er bediente sich mancherley Erfindungen und künstlicher Mittel, damit er entweder Aufmerksamkeit erregte; oder verständlich würde; oder, worauf alles bey ihm abzielete, die Beßerung beförderte. Doch konnten ihn Stellen, wie die folgende, nicht in den Verdacht bringen, als wenn er Empfindungen, die er nicht fühlte, bloß vor seiner Gemeine zur Schau trüge. „Wenn man mich nicht, sagte er einst, (Homil. XLIV. „in Acta Apostol. p. 335. T. IX. Opp. ed. Montef.) „einer überflüßigen Ehrbegierde beschuldigen wollte: „so würdet ihr mich täglich Ströhme von Thränen vergießen sehen. Aber mein kleines Haus und meine „Einsamkeit kennen dieselben. Glaubt es mir nur!

J. n. C. G. 363 bis 430.

„ich habe beynahe die Hoffnung an meiner Seeligkeit „aufgegeben; und indem ich euren Zustand beklage, „höre ich nicht auf, über den meinigen zu trauern. „So sehr seyd ihr mir alles! Merke ich, daß ihr in „der Tugend wachset: so fühle ich vor Vergnügen meine eigenen Uebel nicht; sehe ich aber, daß ihr nicht „zunehmt: so denke ich wiederum vor Betrübniß gar „nicht an das Meinige! Ob ich für euch Rechenschaft „ablege oder nicht? das nützt mir nicht. Möchtet ihr „nur seelig werden, und ich Rechenschaft geben müssen, und angeklagt werden, daß ich meine Pflicht „nicht erfüllt habe! Denn ich sorge nicht sowohl dafür, daß ihr durch meine Bemühung seelig werdet, „als daß solches geschehe, durch wen es wolle!“ Solcher Stellen voll Treuherzigkeit und ehrlicher Ausschüttung des Herzens, giebt es eine Menge in den Homilieen des Chrysostomus. Er bittet zum Beispiel in einer andern, seine Zuhörer nachdrücklich, nicht allein ihm mit ihrem Gebete beyzustehen, weil er deßelben sehr bedürfe; sondern, wie sich unter einander selbst, also auch ihn zu erinnern, wenn sie Ursache zu haben glaubten, sich über ihn zu beschweren. Er werde sich entweder entschuldigen; oder, wenn er Unrecht hätte, um Verzeihung bitten; übrigens aber sich hüten, daß er nicht wieder in ähnliche Fehler verfiele. Er zeigt den Nutzen eines solchen Betragens, und wie leicht er, dem so viel anvertrauet sey, aus Unwissenheit sündigen könne. Endlich sezt er hinzu, er habe alles mit ihnen gemein in Absicht auf das Christenthum; was er vor ihnen voraus besitze, wären nur größere Sorgen und Arbeiten, ein angenehmer Schmerz, den er für sie empfinde. (Homil. IV. in II. Epist. ad Thessal. p. 535 sq. Opp. T. XI. ed. Mont.) Dagegen hielt er sich auch versichert, daß seine Zuhörer, wenn er sich in der äussersten Gefahr befände, ihm, wo möglich, ein abge-

schnittenes

schnittenes Stück von ihrem Fleische geben würden. (Homil. VIII. in Acta Apostol. p. 67. Tom. IX. Opp. ed. Mont.)

J. n. C. G. 363 bis 439.

Daß Chrysostomus die Erklärung der heiligen Schrift als das wichtigste und nothwendigste angesehen habe, was man von ihm, als öffentlichen Lehrer erwarten könne, ist mit seinen eigenen Worten bereits oben (S. 433) angemerkt worden. Würklich hat auch keiner unter allen Lehrern der alten Kirche, von denen wir Schriften oder Predigten übrig haben, die Bibel auf eine so fruchtbare Art, begreiflich und brauchbar für jedermann, zugleich so beredt und einnehmend, zu erläutern gewußt, als er. Die nachfolgende Griechische Kirche hat ihn daher immer als ihren Hauptausleger für das Neue Testament betrachtet. Unstreitig hatte er sich nach dem exegetischen Muster des Origenes gebildet; aber er nüzte sein Gutes, und hütete sich vor seinen Fehlern so wohl, daß man ihm niemals, wie andern Verehrern deßelben, Vorwürfe darüber gemacht hat. Er liebt den Wortverstand, und geräth selten auf Allegorieen, oder andere Spitzfindigkeiten. Da er einmal auf die Frage: warum Matthäus das Geschlechtsregister des Josephus erzähle, der doch nichts zur Geburt Christi beygetragen habe? die etwas mystische und versteckte Antwort, wie er sie selbst nennt, giebt: es habe den Juden nicht sogleich bekannt werden sollen, daß Maria, als sie Christum gebahr, eine Jungfrau geblieben sey, weil ihnen solches Gelegenheit zur Lästerung und Verfolgung derselben gegeben haben würde: so sagt er gleich darauf, seine Zuhörer möchten über diese sonderbare Vorstellung nicht unruhig werden; sie schreibe sich von unsern Vätern, bewundernswürdigen und berühmten Männern, her. (Homil. III. in Matthaeum, p. 32 sq.

J. n. C. G. 363 bis 430.

32 sq. T. VII. Opp. Mont.) Ein guter Kenner der Eigenschaften, welche die biblische Auslegung in gottesdienstlichen Versammlungen haben muß, der Patriarch Photius, hat ihn hierüber richtig beurtheilt. „Wenn einiges von ihm gesagte, schreibt er, (Biblioth. Cod. CLXXIV. p. 388. ed. Schotti,) einer mehrern Erklärung oder tiefern Untersuchung bedürftig war, und er solches nicht fleißig genug erörtert hat: so muß man sich darüber nicht verwundern. Denn was nur die Fähigkeit seiner Zuhörer verstattete, und zu ihrem Heil und Nutzen diente, das hat er keinesweges vorbeygelassen. Daher kann ich diesen hochseeligen Mann nicht genug bewundern, weil er stets in allen seinen Reden, den Nutzen der Zuhörer sich zum Ziel gesetzt; das Uebrige aber entweder gar nicht geachtet, oder nur wenig berührt hat. Er machte sich aber, um des Nutzens der Zuhörer Willen, ganz und gar nichts daraus, daß einige glauben mochten, er habe manche Deutungen nicht gewußt; oder habe es nicht versuchen wollen, in tiefere Gegenden einzudringen, und dergleichen mehr." Wie unverrückt Chrysostomus jenen angegebenen Hauptendzweck seiner Lehren vor den Augen gehabt habe, erkennt man auch daraus, weil seine Predigten so sehr moralisch sind. Selbst alsdann, wenn er keinen Theil der Sittenlehre abhandelte; vergaß er doch nicht, wenigstens am Ende aus derselben etwas aufzulesen: und Stellen der Schrift, welche nur die gemeinsten und geringfügigsten Dinge zu enthalten schienen, wurden unter seinen Händen für das Leben der Christen sehr ergiebig. Die Gestalt von Predigten, in welche er seine biblischen Erklärungen einschloß, gab ihm allerdings viele Freyheit, wortreicher und weitläuftiger zu sprechen, mehr Blumen auf seinen Vortrag zu streuen, als wenn er eigentliche Auslegungsschriften abgefaßt hätte. Allein so stark auch die

die Versuchung bey einem Manne von seinen Gaben war, gänzlich in das Gebiet des Redners überzugehen; so unterlag er doch derselben nicht oft. Und wenn die erste eigentliche Bestimmung christlicher Predigten eine gemeinfaßliche und gemeinnüzliche Auslegung der heiligen Schrift heißen kann: so hat Chrysostomus eine Menge schöner Beyträge dazu hinterlassen.

Seine ungemein zahlreichen Predigten über die Bibel betreffen theils ganze Bücher derselben, theils einzelne Stellen und Geschichten. In Ansehung derjenigen, welche er über das Alte Testament gehalten hat, läßt sich zwar nicht behaupten, daß er viel mehr hebräische Sprachwißenschaft beseßen habe, als die allermeisten Kirchenlehrer jener Zeiten. Desto fleißiger aber hat er die griechischen Uebersezungen der Alexandriner, ingleichen des Aquila, Symmachus, und Theodotion, (worunter die beiden erstern beym Uebersezen und Erklären so gute Dienste leisten, wenn sie ein verständiger Ausleger zu verbinden weiß,) gebraucht; die er auch bisweilen, und selbst den hebräischen Text, wie er sie mit griechischen Buchstaben in den Herapien des Origenes fand, in seinen Homilieen über die Psalmen anführt. Sieben und sechszig zu Antiochien gehaltene Predigten über das erste Buch Moses, (Tom. IV. Opp. ed. Mont. p. 1-643.) erschöpfen gewißermaaßen den Inhalt dieses Buchs, so weit es seine Absicht war. Das heißt, der Verfasser erklärt den Wortverstand der merkwürdigsten Stellen mit ziemlicher Ausführlichkeit; ist aber immer darauf bedacht, häufige Vorschriften und Warnungen für das Verhalten der Christen daraus zu ziehen. Ueber die guten und bösen Beyspiele, welche dieses Buch enthält, kommen manche lehrreiche Betrachtungen

vor.

J. n. C. G. 363 bis 430.

vor. In der Geschichte des Sündenfalls, die er ganz buchstäblich versteht, wirft er auch die Frage auf, warum die Schlange bestraft worden sey, da sich doch der Teufel derselben, nur als eines Werkzeugs, bedient habe? und antwortet darauf, auch dieses sey ein Werk der unaussprechlichen Menschenliebe Gottes. Denn Er habe dabey eben so gehandelt, wie ein mit Liebe gegen seinen Sohn erfüllter Vater, der, indem er den Mörder desselben bestraft, auch das Schwerdt, mit welchem derselbe getödtet worden ist, in viele Stücke zerbricht. So habe auch der gute Gott der Schlange, die gleichsam das Schwerdt der Bosheit des Teufels gewesen sey, eine beständige Strafe auferlegt, damit wir aus diesem sinnlichen Anblicke schließen mögen, zu welcher Schande und Strafe der Teufel selbst bestimmt worden sey. Photius (l. c. p. 385 sq.) sezt diese Homilieen in der Schreibart andern biblischen Erklärungen des Chrysostomus weit nach. Da er sie oft durch andere unterbrochen, und vieles darinne vermuthlich ohne besondere Vorbereitung sagen mußte: so sind daraus einige Mängel der Ausarbeitung, und lange verwickelte Perioden entstanden. Doch haben sie auch ihre angenehmen und fließenden Stellen, ingleichen Spuren von dem erfindsamen Geiste des Verfaßers. — Neun andere Predigten, die er noch früher als jene sieben und sechzig über einige Stellen der ersten Hauptstücke des ersten Buchs Mosis gehalten hat, (l. c. Opp. p. 645. sq.) kommen zwar mit denselben im Inhalte überein; sind aber weit rednerischer geschrieben, und heißen daher auch λόγοι, nicht ὁμιλίαι. Ueberdieß sind sie großentheils moralisch, und beantworten zuweilen Fragen, welche entweder erbauliche Gedanken veranlaßen, (wie diese, warum Gott bey der Schöpfung des Menschen gesagt habe: Laßet uns machen! bey der Schöpfung anderer Dinge

hin-

hingegen: Es werde!) oder Einwendungen wegräumen, (wie die folgende Frage: warum die Menschen die ihnen versprochene Herrschaft über die Thiere nicht haben?) So zeigt er in der vierten dieser Reden, daß es drey Arten von Knechtschaft gebe, welche die Sünde eingeführt habe; die Unterwürfigkeit des Weibes gegen ihren Mann; eines Menschen gegen den andern, und der Unterthanen gegen ihre Fürsten. In eben dieser Rede sieht man ein Beyspiel, wie Chrysostomus plötzlich entstehende Veranlassungen aus dem Stegreife genützt habe. Während daß er sprach, zündete man, weil es dunkel wurde, Lichter in der Kirche an: und sogleich wandten sich seine Zuhörer an den Ort hin, wo solches geschah. Er verweiset ihnen diese Gleichgültigkeit gegen das Licht, welches er ihnen aus der heiligen Schrift anzünde, und vergleicht damit die rühmliche Aufmerksamkeit der Zuhörer des Apostels Paulus, (Ap. Gesch. C. XX.) die auch an einem Abende, selbst durch einen außerordentlichen Zufall nicht gestört wurde.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Das größte unter allen exegetischen Werken des Chrysostomus würden seine Predigten über die Psalmen ausmachen, wenn sie sich vollständig erhalten hätten. Denn daß er sie alle öffentlich erklärt habe, hat Montfaucon (Praefat. in Tom. V. Opp. Chrysost. §. VI.) theils aus einer vorher ungedruckten Stelle des Photius wahrscheinlich gemacht, theils daraus noch deutlicher bewiesen, weil zwischen den Reihen erklärter Psalmen, die noch vorhanden sind, so viele andere fehlen, daß man von seiner Wahl gar keine Ursachen angeben kann. Sie gehen vom vierten Psalm bis zum zwölften; vom drey und vierzigsten bis zum neun und vierzigsten; und wiederum vom hundert und achten bis zum Ende der Psalmen. Daß

es

J. n. C. G. 363 bis 430.

es Homilieen, nicht Auslegungsschriften sind, hat Montfaucon eben daselbst (l. c. §. II.) gegen Tillemonts Zweifel sehr wohl dargethan: und daß sie in den Aufenthalt des Chrysostomus zu Antiochien gehören, wird dadurch glaublich, weil Photius seine zierlichsten Schriften, (und darunter rechnet er vorzüglich diese Homilieen,) in die gedachte Stadt setzt; anderer Merkmale nicht zu gedenken. Sie sind immer zu seinen vortrefflichsten Arbeiten dieser Gattung gezählt worden. Würklich empfelen sie sich durch die bündige und doch helle Kürze, in welcher der Verfasser den Verstand der Psalmen angiebt; durch den großen Reichthum moralischer Ausführungen und Beyspiele; und, wenn man will, noch außerdem durch die Kunst, eine Materie oder Stelle so geschickt zu wenden, daß sich an derselben Seiten zeigen, an welche man gar nicht dachte. Sie haben aber auch ihre Schwächen. Darunter ist besonders die Gewohnheit des Verfassers, die Psalmen ohne feste Grundsätze von Christo zu erklären. Bald behauptet er, daß ganze Psalmen von demselben handeln, wie der hundert und zehnte; bald aber findet er in andern die, nach seinem Geständniße, bloß menschliche Geschichten betreffen, kleine Stellen eingestreuet, welche Weißagungen von dem Erlöser enthalten sollen. So glaubt er, daß der hundert und neunte Psalm, (oder, wie die Griechen zählten, der hundert und achte,) zwar Davids Begebenheiten angehe; daß hingegen eine prophetische Stelle von dem Verräther Judas in denselben vorgerückt worden sey, auf die sich Petrus (Ap. Gesch. C. I. v. 20.) berufen habe. (Expos. in Ps. CVIII. p. 244. 246. Tom. V. Opp. Montef.)

Eben diese schwankende Auslegungsart in Absicht auf die Weißagungen des Alten Bundes, trifft man

man auch, wo nicht durchgehends, doch öfters in seinen Homilieen und andern Schriften über die eigentlich sogenannten Propheten an. Man hat von ihm eine Erklärung der acht ersten Hauptstücke des Jesaias, von denen es sich nicht bestimmen läßt, ob sie würkliche Predigten gewesen sind; sechs Homilieen über die Stelle des erstgenannten Propheten: Ich sah den Herrn sitzen auf einem hohen Stuhl; und außer andern, insonderheit zwo merkwürdige Homilieen über die Dunkelheit der Propheten; alle im sechsten Bande seiner Werke, nach Montfaucons Sammlung. In den zulezt gedachten beyden Predigten sucht er die Ursachen auf, warum die Propheten dunkel geschrieben haben? Eine derselben ist nach seiner Meinung diese, weil die Propheten sonst von den Juden umgebracht, und ihre Bücher vertilgt worden seyn würden, wenn sie diesen ihre unglücklichen Schicksale deutlich vorher verkündigt hätten. Die zweyte sezt er darinne, weil man das Alte Testament jezt nur in der griechischen Uebersezung, nicht in der Ursprache, lese. Er macht dabey, unter andern Anmerkungen über die Sprachen, auch diese, so lange Gott nur mit Einem Volke geredet habe, sey auch nur die hebräische Sprache gebraucht worden, weil keine andere Nation darauf gemerkt haben würde; als aber die Zukunft Christi sich genähert habe, der die ganze Welt zu sich rufen sollte, sey die griechische Uebersezung zum Gebrauche vieler Nationen, unter dem Ptolemäus verfertigt worden. Es ist jedoch leicht einzusehen, wie unzulänglich die vom Chrysostomus angegebene Ursachen sind. Beßer und genauer ist dasjenige, was er über den Jesaias, C. II. v. 2. (p. 20. sqq. T. VI. Opp.) von den Kennzeichen sagt, nach welchen man die historischen Stellen der Propheten von den auf Christum gerichteteten sicher unterscheiden könne: und ein großer Kenner

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

solcher Untersuchungen, (*Ernesti* in Narratione crit. de interpret. Prophetiar. Messian. in Eccl. Christ. p. 513. in Opusc. Theolog.) urtheilt davon, daß hier Beispiel und Regel beysammen seyen. Nur Schade, daß Chrysostomus sich in der Anwendung, wie man schon oben (S. 403) gesehen hat, nicht immer gleich geblieben ist. Selbst die Beweise, welche er führt, daß die bekannte Stelle vom Immanuel im eigentlichen Verstande nicht anders als von Christo erklärt werden könne, beruhen zum Theil auf seichtem Grunde.

Noch glücklicher, als in der Auslegung des Alten Testaments, war Chrysostomus durch seine griechische Sprachkenntniß, nähere Bekanntschaft mit den Sachen, Sitten und Lehren selbst, treffende Beobachtungen, auch durch eine gewiße Empfindung der Größe und Vortrefflichkeit des Christenthums, in seinen Homilieen über das Neue. Sie gehen, so weit wir sie wenigstens haben, über die beyden Evangelischen Geschichten des Matthäus und Johannes, über die Apostelgeschichte, und über die sämmtlichen Briefe Pauli. Die Homilieen über den Matthäus, welche den siebenten Band seiner Schriften nach Montfaucons Ausgabe füllen, bestehen zwar überhaupt aus Erörterungen des Wortverstandes, und aus sittlichen Lehren oder Ermahnungen, welche stets den zweyten Theil derselben ausmachen; haben aber überdieß viel Eigenthümliches. Der Verfasser läßt seine Zuhörer auf eine Menge von Umständen, auf die Wahl und Stellung der Worte, auf die Ursachen der Handlungen, auf ihren Zusammenhang, den er wahrscheinlich ergänzt, und auf vieles andere merken, das, so klein es bisweilen zu seyn scheint, doch Personen und Begebenheiten in ein angenehmes Licht sezt,

und gleichsam einen Weg abgiebt, auf welchem man in die Zeiten selbst gelangt, deren Geschichte erzählt wird. Seinem scharfsichtigen Forschungsgeiste ist nichts zu gering, was dazu dienen kann, richtige Begriffe und sanfte Bewegungen des Herzens zu befördern. Vornemlich hat er alle Reden Jesu mit einer Sorgfalt aufgeklärt, welche auch gemeinen Augen ihre Absicht, ihren Sinn und Werth begreiflich zu machen im Stande ist. Er hat zwar in allem diesem auch hin und wieder Fehltritte begangen; aber doch im Ganzen ein nachahmungswerthes Vorbild von würdiger Behandlung der Evangelischen Geschichte gegeben. Einwürfe gegen die Verfaßer derselben beantwortet er ebenfals, und zeigt, zum Beispiel, daß die Evangelisten, selbst durch ihre Abweichungen von einander, ein Denckmal ihrer Aufrichtigkeit hinterlaßen haben. Seine Sittenlehre ist meistentheils sehr wohlgerathen: auch sonst trägt er manche merkwürdige Lehrsätze und Meinungen vor. Er vermuthet fast, (Homil. XX. p. 267. sq. T. VII. Opp.) daß das Ende der Welt noch unter dem damaligen Menschengeschlechte erfolgen dürfte; die meisten Zeichen, sagt er, welche es ankündigen, sind bereits vorgefallen; siehst du sie aber nicht, so ist selbst dieses, wie zu den Zeiten des Noah, ein Zeichen davon. Ueber das Gleichniß vom Weitzen und Unkraut, (Homil. XLVI. p. 482.) lehrt er, daß man die Ketzer zwar auf mancherley Art einschränken, aber nicht umbringen dürfe. In einer andern Stelle (Homil. XXXVI. p. 411. 412.) widerlegt er nicht nur das Vorgeben, daß Christus in der Hölle geprediget habe; sondern versichert auch, diejenigen, welche Christum vor seiner Zukunft ins Fleisch nicht gekannt, aber doch die Abgötterey verlaßen, Einen Gott verehret, und ein tugendhaftes Leben geführet hätten, würden gleichwohl

J. n. C. G. 363. bis 430.

 nach

J. n. C. G. 363 bis 430.

nach Pauli Ausspruche (Röm. C. II, v. 10.) Belohnungen dereinst erhalten.

In seinen Homilieen über die Evangelische Geschichte Johannis, betritt er zwar öfters eben dieselbe Bahn, wie beym Matthäus; folgt aber doch eigentlich einem andern herrschenden Entwurfe. Da diese Geschichte hauptsächlich zur Bestätigung der Lehre von der Gottheit Christi aufgesezt worden ist, und die Arianer, deren es zu Antiochien so viele gab, besonders aber unter ihnen die Anomöer, eben weil man sie aus den so deutlichen Stellen des Buchs am häufigsten bestritt, die Waffen gleichsam umkehrten, das heißt, aus den gedachten Stellen das Gegentheil wider die Katholischen zu beweisen suchten, (wie zum Beispiel aus den Worten: Im Anfange war das Wort, daß hier kein anderer Anfang verstanden werden könne, als in jener Stelle; Im Anfange schuff Gott Himmel und Erde:) so unterrichtet Chrysostomus seine Zuhörer, wie sie die Beweise für die Gottheit Christi in diesem Buche geschickt brauchen, und allen Verdrehungen jener Gegner ausweichen müßten. Man kann nicht leugnen, daß er neben vielen gründlichen Erörterungen auch manchmal zu spitzfindig werde; wie wenn er auf das Wort War in der angeführten Stelle, die Ewigkeit des Sohnes Gottes gründet; und dergleichen mehr. Das Moralische in diesen Homilieen, das nicht selten ist, erweitert ihre Nuzbarkeit. Ueberhaupt sind sie beynahe durchgängig weit kürzer, als die über den Matthäus: und aus ihrer besondern Bestimmung sowohl, als aus der ungewöhnlichen Zeit des anbrechenden Tages, da sie gehalten wurden, vermuthet Montfaucon, (Praef. in T. VIII. Opp. Chryſ. §. II.) daß nur lernbegierigere und fähigere Zuhörer denselben beygewohnt haben. Der

Ab-

Abschnitt von der Ehebrecherinn im achten Hauptstücke Johannis fehlt darinne: ein wahrscheinliches Anzeichen, daß sie Chrysostomus in den Handschriften seiner Gegend nicht gelesen habe.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Von dieser und fast allen andern Arbeiten des Chrysostomus über die Bibel, unterscheiden sich seine Predigten über die Apostelgeschichte durch eine großentheils schlechte, holperichte, abgebrochene und verworrene Schreibart, auch eine magere und gezwungene Auslegung. **Erasmus** konnte sich daher nicht überwinden, sie ihm beyzulegen. Allein nicht zu gedenken, daß die Zeugniße der Alten hier keinen Zweifel übrig lassen, giebt es auch Stellen sittlichen Inhalts genug darinne, die des Chrysostomus an Gedanken und Ausdrucke würdig sind. Ob die Vernachläßigung des übrigen Theils derselben davon herrühre, weil sie der Verfaßer unter sehr vielen Geschäften, und den gewaltigen Unruhen der Jahre 400 und 401 zu Constantinopel gehalten habe, ist eine nicht ganz verwerfliche Muthmaaßung **Montfaucons.** (Praefat. in Tom. IX. Opp. Chryſ. p. V.) Mit Rechte sezt er hinzu, daß die Abschreiber diese ohnedieß wenig ausgearbeiteten Predigten durch ihre Uebereilungen noch mehr verunstaltet haben, und daß die zweyte Erklärung, welche Chrysostomus fast einem jeden Verse dieses Buchs beyfügt, darum als eine Wiederholung der erstern ohne weitere Vorbereitung angehängt worden seyn mag, weil er die Apostelgeschichte, die seinen meisten Zuhörern unbekannt war, desto mehr empfelen wollte. Sein Geständniß, (Homil. III. p. 29.) daß nicht viele Bischöfe seelig werden, so große Gaben würden zu ihrem Amte erfordert, verdient hier eine Stelle.

 Aber

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber den höchsten Rang unter seinen biblischen Auslegungen nehmen seine Predigten über die Briefe Pauli ein; die auch nachher von allen Exegeten der griechischen Kirche in der Erklärungsmethode und in den eingestreuten theologischen Lehrsäzen nachgeahmt, oder in Auszüge gebracht worden sind. Wie vorzüglich Chrysostomus diesen Apostel unter allen christlichen Lehrern bewundert habe, hat man bereits oben (S. 443.) gesehen. Es sind aber auch die Spuren davon in seinen meisten Schriften verbreitet, wo er so oft, selbst unerwartet, sich in das Lob Pauli verliert. Desto fleißiger hatte er sich mit den Briefen und mit der ganzen Denkungsart desselben bekannt gemacht: und wenn er diese leztere nicht immer getroffen hat, so sind selbst die deswegen angestellten Versuche merkwürdig. Der Vorzug, welcher dem Briefe an die römischen Christen vor den übrigen eigen ist, scheint nach dem allgemeinen Urtheil, auch in die Homilieen über denselben fortgepflanzt worden zu seyn. Wenigstens sagt der Schüler des Chrysostomus, Isidorus von Pelusium, (Libr. V. Ep. 32.) von denselben, wenn Paulus selbst in Attischer Mundart sich hätte auslegen sollen, so würde er es nicht beßer und zierlicher haben thun können. Eine Einleitung über die Zeitordnung, in welcher die Briefe dieses Apostels auf einander gefolgt sind, geht voran. Bey jedem Abschnitte, über welchen er predigt, erklärt er zuerst den Wortverstand sehr sorgfältig; sucht, wo es nöthig ist, den Lehrbegriff und die Schlußart des Apostels zu erläutern; begegnet Einwürfen der Irrlehrer, und vergißt niemals, mit der ihm gewöhnlichen Vorliebe für moralische Lehren, über diese hauptsächlich seine Beredsamkeit anzustrengen. Ohne sich durch die gewöhnlichen nicht unverdienten Lobsprüche blenden zu lassen, wird man finden, daß manche Stellen einer Entschuldigung bedürfen,

sen, und daß der sonderbaren Auslegungen und Meinungen genug vorkommen. Besonders glaubt der Verfasser bey dem neunten Hauptstücke dieses Briefs, (Homil. XVI. p. 611. T. IX. Opp.) daß Paulus darinne den Juden eine Schwierigkeit aus ihren heiligen Schriften vorlege, ohne sie zu beantworten, und welche sie selbst auch nicht beantworten konnten, (nemlich diese, warum Pharao wegen seiner Verhärtung bestraft worden sey, da doch noch mehrere verhärtet waren?) damit sie den Apostel desto weniger über seinen Lehrsaz, (von der Berufung der Heyden und ihrem Antheil an der göttlichen Gnade, welches er ihre Rechtfertigung nennt, und von der Verwerfung der Juden,) beunruhigen möchten. Und dieses, fährt er fort, habe Paulus mit Recht gethan, weil man, wenn man den Gegner in Verlegenheit sezen könne, nicht nöthig habe, ihm die Auflösung sogleich mitzutheilen. Doch sezt Chrysostomus diese selbst hinzu: Gott habe nemlich Kraft seiner Vorhersehung von dem Verhalten beyder Theile, den einen gewählt, und den andern verworfen. Hier und in andern Stellen, schreibt er dem Menschen eine nicht geringe Tüchtigkeit zum Guten zu; leitet aber außer seinem freyen Willen, die Hauptwürkung der Beßerung von Gott her. Eine andere auffallende Erklärung trägt er über die Worte vor: **Derselbe Geist bittet für uns mit unaussprechlichen Seufzern.** (Homil. XIV. p. 585. sq.) Diese Stelle, sagt er, ist dunkel, weil viele Wunder, die damals geschahen, nunmehr aufgehört haben. Zur Zeit des Apostels verlieh Gott denen, welche getauft wurden, mancherley Gaben, welche auch Geister heißen; wie zum Beispiel, die Gaben der Weißagung, der wunderthätigen Heilungskraft, und andere mehr. Darunter gehörte auch die Gabe oder der Geist des Gebets. Wer dieselbe besaß, betete für die ganze

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Menge. Weil wir nemlich aus Unwissenheit dessen, was uns nüzlich ist, um viel Unnüzes bitten; so bekam einer die gedachte Gabe, der um dasjenige, was der ganzen Gemeine nüzlich war, stehend, mit vieler Zerknirschung, und unter vielen Seufzern, betete. Diese Gabe also, und die Seele, welche sie empfangen hatte, nennt der Apostel den Geist: ein Sinnbild davon ist jezt der Diakonus, der für das Volk Gebete darbringt. Unter der **Kreatur, welche der Eitelkeit unterworfen ist,** versteht er, (l. c. p. 581. sq.) die ganze Welt, welche nach Art der Propheten, in eine Person verwandelt worden sey; sie sey wegen des Menschen verweslich geworden; leide wegen seiner Beßerung, und werde dereinst, mit seiner Verherrlichung, auch herrlicher werden. In den Worten: **Die Stunde ist da, um vom Schlafe aufzustehen,** findet er (Hom. XXIV. p. 694.) die Annäherung der Auferstehung und des jüngsten Gerichts.

Es ist nicht nöthig, auch die Predigten des Chrysostomus über die übrigen Briefe Pauli genauer zu beschreiben. Sie haben zum Theil nicht weniger schöne Stellen, wohl überdachte Erläuterungen der Lehrart des Apostels, über seine Gemüthsart und seinen Ausdruck, als die eben genannten; aber zugleich hin und wieder Gedanken, die sich mehr durch ihre Neuheit oder Freyheit auszeichnen; Anmerkungen über die Methode Pauli, welche in Vergrößerungen oder Spizfindigkeiten übergehen; ingleichen Bestreitungen der Kezer, wo ihren Einfällen andere entgegen gesezt werden, und nicht alle Bestimmtheit in gewißen Glaubenslehren, die immer streitiger wurden, herrscht. Eines der bekanntesten Beispiele von dieser leztern Art ist die Folgerung, die er aus den Worten Pauli: **Gott! dein Stuhl währet von Ewigkeit zu Ewigkeit,** zieht,

zieht, er habe darinne wider den Marcellus und andere Irrgläubige behauptet, daß in Christo die beyden Personen wesentlich (oder nach ihrem Selbstbestehen,) getrennt sind. (δύο πρόσωπα διῃρημένα κατὰ τὴν ὑπόστασιν. Homil. III. in Epist. ad Ebraeos, p. 26. T. XII. Opp. Montef.) Man kann, wie man auch gethan hat, dabey erinnern, daß Chrysostomus im Gebrauche dieser Kunstwörter weniger behutsam zu einer Zeit seyn durfte, da noch keine Nestorianischen Händel darüber entstanden waren; er würde aber füglicher auf dem Lehrstuhl sich ihrer ganz enthalten, und nur mit Vorstellungen der heiligen Schrift gesprochen haben. Seine Vermuthung über die Worte: **Wie geschrieben steht: das kein Auge gesehen hat, u. s. w.** daß dieses in einem von den heiligen Büchern der Juden gestanden haben möchte, deren viele verloren gegangen wären, und nur wenige, selbst in ihrer Gefangenschaft, sich erhalten hätten, (Homil. VII. in I. Epist. ad Corinth. p. 53. Tom. X. Opp. Montef.) ist zwar etwas gewagt; wird aber von einer andern begleitet, daß nemlich die gedachten Ausdrücke zwar nicht wörtlich, aber doch dem Verstande nach, in dem Alten Testament enthalten seyn könnten; wie denn die Stelle: **diejenigen, welchen nichts von ihm verkündigt worden ist, werden ihn sehen, u. s. w.** mit dieser gleichbedeutend sey. Mehr bemerkungswürdige Beispiele aus diesen Homilieen hat Richard Simon (Hist. critique des principaux Commentateurs du Nouveau Testament, C. XI. XII. p. 161-191. Rotterd. 1693. 4.) beygebracht, und dieselben zwar freymüthig, aber doch mit einer gewissen Ehrerbietung gegen ihren Verfaßer, beurtheilt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nach diesen allgemeinen Nachrichten von der Auslegungsart des Chrysostomus in seinen Predigten

J. n. C. G. 363 bis 430.

über ganze biblische Bücher, erfordern diejenigen, welche er über einzelne Stellen und Erzählungen der heiligen Schrift gehalten hat, kaum eine besondere Anzeige. Doch sind einige darunter, welche nicht ganz übergangen werden dürfen. Darunter kann man fünf Predigten über die Geschichte der Hanna, Samuels Mutter; (Tom. IV. Opp. Montef. p. 699. sq.) sieben über das Gleichniß vom Lazarus und reichen Manne, verbunden mit den Stellen: Wir wollen euch aber nicht verhalten, lieben Brüder, von denen, die da schlafen, ingleichen: Gehet ein durch die enge Pforte! (Tom. I. p. 707. sq.) zwo über die Verrätherey des Judas, und über das Abendmahl Jesu; (Tom. II. p. 376. sq.) eine über das Gleichniß von dem Knechte, der zehn tausend Talente schuldig war; (Tom. III. p. 1. sq.) vier über die Veränderung der Nahmen in der heiligen Schrift; (l. c. p. 98. sq.) und noch andere mehr rechnen.

Ein Auszug aus der heiligen Schrift, (Σύνοψις τῆς παλαιᾶς τε καὶ καινῆς), der unter dem Nahmen des Chrysostomus vorhanden ist, (Tom. VI. Opp. p. 314. sq. ed. Montef.) kann nirgends eine bequemere Stelle finden, als hier. Montfaucon hat es zuerst (l. c. p. 308. sq.) sehr wahrscheinlich gemacht, daß ihm diese Schrift zugehöre, weil Meinungen, Erklärungen und Lesearten in der Bibel, welche dem Chrysostomus eigen waren, auch darinne angetroffen werden. Den Anfang macht ein vorläufiger Begriff von der Verbindung des Alten und Neuen Bundes zu Einem Endzwecke, zur Beßerung der Menschen; von den Schriften, welche zu beyden gehören; von den Hauptveränderungen der Israelitischen Nation, und von den verschiedenen Gattungen der

Weißa-

Weißagungen, durch Werke und durch Worte. Zum Alten Bunde werden auch die Bücher der Weisheit, Sirachs, Tobias und Judith gezählt. Die Auszüge aus den Büchern Mosis und einigen Propheten, sind die weitläuftigsten; es wird zuweilen auch bemerkt, welche Stellen man gegen die Juden nüzen könne; aber die aus den Psalmen und fünf kleinen Propheten gemachten Auszüge fehlen gänzlich. Eben so ist auch der ganze Auszug aus dem Neuen Testamente verloren gegangen. Doch sieht man aus der Einleitung, daß der Verfasser unter den Büchern desselben den zweyten Brief Petri, den zweyten und dritten Brief Johannis, den Brief Judä, und die Offenbarung Johannis nicht gehabt habe. Vielleicht ist, wie Montfaucon muthmaaßt, der beträchtlichste Theil dieser Schrift darum verloren gegangen, weil die spätern Griechen nichts so fleißig als Homilieen der Kirchenväter abgeschrieben haben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Man wird zwar nunmehr eine oben (S. 449.) angeführte Stelle des Chrysostomus, nach welcher seine Zuhörer von ihm nur die Auslegung der heiligen Schrift, nicht die ihnen genugsam bekannte Sittenlehre, zu erwarten hätten, nicht leicht mißverstehen. Es ist aber gleichwohl dienlich, hinzuzusetzen, daß er, so sehr er auch seine Predigten über die Bibel mit moralischen Vorschriften anfüllt, dennoch diesen noch überdieß viele eigene Predigten gewidmet hat. Sie handeln von der Nuzbarkeit des Lesens der heiligen Schrift, von der vollkommenen Liebe, vom Almosen, vom Troste wider den Todt; zeigen, daß niemand an sich selbst verzweifeln dürfe; daß man die Sünden der Brüder nicht bekannt machen müße; und schärfen andere ähnliche Lehren ein. Ein Theil derselben steht im dritten Bande von Montfaucons

J. n. C. G. 363 bis 430.

faucons Sammlung. Im zwölften aber (p. 432. sq.) ist eine lange Reihe von Auszügen (Εκλογαὶ) eingerückt, die man nach den Zeiten des Chrysostomus, aus seinen sämmtlichen Homilieen, nach gewißen, größtentheils moralischen Materien, wie zum Beispiel, vom Gebete, vom Glück und Unglück, von Armuth und Reichthum, vom Geiz, von der Traurigkeit, von der Achtung, die man gottesdienstlichen Versammlungen schuldig ist, und dergleichen mehr, verfertigt hat. Zwar kann man sehr natürlich auf den Argwohn gerathen, daß die Sittenlehre des Chrysostomus zu viel von der Mönchsfrömmigkeit an sich haben, und die unverfälschten christlichen Grundsätze zu sehr verleugnen, nicht auf helle Begriffe, sondern auf angefeuerte Einbildungskraft, auf eine übermenschliche Vollkommenheit, unaufhörliche Büßungen, und beynahe frommen Menschenhaß gebauet seyn möchte. Es war auch unmöglich, daß er ganz und gar von diesen Flecken frey hätte bleiben sollen, da er in seinen frühern Jahren bereits das Einsiedlerleben mit so vieler Strenge nachgeahmt hat, und noch in seinen Aemtern gegen sich am wenigsten schonend gewesen ist. In der That hat man auch schon an den Schriften, welche er zur Empfelung des Mönchswesens, der Jungfrauschaft und des Wittwenstandes aufgesezt hat, die Bestätigung davon gesehen; und es lassen sich noch einige andere übertriebene moralische Lehrsäze aus seinen Büchern sammeln. Aber glücklicher Weise hat das Gebäude seiner Sittenlehre dadurch nicht so viel im Ganzen gelitten, als bey manchen andern Lehrern seiner Zeit. Vielleicht ist die Ursache darinne zu suchen, weil er ein so guter und praktischer Ausleger der heiligen Schrift war; weil er in derselben das thätige Christenthum weit richtiger kennen lernte, als aus den Grillen der Asceten. Er legt

daher

daher manchen hochgerühmten Uebungen derselben, wie dem anhaltenden Fasten, an sich einen nur geringen Werth bey. Er lehrt fast immer die gemeinnüzliche christliche Tugend in den gesellschaftlichen Verbindungen der Menschen, ohne zu vergeßen, daß ihr Hauptsiz in einem gebeßerten Herzen seyn müße. Dabey spricht er als ein Mann, der den Menschen studiert hat; der mit den Bedürfnißen, Neigungen, Leidenschaften, Entschuldigungen und Erwartungen deßelben wohl bekannt ist; auch aus den kleinsten Beobachtungen über denselben seinen Vortheil zu ziehen, oder vielmehr ihm nüzlich zu werden weiß. Es ist ihm nicht genug, die Nothwendigkeit und Nuzbarkeit der Christenpflichten scharf zu beweisen, und beredt abzuschildern; er giebt auch mehrere Erleichterungen und Beförderungsmittel derselben an die Hand, um zu zeigen, wie man Schwierigkeiten, oft sich selbst überwinden könne, und daß man es in der Gottseeligkeit weit höher zu bringen im Stande sey, als die meisten glaubten. Kurz, Chrysostomus ist ohngeachtet der Fehler, die er auf diesem Felde begangen hat, unter allen Sittenlehrern der alten Kirche, welche diese Person im öffentlichen Religionsunterrichte mit Würde und Nutzen vorgestellt haben, derjenige, von dem man in dieser Rücksicht am meisten lernen kann. Diejenigen insonderheit, welche wider gehäuffte und fast unaufhörliche moralische Predigten, aus gut gemeinten Besorgnißen für die Rechtgläubigkeit, aber schwerlich nach einer genauen Kenntniß und gelaßenen Ueberlegung des Zustandes der meisten Christen, auch der einzig nüzlichen Verbindung von Glaubenslehre und Sittenlehre zu Einem großen Endzwecke, so sehr eingenommen sind, können durch die Betrachtung des glücklichen Eifers, mit welchem Chrysostomus die Moral so vorzüglich und unermüdet geprediget hat, jene Abneigung vielleicht am

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ersten vermindern; besonders, wenn sie sehen, daß dieser Mann, der in einem Zeitalter lebte, wo dogmatische und sogar polemische Predigten vor außerordentlich nothwendig gehalten wurden, die er auch selbst nicht ganz unterließ, dennoch zu jeder Zeit, und bey jeder Veranlaßung, der Moral, mit der Schrifterklärung vereinigt, den ersten Plaz eingeräumt habe. Wenn auch unter einer solchen Menge sittlicher Erörterungen oder Ermahnungen, die in seinen Predigten und andern Schriften verbreitet sind, keine an die treffliche Stelle von der allgemeinen dringenden Verbindlichkeit der Christen zum Lesen der heiligen Schrift, in seiner dritten Predigt über den Lazarus reichte; die im vorhergehenden Theil dieser Geschichte (S. 110-116.) eingerückt worden ist; so würde man doch wenigstens daraus schließen können, weßen er bey solchen Materien fähig war, und wie viel Edles, Starkes und Rührendes sich auch über die bekanntesten Pflichten sagen lasse, wodurch die reinsten Begriffe vom Glauben erst recht brauchbar werden.

Seine Art zu predigen, und der Grad von Beredsamkeit, zu welchem er sich dabey erhoben hat, sind überhaupt nicht weniger lehrreich. Es ist zwar bisher alles sorgfältig vermieden worden, wodurch das alte, noch ziemlich gewöhnliche Vorurtheil begünstigt werden könnte, als wenn Chrysostomus der vollkommenste unter allen Rednern gewesen sey, welche jemals den Lehrstuhl in einer christlichen Gemeine betreten haben. Vollständige Auszüge aus mehrern seiner Predigten haben, ohne daß besondere Anmerkungen nöthig gewesen wären, schon gezeigt, daß er sich nicht stets vor allen Fehlern in seinen Predigten gehütet habe. Es begegnet ihm zuweilen, daß er über der Begierde zu gefallen, weniger nüzlich wird; seine Bilder und

Ver-

Vergleichungen, an denen er so reich ist, erkünstelt, mit rednerischem Ueberfluße und ohne Noth ausmahlt; in Deklamationen verfällt, die nichts mehr als Gepränge und ein halbleerer Schall sind; auf allerley Ausschweifungen verwandten Inhalts geräth; und was man sonst von kleinern oder größern Flecken bey ihm ausfindig machen könnte. Allein man muß ihm auch auf der andern Seite Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die alte Kirche hat keinen Lehrer aufzuweisen, der mit ihm in der weisen Geschicklichkeit des öffentlichen Religionsvortrages nur verglichen werden könnte: und viele Neuere, die ihn darinne zu übertreffen glaubten, sind weit hinter ihm stehen geblieben. Sonderbar genug ist es freylich, und beynahe unbegreiflich, daß seit so vielen Jahrhunderten über das Christenthum gepredigt wird, und noch so gewaltig gestritten wird, wie man darüber predigen müße; daß in keiner Gattung des Vortrags der Verirrungen alle Tage so viele und so grobe sind. Vielleicht ist aber auch keine Art von Lehrern mit den Menschen, welche sie unterrichten sollen, oft weniger bekannt, und dem Chrysostomus hierinne unähnlicher, als diese. Diejenigen kennen ihn sicher sehr schlecht, welche glauben, daß er alle Größe, Pracht und Schönheit der Beredsamkeit auf die Kanzel gebracht, und daselbst durch einen sinnreichen Witz, oder durch tiefsinnige und schulgerechte Untersuchungen geglänzt habe. Eben das ist einer seiner Vorzüge, daß er zugleich auf die angenehmste und feinste Weise beredt, und dennoch so deutlich und leicht sich auszudrücken gewußt, bey allem Erhabenen in Gedanken, Bildern, und Worten, sich zur gemeinen Fassung ohne Mühe herabgelassen hat. Er ist nichts weniger als zu karg in Worten: ein Abweg, dem man sich durch die Absicht, sehr bestimmt und bündig zu sprechen, bald nähern kann. Allein man findet ihn auch nicht zu wortreich,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

reich, und auf eine eckelhafte Weise wiederholend, indem er sich vielmehr, auch wenn er öfters auf einen Gegenstand zurückkömmt, nicht vor den Augen seiner Zuhörer in einerley Kreise herumdreht. Ob er gleich gern in einer Predigt vermischte, und doch einigermaaßen zusammenhängende Betrachtungen und Lehren anbringt; so hat er sich doch meistentheils ein kluges Gesez der Sparsamkeit vorgeschrieben: und die nicht vielen bekannte Kunst, wenig in einer Predigt zu sagen, gehörte, wie er selbst in einer derselben (Tom. I. Opp. p. 480. ed. Montef.) zu verstehen giebt, zu seiner Hauptanlage. Er verachtete jene würkliche Armuth des Geistes, die am liebsten sehr reichhaltige Materien wählt, um entweder mit der größten Bequemlichkeit allerhand darüber reden zu können; oder um sich gar das Ansehen zu geben, als wenn man sie gänzlich erschöpft habe. Vielmehr scheint er es wohl empfunden zu haben, daß keine von beyden Absichten, so sehr sie auch dem Lehrer schmeichelte, für den Zuhörer nüzlich heißen könne. Da er auf die Verfassung seiner Gemeine, herrschende Irrthümer, Ausschweifungen, Urtheile, Neigungen, häufig wiederkommende Reizungen zur Zerstreuung oder Gleichgültigkeit gegen das Christenthum, und andere Eigenthümlichkeiten derselben sehr aufmerksam war: so traf er auch gerade dasjenige, was für sie besonders wichtig und nothwendig war. Er hat viele kleine gefällige, aber erlaubte Kunstgriffe in seiner Gewalt, um den Zuhörern nicht nur verständlich, sondern auch einnehmend zu werden, sie gleichsam an seinen Vortrag zu heften. Daß er nicht selten über ihre kleine Anzahl, oder über die geringe Stärke seiner Ermahnungen klagt, beweiset die Erfahrungswahrheit aller Zeiten, daß diejenigen Redner, welche am eifrigsten bewundert werden, nicht immer den starken thätigen Einfluß auf Einsichten und

Sitten

Sitten haben, den man vor unfehlbar halten sollte, weil der große Hauffen alles für sie gethan zu haben glaubt, wenn er ihnen die höchste Bewunderung schenkt. Es würde übrigens eine unnöthige Bedenklichkeit seyn, zu zweifeln, ob auch die Predigten des Chrysostomus, bey aller Verschiedenheit zwischen seinen und unsern Zeiten, Sitten, Wißenschaften und Künsten, gleichwohl noch viel Musterhaftes enthalten könnten. Die wahre gute Methode, und der richtige Geschmack, sind in ihrer Art einzig und unveränderlich; was aber die Fehltritte eines großen Geistes betrifft: so sind sie weit merkwürdiger und belehrender, als die von mittelmäßigen Köpfen begangenen. Insbesondere lassen sich diejenigen, welche man Chrysostomus als Redner, oder Prediger, oder Schriftausleger vorwerfen kann, aus dem damaligen Zustande der Theologie, aus seiner Gemüthsart, und aus der großen Menge seiner geschwind auf einander folgenden Predigten, erklären.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Er suchte recht eigentlich die Ruhe, wenn gleich nicht zum Nachtheil einer sehr geschäftigen Amtsführung; allein er wurde gar bald zu Constantinopel in unangenehme Händel verwickelt, und die traurigen Folgen, welche sie für ihn hatten, endigten sich erst mit seinem Tode. Antoninus, Bischof zu Ephesus, gab dazu die erste Gelegenheit. Als dieser im Jahr 400 zu Constantinopel gegenwärtig war, überreichte Eusebius, Bischof zu Valentinopolis in Asien, dem Chrysostomus, und mehr als zwanzig mit ihm versammleten Bischöfen eine Klagschrift wider denselben, worinne er ihn beschuldigte, sich vieles von Kirchengütern zugeeignet, Bißthümer verkauft, und andere Ausschweifungen begangen zu haben. Vergebens bemühte sich Chrysostomus, eine

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aussöhnung zwischen den beyden Bischöfen zu stiften; oder den Kläger zu einer gelaßnern Ueberlegung seines Vorhabens zu bringen. Er mußte die Klagschrift vorlesen laßen; Antoninus leugnete alle darinne enthaltene Vorwürfe: und da die übrigen Bischöfe eine Untersuchung derselben in Asien selbst vor nothwendig hielten, entschloß sich Chrysostomus, in dieser Absicht dahin zu reisen. Doch Antoninus wußte ihn durch einen Herrn des Hofs unter dem Vorwande zurückzuhalten, daß die noch zerrüttete Hauptstadt seiner Gegenwart benöthigt sey; er zog sogar den Eusebius auf seiner Seite. Als daher Chrysostomus, im Einverständniß mit seiner Kirchenversammlung, an Statt seiner, drey Bischöfe nach Asien schickte, unter welchen auch Palladius, Bischof von Helenopolis, war, dem man alle diese Nachrichten zu danken hat, (Dial. de vita S. Ioh. Chrysost. p. 125. sq. ed. Bigot.) erschien Eusebius nicht einmal vor ihnen mit den Zeugen, welche er stellen sollte; Antoninus aber gieng kurz darauf mit Tode ab. Gleichwohl wurde Chrysostomus sowohl von der Geistlichkeit zu Ephesus, als von mehrern benachbarten Bischöfen, dringend gebeten, wegen der daselbst eingerißenen kirchlichen Unordnungen, so bald als es möglich seyn würde, hinzukommen. Er that dieses endlich auch im Jahr 401, ob er gleich kränklich war, und selbst im Winter. Zu Ephesus hielt er eine Versammlung von ohngefähr siebzig Asiatischen Bischöfen; fand, daß es daselbst zwo Partheien in Ansehung der Besezung des dortigen Bißthums gab, die er nicht vereinigen konnte, und weihte daher nach dem Gutbefinden der Synode, seinen Diakonus Heraklides zum Bischof dieser Stadt. Die Sache des Antoninus wurde ebenfals auf der Synode vorgenommen. Sechs Bischöfe, welche ihre Aemter von ihm erkauft

hatten,

hatten, wurden abgesezt, und bekamen auf ihre Bitte, nach der Verordnung der Synode, das dafür gegebene Geld zurück; behielten aber von ihrem geistlichen Stande nur das einzige Vorrecht übrig, daß sie mit den übrigen Geistlichen innerhalb des Altars das heilige Abendmahl genießen durften. An ihre Stelle wurden andere würdige Männer erkannt, und Sozomenus (H. Eccl. L. VIII. c. 6.) versichert, daß Chrysostomus in den angränzenden Gegenden noch mehr schlechte Bischöfe aus ihrem Amte gestoßen habe. Unter diesen war auch Gerontius, Bischof von Nicomedien, dem bereits Ambrosius, Bischof zu Mediolanum, die Stelle eines Diakonus genommen, und den Nectarius, der Vorgänger des Chrysostomus, umsonst abzusezen gesucht hatte. Gerontius war so beliebt zu Nicomedien, weil er die Arzneykunst, die er verstand, bey Armen und Reichen gleich willig und glücklich ausübte, daß die Einwohner, wie bey einem öffentlichen Unglücke, in ihrer Stadt, und selbst zu Constantinopel, Aufzüge anstellten, in denen sie Gebete absangen, daß ihnen Gott ihren Bischof wieder schenken möchte; und es mußte Gewalt angewandt werden, damit sein Nachfolger angenommen wurde. (Pallad. l. c. Socrat. L. VI. c. 15. Sozom. L. VIII. c. 6.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Chrysostomus, der solchergestalt für die Kirchenzucht in Asien viel gethan hatte, kehrte nach einer mehr als dreymonatlichen Abwesenheit, nach Constantinopel zurück; fand aber daselbst einiges verändert. Er hatte seine Gemeine, während daß er sich in Asien aufhielt, dem Severianus, Bischof von Gabala in Syrien, zur Aufsicht empfolen. Dieser Mann war wegen seiner Beredtsamkeit und Wissenschaft berühmt. Nach dem Sokrates (l. c. c. 11.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

und Sozomenus (l. c. c. 10.) bewog ihn der gute Fortgang, welchen Antiochus, Bischof von Ptolemais in Phoenicien, ein wegen gleicher Gaben geschäzter und mit dem Nahmen Chrysostomus beehrter Lehrer, durch seine Predigten zu Constantinopel gewonnen hatte, indem er dafür reichlich beschenkt worden war, sich eben dahin zu begeben. Obgleich Severianus keine so angenehme griechische Aussprache hatte, wie derselbe; so wurde er ihm doch in der Schrifterklärung und in der Schönheit der Gedanken vorgezogen. Man kann sich von seiner Geschicklichkeit einen Begriff aus sechs seiner Predigten über die Schöpfungsgeschichte machen, die unter andern vom Montfaucon, (Opp. Chrysost. Tom. VI. p. 436 sq.) nebst einer Predigt eben dieses Verfaßers von der ehernen Schlange, herausgegeben worden ist: und dieser Gelehrte hat noch andere Predigten des Severianus in seine Sammlung eingerücket. (Tom. III. p. 413. Tom. XII. p. 403. sq.) Sie zeigen freylich, daß er weit hinter dem Chrysostomus stehe; daß er zwar kein verächtlicher Ausleger sey, den Wortverstand sogar gegen die **allegorischen** Deutungen vertheidige, auch hin und wieder gründliche Betrachtungen einmische; aber doch weder in der Wahl der Sachen, noch im Vortrage der Sittenlehre, selbst nicht in der Schreibart, ausnehmende Vorzüge habe. Er läßt sich insonderheit zu viel in **physikalische** Erläuterungen ein; bisweilen sind es auch spielende Einfälle. Unterdeßen scheinen ihn die Neuern meistentheils zu verächtlich beurtheilt zu haben, weil er einer von den Gegnern des Chrysostomus gewesen ist. Genug, dieser Bischof erwarb sich im Predigen zu Constantinopel, selbst bey Hofe, einen großen Beyfall. Man giebt ihm jedoch Schuld, daß er, der sich anfänglich in die Freundschaft des Chrysostomus einschmeichelte, während

daß

daß dieser abwesend war, ihn aus der Gunst seiner Gemeine, durch allerley Künste zu verdrängen gesucht habe. Serapio, dieser Diakonus, der bereits oben (S. 453.) abgeschildert worden ist, meldete solches seinem Bischof: und hier wird es sehr wahrscheinlich, daß die Uneinigkeit zwischen den beyden Bischöfen hauptsächlich durch diesen Vertrauten des Chrysostomus angefeuert worden sey. Denn eben derselbe nahm sich einst nicht die Mühe aufzustehen, als Severianus vorbeygieng. Dieses Merkmal der Verachtung brachte den erstgenannten Bischof so sehr auf, daß er ohne alle Ueberlegung ausrief: „Wenn Serapio als ein Christ stirbt, so ist Christus nicht Mensch geworden.“ Aus dieser Uebereilung machte Serapio sogleich eine Ketzerey, indem er vorgab, auch dazu Zeugen von seiner Parthey anführte, der Bischof habe schlechtweg die Menschwerdung Christi geleugnet. Severianus vertheidigte sich zwar; allein Chrysostomus glaubte seinem Diakonus mehr, und der große Hauffen wurde vollends gegen den Bischof erhizt. Es kam so weit, daß dieser die Stadt verlassen mußte: entweder, weil ihn der Patriarch aus derselben vertrieb, wie Sokrates (H. Eccl. L. VI. c. 11.) ausdrücklich meldet; oder, wie manche zur Ehre des Chrysostomus aus einer seiner Predigten (Tom. III. p. 413.) schließen, durch einen Aufruhr des Volks genöthigt. Die Kaiserinn Eudoxia, welche dem Severianus sehr gewogen war, ließ ihn sogleich zurückkommen, und machte dem Chrysostomus darüber Vorwürfe; der aber, so sehr ihn auch viele baten, allen Umgang mit dem Bischof ablehnte. Endlich ersuchte ihn die Kaiserinn selbst auf eine außerordentliche Weise darum, indem sie ihren Prinzen Theodosius, der noch ein kleines Kind war, in der Kirche zu seinen Füßen hinlegte, und in deßen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Nahmen flehte; er ließ sich, nicht ohne Schwierigkeit, erweichen. Darauf hielt er eine Predigt, (l. c. p. 412.) worinne er auch die Gemeine ermahnte, den Severianus im Frieden wieder aufzunehmen; so wie dieser am folgenden Tage ebenfals predigte, und diese Aussöhnung bestätigte. Gleichwohl, sagt Sokrates, (l. c.) blieb ein verborgner Groll zwischen den beiden Bischöfen übrig. Man mag auch sagen, was man will, und etwan, wie Tillemont, der standhafte Heilige habe nur auf Gott in dem Menschen gesehen: so war diese Härte des Chrysostomus nicht würdig.

Desto beklagenswerther erscheint er in der Verfolgung, welche kurz darnach über ihn ergieng. Man erinnert sich aus dem Vorhergehenden, (S. 453. fg.) wie viele Feinde er sich gleich anfänglich zu Constantinopel, durch seinen Eifer für die Kirchenzucht, unter den Geistlichen, Mönchen und Wittwen, gemacht; wie sehr auch seine Lebensart dazu gedient habe, einen nachtheiligen Begriff von ihm zu verbreiten. Die häuffigen Absezungen, welche er in Asien vorgenommen hatte, und seine Zwistigkeit mit dem Severianus, konnten eben nicht die Anzahl seiner Freunde vermehren. Einigen Großen mißfiel die Freyheit, mit welcher er ihre Sitten tadelte. Aber auch die Kaiserinn, mit welcher er zuerst in so gutem Vernehmen stand, fieng an, ihn zu haßen, weil er sie eben so wenig schonte. Zosimus erzählt, (Hist. L. V. p. 324. ed. Oxon.) daß er gewohnt gewesen sey, ihre Aufführung in seinen Predigten durchzuziehen. Nach den christlichen Geschichtschreibern dieser Zeit, (Socrat. H. E. L. VI. c. 15. Sozom. L. VIII. c. 16.) gerieth Chrysostomus durch die Nachricht, welche man ihm brachte, daß Epiphanius zu seinem unbilligen Verfahren wider ihn, hauptsächlich von der Kaiserinn angestiftet worden sey,

so

so sehr in Hitze, daß er sogleich eine Predigt wider die Leidenschaften und Fehler des weiblichen Geschlechts überhaupt hielt. Seine Zuhörer deuteten dieselbe auf die Kaiserinn: und diese beschwerte sich nicht nur bey dem Kaiser, den sie völlig in ihrer Gewalt hatte, über eine solche Beschimpfung; sondern war auch seitdem bedacht, sich an ihm zu rächen. Es ist gewiß, daß Eudoxia eine sehr herrschsüchtige Fürstinn gewesen ist, der man auch eine unmäßige Geldbegierde und viele Ungerechtigkeiten Schuld gegeben hat. Aber zugleich war Chrysostomus das Beispiel eines Mannes, der bey der ungezweifeltesten Rechtschaffenheit, bey den edelsten Absichten, und selbst bey dem Bestreben, nach der allgemeinen Liebe, sich doch täglich mehrere Feindschaften zuzog, weil er sein Herz oft allein reden und handeln ließ, ohne ihm stets Bedachtsamkeit und Klugheit zur Wegweiserinn zu geben.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Es braucht nunmehr nicht wiederhohlt zu werden, mit welcher zudringlichen Heftigkeit und Ungerechtigkeit Chrysostomus, seit dem Jahr 401. durch den Epiphanius und Theophilus in die Origenianischen Streitigkeiten, an welchen er niemals Antheil genommen hatte, gezogen, verkezert, auf der Kirchenversammlung zur Eiche im Jahr 403. abgesezt, und ins Elend verwiesen worden sey, nachdem alles dieses in der Geschichte der eben genannten Streitigkeiten, (oben S. 240-261.) ausführlich erzählt worden ist. Hier sieht man jedoch erst deutlich, wodurch diesen seinen Gegnern ihr Vorhaben erleichtert worden sey, und daß es ihnen an Reizung oder Unterstüzung von Personen mancherley Standes, die wider ihn gleich gesinnt, zum Theil auch sehr mächtig waren, nicht gefehlt haben könne. Auch gehören hieher einige Erläuterungen dieser lezten Schicksale des

J. n. C. G. 363 bis 430.

Chrysostomus, die am gedachten Orte nicht schicklich genug angebracht worden wären.

Wenn man dem Palladius, (Dial. p. 48. sq.) der freylich ein eifriger Freund und Verehrer des Chrysostomus war, in allem was diesen betrifft, glauben darf: so verbanden sich, außer den beyden schon erwähnten Bischöfen, Antiochus und Severianus, auch Akacius, Bischof von Beröa in Syrien, und Isaacius, ein Abt aus eben diesem Lande, wider denselben. Die beyden erstern waren seine Nebenbuhler an Beredtsamkeit und Beifall; der Abt hatte sich schon lange ein Geschäfte daraus gemacht, Bischöfe zu lästern, und Akacius hielt sich von dem Patriarchen verachtet. Er hatte nemlich zu Constantinopel keine bequeme Wohnung bekommen, und scheuete sich daher nicht, vor einigen Geistlichen deßelben zu sagen: „Ich will ihm schon ein Gericht zubereiten!" Zuerst schrieben sie nach Antiochien, um etwas aus den jüngern Jahren des Chrysostomus zu erfahren, das ihm zur Schande gereichte. Da sie aber vergeblich nachgeforscht hatten, wandten sie sich an den Patriarchen Theophilus zu Alexandrien, der aus alter Abneigung gegen den Chrysostomus, und durch dasjenige, was mit den langen Brüdern vorgefallen war, erbittert, zur Beförderung ihrer Absichten das meiste beytragen konnte. Epiphanius, sein Freund, machte die ersten Versuche dieser Art zu Constantinopel; die jedoch mißlangen. Nach seiner Abreise im Jahr 403, bemühten sich nicht allein die Verbundenen, sondern auch die Kaiserinn, und andere über den Chrysostomus Mißvergnügte, den Theophilus zum Werkzeuge ihrer Rache in die Hauptstadt zu ziehen. Er war zwar selbst von Aegyptischen Mönchen am kaiserlichen Hofe verklagt, und zur Verantwortung gefordert

fordert worden; aber seine Parthey hatte sich nach und nach dergestalt verstärkt, daß er die gleich anfänglich entworfene Absezung des Chrysostomus, im Vertrauen auf den Beistand der Kaiserinn, durch die widerrechtlichsten Mittel zu Stande brachte.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Ob man gleich in der angeführten Stelle bereits gesehen hat, (oben S. 250. fg.) mit welchem Bewußtseyn der Unschuld, und mit welcher Mäßigung gegen seinen Hauptfeind, sich Chrysostomus in dieser Verfolgung betragen habe; wie ganz erdichtet insonderheit die Beschuldigung des Origenismus wider ihn gewesen sey; so ist doch eben hier der Ort, wo auch die übrigen Klagpunkte, welche zusammengerafft wurden, um ihn mit einigem Scheine des Rechts stürzen zu können, aus der schon bekannten Nachricht des Photius angeführt werden müßen. Die neun und zwanzig ersten, welche ein Diakonus zu Constantinopel übergab, warfen ihm vor, daß er eben diesen abgesezt, Kirchengüter verkauft, einen Mönch habe prügeln laßen, die Geistlichen mit Schimpfnahmen belegt, Kirchendiener als Diebe vorgefordert, einen groben Verbrecher zum Bischof, ja auf einmal vier Bischöfe geweiht, den Serapio, wider welchen ebenfals harte Beschuldigungen vorkamen, zum Aeltesten bestellt, andere Geistliche verfolgt, einen ansehnlichen Herrn an die aufrührischen Soldaten verrathen habe; weder beym Eingange in die Kirche, noch beym Ausgange bete; ganz allein mit Frauenspersonen umgehe; allein bade, allein und auf eine unmäßige Art eße; und dergleichen mehr. Als Chrysostomus sich geweigert hatte, vor den gesammten Bischöfen, die ihn wegen dieser Klagen verhören wollten, zu erscheinen, wenn nicht seine offenbaren Feinde unter ihnen abtreten würden: so untersuchten sie zwo derselben, nahmen aber bald noch mehrere an, die wider ihn angebracht wur-

J. n. C. G. 363 bis 430.

den. Durch diese ward er einer gewaltsamen Partheilichkeit für die Origenisten, eines Mangels an Gastfreyheit, weil er allein speisete, einer unerlaubten Nachsicht gegen oftmalige Sünder, einer aufrührischen Verhetzung des Volks gegen die Synode, sogar einer Gotteslästerung beschuldigt, weil er in der Kirche gesagt hätte, das Gebet Christi sey deswegen nicht erhört worden, weil er nicht recht gebetet habe. Auch sollte er sich hart und beschimpfend gegen Bischöfe und andere Geistliche betragen, sich in fremde Kirchensprengel eingedrungen, und darinne Bischöfe geweiht, sich in der Kirche gerühmt haben, er sey wahnwitzig; anderer unerheblicher Punkte nicht zu gedenken. — Daß nicht alle diese Vorwürfe erdichtet gewesen sind, fällt sogleich in die Augen. Aber selbst diejenigen, von welchen man einigen Grund in dem Leben des Chrysostomus findet, wurden zu bitter und feindseelig gedreht. Wenn er in dem Kirchensprengel des Bischofs von Ephesus eine kirchliche Gerichtsbarkeit ausgeübt hat: so geschah dieses in einem außerordentlichem Falle, auf Verlangen der dortigen Geistlichkeit, und mit Einwilligung einer daselbst zusammenberufenen Synode. Er sagt freylich im Anfange einer oben angeführten Predigt, daß er vor Freude über ein geistliches Siegsgepränge beynahe unsinnig sey; aber die sonderbare Gelegenheit und der Zusammenhang seiner Rede milderten diesen Ausdruck. Eben so leicht, zum Theil noch leichter, laßen sich andere dieser Anklagen zu seinem Vortheil wenden: und daraus allein wird es schon höchst wahrscheinlich, daß ihn seine Feinde ungerecht behandelt, vieles in seinem Verhalten übertrieben, unsichere Gerüchte aufgehascht, und besonders seine um anderer Urtheile unbekümmerte offene Art zu reden und zu handeln wider ihn genuzt haben mögen. Der schlimme Ruf, in welchem Theophilus stand, und die

Ränke

Ränke welche er mit seiner Parthey spielte; so wie das Zeugniß, welches für den Chrysostomus, sein öffentliches Leben, seine Gemeine, Geschichtschreiber und Nachwelt abgelegt haben, bestätigen diese Meinung noch mehr.

Chrysostomus betrug sich bey diesen Angriffen auf seine Ehre und sein Leben selbst, (denn er wurde dem Kaiser als ein Verbrecher wider die höchste Gewalt vorgestellt,) mit aller Würde und Standhaftigkeit. Allein nachdem er auf kaiserlichen Befehl aus der Stadt geführt, und gleich darauf wieder, wegen der ungestümen Forderung des Volks, auch weil der Hof durch ein Erdbeben erschröckt wurde, zurückberufen worden war, hütete er sich eben so wenig, als vorher geschehen seyn mag, durch gewiße Freyheiten, die er sich nahm, seinen Feinden Blößen wider sich zu geben. In einer von den Predigten, welche er alsbald nach seiner Zurückkunft an seine erfreuete Gemeine hielt, verglich er die Versuche des Theophilus, als eines Aegyptiers, gegen dieselbe, obgleich ohne ihn zu nennen, mit dem vergeblichen Bestreben des Aegyptischen Königs, die Keuschheit der Sara zu verlezen. Dieser Barbar, sagte er, habe gleichwohl sein Vergehen gegen den Abraham erkannt; allein der jezige Verfolger der Kirche bleibe bey seiner Wuth, nachdem er den Hirten verjagt, und die Heerde zerstreuet habe. Darauf erzählte er seinen Zuhörern, wie er schon durch das Meer von ihnen getrennt, doch immer mit ihnen beschäftigt gewesen sey; aber mitten in der Nacht einen Brief von der Kaiserinn empfangen habe, worinne die Worte enthalten waren: „Deine Heiligkeit mag ja nicht glauben, daß ich das Geschehene gewußt habe; ich bin unschuldig an deinem Blute. Schlimme und verdorbene Menschen haben diese Unternehmung ausgeführt,

J. n. C. G. 363 bis 430.

geführt. Gott aber, dem ich diene, ist Zeuge meiner Thränen." Er rühmte darauf ihren Eifer um seine Zurückberufung, und nicht weniger die liebevolle Ergebenheit seiner Gemeine gegen ihn. Ueberhaupt fehlt es dieser Rede nicht an rührenden Stellen; aber seiner Feinde hätte der Verfaßer mit mehr Sanftmuth, oder um den höchsten Sieg über sich davon zu tragen, gar nicht gedenken sollen. (Homil. post reditum ab exsilio, p. 427. sq. Tom. III. Opp. ed. Montef.)

Kaum waren jedoch zween Monathe nach der Rückkunft des Chrysostomus verfloßen, als seine Feinde gleichsam von neuem zu seinem Schaden aufwachten. Mit Rechte verlangte er zwar, daß auf einer neuen Kirchenversammlung das ungerechte Urtheil der vorhergehenden über ihn, aufgehoben werden möchte. Es erklärten ihn auch schon viele in der Hauptstadt anwesende Bischöfe vor unschuldig. Allein unglücklicher Weise wurde um diese Zeit eine silberne Bildsäule der Kaiserinn, auf einem erhabenen Fußgestelle, nicht weit von der Sophien-Kirche aufgerichtet; und das Volk belustigte sich dabey, wie es gewöhnlich war, durch allerhand Spiele und Tänze. Chrysostomus, der immer gegen die Schauspiele mit einem besondern Eifer geprediget hatte, weil sie die Sitten würklich zu vergiften schienen, und Kälte gegen den öffentlichen Gottesdienst bey vielen erzeugten, glaubte, daß diese lärmende Feyerlichkeit recht eigentlich zum Schimpfe der Kirche veranstaltet worden sey. Er beklagte sich also mit gewohnter Freymüthigkeit vor der Gemeine darüber. An Statt, schreibt Sokrates, (H. E. L. VI. c. 18.) daß er den Hof durch glimpfliche Vorstellungen dahin hätte bringen sollen, diese Lustbarkeiten einzustellen, bediente er sich vielmehr Schmähworte wider diejenigen, welche sie angeordnet hatten. Eudoxia

zog dieses vornemlich auf sich, und ließ eine Anzahl Bischöfe sich wider ihn versammlen. Als Chrysostomus davon Nachricht bekam, hielt er die berühmte Predigt, die sich mit den Worten anfieng: „Abermals „wütet die Herodias! abermals ist sie in der heftig„sten Bewegung! abermals tanzt sie! abermals „wünscht sie das Haupt Johannis auf einer Schüs„sel zu empfangen.“ Mit dieser Erzählung stimmt auch die beym Sozomenus (L. VIII. c. 20.) befindliche fast in allem überein. Tillemont sezt zwar (Mémoires, T. XI. p. 216. ed. de Paris,) der Anmerkung des Sokrates eine Nachricht des Theophanes (Chronogr. p. 68. Paris. 1655. fol.) entgegen, nach welcher Chrysostomus allerdings dem Befehlshaber der Stadt über diese Unanständigkeit Vorstellungen gethan habe; daß aber dieser, der ein noch mit heydnischen Grundsäzen angefüllter Manichäer gewesen sey, die Kaiserinn vielmehr wider den Chrysostomus, als einen Mann, dem Ehrenbezeugungen, welche ihr erwiesen würden, unausstehlich wären, mehr erbittert habe. Gesezt sogar, daß hier ein Schriftsteller vom Anfange des neunten Jahrhunderts mehr Glauben verdiente, als Sokrates, der so bald nach dieser Begebenheit geschrieben hat; so würde dieses doch keine hinlängliche Rechtfertigung seyn, um mit Tillemont behaupten zu können, „der Heilige habe bey dieser Angelegenheit mit aller Klugheit und Schonung gehandelt, die sich für einen Bischof schicke.“ Eben so partheyisch und noch gezwungener ist es, wenn dieser Schriftsteller hinzusezt, Chrysostomus und sein Schüler Palladius hätten stets so viele Ehrerbietung gegen die Kaiserinn bewiesen, daß man ihn vor unfähig halten müße, das Volk so beleidigend wider sie aufgebracht zu haben; es könne wohl seyn, daß er die angeführten Worte gebraucht habe, ohne an sie zu

J. n. C. G. 363 bis 430.

denken;

J. n. C. G. 363 bis 430.

denken; aber die Bosheit seiner Feinde hätte dieselben auf die Kaiserinn gedeutet, damit er ihr desto verhaßter würde. (p. 217.) So muß man dem gemeinschaftlichen Zeugniße christlicher und heydnischer Geschichtschreiber dieser Zeit widersprechen, oder es dreist verdrehen, wenn ein Mann, der als Heiliger verehrt wird, durchaus keinen Fehler begangen haben soll. Allein Theophanes sagt nicht einmal dasjenige völlig, was ihm beygelegt wird; er meldet nur, daß Chrysostomus, unwillig über die Störung des öffentlichen Gottesdienstes durch die in der Nähe von dem Befehlshaber angestellten Lustbarkeiten, heftig wider ihn geredet habe: und das könnte gar wohl in einer Predigt geschehen seyn. Es giebt auch noch eine Predigt mit dem berüchtigten Anfange von der Herodias, unter den übrigen Werken des Chrysostomus (Tom. VIII. inter spuria, p. 1. sq. ed. Mont.) Sie ist aber nur eine mittelmäßige Beschreibung böser und guter Weiber, die nicht von ihm, sondern, wie Montfaucon gezeigt hat, von einem Griechen gleich nach seiner Zeit, zur Nachahmung seiner wahren Predigt, aufgesezt worden seyn mag.

Eudoxia also ließ eine zahlreiche Versammlung von Bischöfen in der Hauptstadt zusammenkommen, um an der Absezung des Chrysostomus zu arbeiten. Welchen Vorwand seine Feinde auf derselben zur Erreichung ihrer Absicht gewählt haben, ist bereits oben (S. 256. fg.) gemeldet worden. Er hatte zwar mehr als vierzig Bischöfe auf seiner Seite, und vertheidigte sich muthig auf dieser Synode. Allein der Kaiser wurde bald dahin gebracht, daß er ihm befehlen ließ, sich aus der Kirche wegzubegeben. Nach dem Sokrates (L. VI. c. 18.) gehorchte Chrysostomus diesem Befehl; Palladius hingegen, sein Vertrauter berichtet,

richtet, (p. 81. sq.) daß er geantwortet habe, da ihm Gott die sogenannte heilige Sorge für seine Kirche übergeben habe, so könne er sie nicht verlaßen, wenn er nicht mit Gewalt aus derselben vertrieben würde. Diese wurde auch würklich angewandt; man erlaubte ihm bloß in seinem bischöflichen Hause zu bleiben. An eben demselben Tage, (es war der Sabbath; oder der Sonnabend vor Ostern im Jahr 404.) verübte die nunmehr siegende Gegenparthey des Patriarchen, in den vornehmsten Kirchen der Hauptstadt die schändlichsten Gewaltthätigkeiten, um alle Verbindung zwischen ihm, den Aeltesten, Kirchendienern, und der Gemeine überhaupt, zu zerreißen. Die Kirchen waren am Abend deßelben Tages mit Menschen angefüllt; es war insonderheit die feyerliche Zeit, da Tausende die Tauffe, und gleich darauf das heilige Abendmahl empfiengen. Auf Anstiften des Akacius, und anderer verbundenen Bischöfe, drangen Schaaren von Soldaten in die Kirchen, zerstreueten, schlugen und mißhandelten sonst die Anwesenden, besonders die Geistlichen, begiengen auch allerhand andern Muthwillen. Als sich eine Menge der Flüchtlinge in die Bäder des Constantius zog, wo sie die gottesdienstlichen Handlungen fortsezten, wurden sie auch daselbst von Soldaten überfallen, und litten vielfaches Ungemach. Diese Ausschweifungen, welche in einem großen Theil der Nacht vorfielen, giengen auch am Morgen des Osterfestes mit verstärkter Härte fort. Die Feinde des Chrysostomus wollten alle Einwohner von Constantinopel nöthigen, die kirchliche Gemeinschaft mit ihm aufzugeben, und sie mit ihnen öffentlich zu unterhalten. Daher wurden mehrere, die ihm ergeben blieben, ins Gefängniß geworfen, auch Leibesstrafen gebraucht, sie von ihm abwendig zu machen. Da aber seine standhaften Anhänger in verschiedenen Gegenden

J. n. C. G. 363 bis 430.

der

J. n. C. G. 363 bis 430.

der Stadt fortfuhren, ihre Versammlungen anzustellen, nannte man sie seitdem Johanniten. Er selbst wandte sich während dieser Zerrüttung seiner Gemeine, und gewißermaaßen eigenen Gefangenschaft, an die vornehmsten Italiänischen Bischöfe, um von der abendländischen Kirche einige Unterstüzung zu erlangen, die er sich in der morgenländischen nicht mehr versprechen durfte; aber wie vergeblich, obgleich der Kaiser Honorius sogar sich seiner Sache annahm, hat man auch bereits an einem andern Orte (oben S. 257-259.) gelesen. Sein Schicksal verschlimmerte sich nach und nach: es zeigten sich wahrscheinliche Merkmale, daß ihm Meuchelmörder nach dem Leben trachteten. Zwar wachten deswegen die hizigsten seiner Verehrer unter dem Volke bey Tage und bey Nacht um sein Haus herum. Allein desto eifriger stellten die Bischöfe, seine Verfolger, dem Kaiser vor, der Pöbel werde nicht eher ruhig werden, bis Chrysostomus aus der Stadt vertrieben worden sey; auch würden sonst die Kirchengeseze ihre Gültigkeit verlieren. Arcadius ließ ihm also befehlen, seine Gemeine und Wohnung gänzlich zu verlaßen. (Pallad. Dial. p. 76. sq. Socrat. L. VI. c. 18. Sozom. L. VIII. c. 20-22.)

Jezt entschloß sich Chrysostomus, nicht allein der Gewalt zu weichen; sondern auch zu verhüten, daß es nicht, wie man besorgte, zwischen den Soldaten, welche nöthigen Falls den kaiserlichen Befehl vollstrecken sollten, und dem ungestümen Hauffen, der ihn zu beschützen bereit war, seinetwegen zu blutigen Händeln käme. Er küßte zum Abschiede einige seiner Freunde unter den Bischöfen mit Thränen: denn bey allen konnte er es vor Schmerz nicht thun. Darauf sagte er in der Taufkapelle zu der Olympias, und zu zwo andern Diakonißen, er glaubte seinen Lauf bald vollendet

det zu haben, und sie würden ihn schwerlich wieder sehen; aber er bitte sie, der Kirche so wie bisher, ihre Dienste zu leisten, und demjenigen, der zwar ungern, aber mit allgemeiner Einwilligung, an seine Stelle zum Bischof würde geweiht werden, sich eben so, wie ihm, zu unterwerfen. Da sie weinend seine Füße umfaßten, ließ er sie durch einen Aeltesten wegbringen, damit das Volk nicht durch sie in Bewegung gesezt würde. Vor die eine Kirchthüre ließ er sein gewöhnliches Pferd führen; gieng aber zur andern hinaus, und überlieferte sich den Soldaten, unter deren Bedeckung er nach Nicäa in Bithynien reiste. (Pallad. l. c. p. 89. sq.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Seine Entfernung stellte gleichwohl die Ruhe zu Constantinopel nicht wieder her. Schon die Nachricht von seiner Wegführung stiftete großes Mißvergnügen, Getümmel und Unordnungen in der Hauptkirche. Als diese aber gleich darauf plözlich zu brennen anfieng, und mit derselben das benachbarte Rathhaus, ein nicht weniger prächtiges Gebäude, zu Grunde gieng: da stieg die Erbitterung beyder Partheyen gegen einander noch höher. Die Anhänger des Chrysostomus, welche zum Theil in der Kirche eingeschlossen worden waren, als man ihn wegbrachte, beschuldigten seine Feinde, das Feuer angelegt zu haben, um sie mit zu verbrennen. Diese hingegen behaupteten, die Freunde des abgesezten Patriarchen hätten die Kirche aus Wuth und Rache angezündet. Man muß gestehen, daß diese leztere Erzählung durch den Beytritt von zween so ansehnlichen Geschichtschreibern beyder Religionspartheyen, als Sokrates (L. VI. c. 18.) und Zosimus (Hist. L. V. c. 24. p. 451. sq. ed. Reitem.) sind, die wahrscheinlichste werde; zumal da das gemeine Volk, dem in seiner Rachbegierde nichts zu ehrwürdig und heilig ist, weil es selbst sehr wenig

J. n. C. G. 363 bis 430.

zu verlieren hat, mit so vieler Hitze auf der Seite des Chrysostomus beharrte. Genug, dieses Unglück zog den sogenannten Johanniten eine noch heftigere Verfolgung zu. Viele derselben wurden gefangen gesezt, und gemartert, damit sie bekennen möchten, die Feuersbrunst gestiftet zu haben; aber keiner von ihnen gestand etwas dergleichen, und man konnte es auch nicht erwarten, da gerade die verständigsten von seiner Parthey, Geistliche beyderley Geschlechts insonderheit, ja er selbst, als Theilnehmer dieses Verbrechens angesehen wurden. Dazu kam eine neue Verlegenheit, in welche sich seine Freunde gesezt sahen. Sie sollten den Arsacius, einen Bruder des ehemaligen Bischofs Nectarius, der als ein Aeltester von achtzig Jahren, und, wie ihm Palladius (Dial. p. 94.) vorwirft, wider seinen Eid, niemals ein Bißthum anzunehmen, das Constantinopolitanische erhielt, als Nachfolger des Chrysostomus erkennen. Als sie aber noch ferner ihre abgesonderten gottesdienstlichen Versammlungen hielten, zeigte solches Arsacius, der sonst vor einen sanften und frommen Mann gehalten wurde, dem Kaiser an. Auf dessen Verordnung drangen wiederum Soldaten in diese Zusammenkünfte, schlugen und plünderten die Anwesenden. Hierauf verließen manche Johanniten die Stadt; die übrigen versammelten sich heimlich. Eine neue Untersuchung über das Feueranlegen verursachte, daß mehrere von ihnen ins Gefängniß geschleppt wurden, einige auch mit Martern belegt wurden, unter welchen ein Vorleser den Geist aufgab. Olympias mußte eine ansehnliche Geldstrafe zahlen, weil sie sich der Kirchengemeinschaft mit dem Arsacius entzog; verschiedene Bischöfe verloren deswegen ihre Aemter. (Pallad. l. c. p. 91. sq. Socr. l. c. et c. 19. Soz. l. c. c. 22. 23.)

Unter-

Unterdessen wurde Chrysostomus nach Cucusus, der ödesten Stadt von Armenien, fortgeführt. Er hatte sich umsonst durch seine Freunde Mühe gegeben, daß ihm kein so sehr entlegener Ort seiner Verweisung bestimmt werden möchte. Die Kaiserinn wollte es: sie starb noch in diesem Jahr 404, und es fehlte nicht an Leuten, welche ihren Todt, ein furchtbares Hagelwetter, das die Hauptstadt um diese Zeit traf, und andere Begebenheiten, göttliche Strafen nannten, welche auf die ungerechte Absezung eines so vortrefflichen Lehrers gefolgt wären. Neuere Schriftsteller sind, nach einer gewöhnlichen Uebereilung der Menschen in der Entscheidung über Gottes Absichten, geneigt gewesen, diesem Urtheil beyzupflichten. Allein Sokrates (H. E. L. VI. c. 19.) gesteht mit einer weisern Bescheidenheit, daß er die Ursachen dieser Vorfälle Gotte, der das Verborgene kennt, überlaße. Chrysostomus hatte auf seiner langen und beschwerlichen Reise eine harte Krankheit auszustehen; er erfuhr auch sehr verschiedene Begegnungen. Personen von jedem Geschlechte und Stande kamen ihm entgegen, und mit Zeichen ihrer Ehrerbietung und mitleidigen Liebe hülfreich zuvor. Hingegen entbrannte der Bischof von Cäsarea in Cappadocien eben über diese große und allgemeine Zuneigung, die sich gegen den unglücklichen Patriarchen, während seines Aufenthalts in dieser Stadt, offenbarte, in eine so heftige Eifersucht gegen ihn, daß er seine Wohnung durch einen Haufen wütender Mönche umringen ließ, welche dieselbe anzuzünden drohten, wenn er nicht die Stadt räumte. Weder der Befehlshaber der Stadt, noch die begleitenden Soldaten, konnten ihn dawider schützen. Er mußte zu einer Zeit, da die umliegenden Gegenden durch die Isaurischen Räuber höchst unsicher gemacht wurden, abreisen, und langte endlich zu Cucusus an, einem so elenden

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Städtchen, daß es nicht einmal einen Marckt von Lebensmitteln hatte.

Gleichwohl fand er daselbst die beste Aufnahme, und eine Ruhe, die er zu Constantinopel nicht genoßen hatte. Viele Verehrer und Freunde von ihm, in der Nähe und in der Ferne, darunter auch Olympias war, sorgten hinlänglich für seine Bedürfniße. Er bekam Besuche aus allen umliegenden Städten und Landschaften; würcklich wurde er als ein Verwiesner berühmter und geehrter, als da er noch der zweyte Bischof des Reichs gewesen war. Da er solchergestalt aufgemuntert ward, verließ ihn die Lebhaftigkeit und Thätigkeit seines Geistes desto weniger. Er führte noch immer eine Art von Aufsicht über den ihm getreuen Theil der Gemeine zu Constantinopel, indem er den Arsacius vor keinen rechtmäßigen Bischof hielt, tröstete ihre Mitglieder im Leiden, und empfol ihnen einen standhaften Muth. Mit gleichem Eifer nahm er sich vieler anderer kirchlicher und besonderer Angelegenheiten an. Es fehlte ihm so wenig an Gelde, daß er vielen Dürftigen Geschenke machen, und eine ziemliche Anzahl Gefangener von den Isauriern, welche den Zugang zu seinem Aufenthalte sehr beunruhigten, loßkaufen konnte. Um die Ausbreitung des Christenthums in Phoenizien zu befördern, versprach er alle Kosten zur Aufbauung von Kirchen, oder Unterstüzung der Christen daselbst herzugeben. Eben diese Absicht betrieb er unter den Persern und Gothen; er war unermüdet, Christen aller Art Anleitungen zum Besten ihrer Religion, und zu ihrem eigenen, zu geben. Dieses ist ohngefähr der mannichfaltige Inhalt einer Menge von Briefen, die er vom Anfange seiner Verfolgung her, aber hauptsächlich als ein Verwiesner, geschrieben hat. Er fand in diesem Briefwechsel

mit

mit so vielen feurigen Freunden, die ihm sein Unglück am deutlichsten entdeckte, ein ungemeines Vergnügen, und hörte nicht auf, ihre Zuschriften mit aller Sehnsucht einzufordern. Einige der seinigen sind ausführliche Abhandlungen, die er besonders an seine Freundinn Olympias richtete. So spricht er ihr in einem aus Cucusus geschriebenen Briefe (Tom. III. Opp. p. 527. sq. ed. Montef.) Trost zu, wegen der Uebel, welche die Kirche betrafen; erinnert sie an seine oftmalige Vorstellung, daß nichts zu fürchten sey, als die Sünde, und zeigt an biblischen Beispielen, warum Gott nicht selten die Trübsale eine Zeitlang fortwähren laße. In dem darauf folgenden noch weitläuftigern Schreiben, (l. c. p. 535. sq.) ermahnte er sie wiederum durch viele Gründe, ihre Traurigkeit abzulegen, und fuhr noch in einem dritten fort, (l. c. p. 552. sq.) ihr die schlimmen Folgen einer übermäßigen Betrübniß zu entwickeln; aber auch begreiflich zu machen, daß die Widerwärtigkeiten dem Frommen vielmehr Freude wegen seiner künftigen Belohnung erwecken müßen. Es gehört in der That eine gewiße Hoheit der Seele dazu, andere, die über unser Unglück trauern, mit so vieler Stärke aufzurichten, als es Chrysostomus hier gethan hat. Ueberhaupt erblickt man ihn in seinen Briefen von mehrern besonders rührenden und liebenswürdigen Seiten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber einer unter denselben, wenigstens unter den ihm beygelegten, hat in den neuern Zeiten so merckwürdige Streitigkeiten veranlaßt, daß seiner hier besonders gedacht werden muß. Petrus Martyr, dieser berühmte Dominikaner, der zu den Protestanten übergieng, schrieb zuerst die lateinische Uebersezung von einem Briefe des Chrysostomus an den Mönch Cäsarius aus einer Handschrift im Dominikanerklo-

J. n. C. G. 363 bis 430.

ster zu Florenz, ab, und führte diesen Brief wider die Römischkatholischen an, ohne zu sagen, wo er ihn hergenommen habe. Seine Abschrift gieng jedoch nach des Erzbischofs Cranmers Tode, in deßen Büchersammlung er sie zum Denckmal der Glaubwürdigkeit niedergelegt hatte, verloren. Man antwortete daher den Protestanten, welche sich ebensals auf diesen Brief, als auf ein Zeugniß wider die Brodverwandlung im heiligen Abendmahl beriefen, er sey nirgends vorhanden, und Martyr möchte ihn wohl ganz erdichtet haben. Emerich Bigot war indeßen aufrichtiger, als andere seiner Glaubensgenoßen: er hängte die in einigen spätern griechischen Schriftstellern befindlichen Stücke der griechischen Urschrift dieses Briefs, mit der gedachten Uebersezung, die er aus der genannten Handschrift abzuschreiben gewußt hatte, seiner Ausgabe von des Palladius Lebensbeschreibung des Chrysostomus, (Paris, 1680. 4.) an, begleitete sie auch mit einer Vorrede und Anmerkungen. Schon war alles dieses abgedruckt, als der Censor, aus Besorgniß für die Ehre des Lehrbegriffs seiner Kirche urtheilte, daß es weggelaßen werden müßte: und die Blätter, worauf es stand, wurden auf des Königs eigenen Befehl zerrißen. Daraus ist eine Lücke in der Seitenzahl jener Ausgabe entstanden, welche von der 234. Seite sogleich zur 245sten geht. Allein die Protestanten, welche diese Verstümmelung erfuhren, rügten sie nicht allein gar bald öffentlich; sondern machten auch das Unterdrückte, welches ihnen in die Hände fiel, bekannt. Stephan le Moyne ließ die Uebersezung dieses Briefs dem ersten Theils seiner Sammlung, Varia Sacra, (Tom. I. p. 530-535. Lugd. Bat. 1685. 4.) beydrucken. Genauer nach Bigots, seines Freundes, Ausgabe, und also auch mit den griechischen Fragmenten, stellte ihn Jacob Basnage, nebst drey besondern Abhandlun-

gen,

gen, zu Utrecht im Jahr 1687. 8. ans Licht: und er wurde überhaupt seitdem mehrmals gedruckt. Nunmehr fiengen also die Römischkatholischen Gelehrten an, die Sache ihrer Kirche gegen einen Brief zu führen, der ihr so nachtheilig war. Nichts kann deutlicher seyn, als die Worte, welche in demselben vom heiligen Abendmahl vorkommen: Sicut enim antequam sanctificetur *panis*, *panem* nominamus, divina autem illum sanctificante gratia, mediante sacerdote, liberatus est quidem *appellatione panis;* dignus autem habitus est *Dominici Corporis appellatione*, etiamsi *natura panis in ipso permansit*, et non duo corpora, sed unum corpus Filii praedicatur: sic et hic divina ἐνιδρυσάσης, id est inundante corporis natura, unum Filium, unam personam, utraque haec fecerunt. Der Jesuit Hardouin aber, der durch so viele seltsame Meinungen berühmt geworden ist, behauptete gleichwohl, (Chrysost. Epist. ad Caesarium, cum notis ac Diss. de Sacramento Altaris, Paris. 1689. 4. ingleichen in seinen Operib. selectis, p. 239. sq. Amsterd. 1709. fol.) daß in dieser Stelle natura oder φύσις gar nicht die Substanz des Brodtes, sondern bloß das Zufällige an demselben, oder die Accidentien bedeute. Du Pin (Nouv. Biblioth. des Auteurs Ecclesiast. Tom. III. p. 37. 38.) schreibt fast eben so dreist, durch Natur könne man hier das Bestehen und Ansehen verstehen; überdies habe Chrysostomus die Verwandlung des Brodtes und Weins im heiligen Abendmahl in andern Stellen genugsam festgesezt. Ihm folgt nicht allein Tillemont hierinne, (Mémoires, T. XI. p. 342.) weil sonst, wie er geradezu gesteht, dieser Brief die Lutheraner begünstigen würde; sezt aber auch hinzu, wenn darinne etwas wider die Transsubstantiation stünde, so könne er nicht vom Chrysostomus seyn. Doch nach und nach

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

mochten es die Römischkatholischen Gelehrten merken, daß diese gezwungene Wendungen den Brief nicht zu ihrem Vortheil lenken könnten. Sie wählten daher im jezigen Jahrhunderte einen andern Weg, und leugneten, daß er sich vom Chrysostomus herschreibe. Der Dominikaner Le Quien gab sich zuerst viele Mühe, (in Opp. Io. Damasceni, Tom. I. Differt. III. p. XLVIII. sq. Paris. 1712. fol.) darzuthun, daß dieser Brief erst nach dem Anfange der Nestorianischen Händel aufgesezt worden seyn könne, weil sich darinne Redensarten fänden, die nur seit dieser Zeit bey den Kirchenlehrern üblich geworden wären, wie zum Beyspiel, daß Christus aus und in zwo Naturen sein Daseyn habe. Montfaucon giebt zwar zu, (Monit. in Epist. ad Caesarium, p. 737. sq. T. III. Opp. Chrysost.) daß solche Ausdrücke wohl auch bereits zu den Zeiten des Chrysostomus gebraucht worden seyn möchten; findet aber in der schlechten Schreibart des Briefs, in der darinne herrschenden Art zu schließen, welche dieses Lehrers nicht würdig sey, und auch in dem Umstande, daß des Mönchs Cäsarius sonst nirgends gedacht werde, Ursachen genug, diesen Brief vor untergeschoben zu halten. Man muß sich wundern, daß zween Gelehrte, besonders von dem Scharfsinne des leztern, auf solche Gründe so viel gebauet haben. Da Cäsarius durch diesen Brief von dem Irrthum der Apollinaristen abgezogen werden sollte: so mußte dieses schon Gelegenheit zu ähnlichen Redensarten mit denen geben, welche nachmals in den Nestorianischen und Eutychianischen Händeln so häuffig wurden. Die Schreibart des Chrysostomus wechselt so sehr in seinen Schriften ab, konnte zumal in seiner damaligen Lage so leicht nachläßig werden, und auch seine Stärke im Beweisen ist sich so wenig immer gleich, daß dergleichen Vermuthungen gegen

das

das Zeugniß griechischer Schriftsteller vom sechsten Jahrhunderte bis ins achte, welche den oftgenannten Brief als eine Arbeit des Chrysostomus anführen, nichts gelten können. Zu gleicher Zeit mit dem Montfaucon, griff auch Maffei (Istoria Diplomatica, p. 261 sq. in Mantova 1727. 4.) die Aechtheit dieses Briefs an; konnte aber ebenfals keine andere historischkritische Gründe ausfindig machen, als daß man denselben unter den übrigen Handschriften der Werke des Chrysostomus nicht antreffe, und daß es noch einen andern von diesem ganz verschiedenen Brief deßelben an den Cäsarius, in der Großherzoglichen Bibliothek zu Florenz gebe, wodurch beyde verdächtig würden. Jacob Basnage, zu deßen Widerlegung Maffei schrieb, antwortete ihm in aller Kürze hinlänglich, und rückte beyde Briefe, den streitigen insonderheit mit den Lesearten der Handschriften, mit Anmerkungen und einer Einleitung, in seine neue Ausgabe von *Canisii* Lectionibus Antiquis ein. (Tom. I. p. 226. sq.) Auch Muratori (Dissert. de Rebus Liturg. p. 150. sq.) hat noch in den neuesten Zeiten, ohngefähr nach Hardouins Art, diesen Brief zu deuten versucht; verdient aber nur deswegen hier genannt zu werden, um der so feinen und richtigen Anmerkungen über die äußerst gemißbrauchten Ausdrücke der griechischen Kirchenverehrer vom heiligen Abendmahl, (μεταβάλλεσθαι, μεταστοιχειῶν, μεταῤῥυθμίζειν, μεταμορφῶν, u. dgl. m.) zu gedencken, welche Ernesti bey dieser Gelegenheit vorgetragen hat. (Anti-Murator. p. 32. sq. 74 sq.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

So lebte und beschäftigte sich Chrysostomus als ein Verwiesner. Wenn er in diesem Zustande weiter nichts geschrieben hätte, als die schöne Abhandlung, daß ein jeder Mensch nur von sich selbst beleidigt werden könne: (Tom. III. Opp. p. 444. sq.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

so würde man die Heiterkeit seines Gemüths daraus allein erkennen. Nachdem er bis ins Jahr 407. zu Cucusus geblieben war, scheint sein immer mehr sich ausbreitender Ruhm seine Feinde bewogen zu haben, ihn aus diesem Kreise von unzählichen Bewunderern fortzureißen. Es kam daher ein kaiserlicher Befehl, ihn nach Arabißus, und bald darauf nach Pityus, einer wüste Stadt am schwarzem Meere, in die entlegensten Gränzen des Reichs fortzuführen. Er stand auf dieser Reise alle Arten von Beschwerlichkeiten aus; so daß es das Ansehen hatte, als wenn man vorsezlich seinen Todt beschleunigen wollte. Würklich starb er auch unterwegens, zu Comana in Pontus, am vierzehnten September dieses Jahrs, in einem sechszigjährigen Alter. Als er die Annäherung seines Endes merckte, zog er beßere Kleider an, genoß das heilige Abendmahl, sprach die ihm geläufigen Worte: Gott sey in allem gepriesen! und sagte das lezte Amen! dazu mit dem Zeichen des Kreuzes. (Pallad. l. c. p. 96. sq. Socrat. L. VI. c. 21. Sozom. L. VIII. c. 28.)

Je mehr er am Ausgange seines Lebens gelitten hatte, desto eifriger vereinigte man sich nach seinem Tode, sein Andenken zu ehren. Seine Gegner nahmen nach und nach billigere Gesinnungen gegen ihn an; die seinetwegen in der Kirche entstandene Trennung, welche selbst die abendländischen Gemeinen von vielen morgenländischen schied, hörte auf. Man brachte im Jahr 438. seinen Körper nach Constantinopel, um ihn in der Kirche der Apostel beyzusezen. Die Menge von Menschen, welche ihm auf Schiffen und mit brennenden Fackeln entgegen eilte, machte beynahe die Meerenge zwischen beyden Welttheilen zum festen Lande. Der damalige Kaiser Theodosius der jüngere bückte sich mit dem Gesichte auf den Sarg, und bat

den Verstorbenen, daß er seinen todten Eltern die Beleidigungen verzeihen möchte, welche sie ihm aus Unwissenheit zugefügt hätten. (Theodoret. H. Eccl. L. V. c. 36.) Sokrates macht bey dieser Ruhmvollen Wiederaufnahme des Chrysostomus zu Constantinopel die Anmerkung, (L. VII. c. 45.) man könnte sich wundern, warum der Neid den Origenes nach seinem Tode verfolgt, den Chrysostomus hingegen nach dem seinigen verschont habe; jener sey ohngefähr zweyhundert Jahre nach seinem Absterben mit dem Kirchenbanne belegt, dieser aber, etwas über dreyßig Jahre nach seinem Ende, wieder zur Kirchengemeinschaft zugelaßen worden; man könne daraus den Unterschied zwischen den Bischöfen Theophilus zu Alexandrien, und Proklus zu Constantinopel erkennen; verständige Männer sähen auch wohl ein, wie es damit zugegangen sey. Hier sind die Neuern sogleich mit einer andern Beantwortung dieser Frage bereit; die Ketzereyen des Origenes, sagen sie, mußten nothwendig eine sehr verschiedene Art der Behandlung gegen beyde verstorbene Lehrer hervorbringen. Allein Chrysostomus selbst, und andere rechtgläubige, gelehrte und fromme Lehrer, haben doch keinesweges geglaubt, daß Origenes wegen seiner sonderbaren Meinungen ein solches Schicksal verdient habe: und Sokrates möchte also wohl Recht haben, indem er zu verstehen giebt, daß es Leidenschaften gewesen sind, welche auf dieses entgegengesezte Betragen den stärksten Einfluß gehabt haben. Bey dieser Gelegenheit ist es nicht unnütz, zu bemerken, daß man eben diesem Geschichtschreiber in den neuern Zeiten mehrmals den Vorwurf gemacht hat, er verrathe stets eine gewiße Abneigung gegen den Chrysostomus. Man hat auch wohl die Quelle derselben darinne zu finden geglaubt, weil er zu den Novatianern gehört habe, denen dieser Patriarch Kir-

J. n. C. G. 363 bis 430.

chen

J. n. C. G. 363 bis 430.

chen entrißen hat. Es ist in der That unangenehm zu sehen, wie oft man bey Schriftstellern, deren Urtheile mit den unsrigen nicht übereinstimmen, mühsam und mit vermeinter Scharfsichtigkeit nach den geheimen Ursachen forscht, aus welchen die ihrigen entstanden seyn möchten. Man sollte sich doch daran begnügen, wenn ein Geschichtschreiber sehr merckliche Beweise seiner Wahrheitliebe und Mäßigung blicken läßt; man sollte ihn desto höher schätzen, wenn er nicht immer einen bloßen Bewunderer selbst von allgemein bewunderten Männern abgiebt. Die würdigste Art, vortreffliche Personen zu loben, das heißt, es selbst aus ihren Vorzügen, aus ihrem erhabenen Geiste begreiflich zu machen, wie sie, indem sie sich über das Betragen gewöhnlicher Menschen sorglos wegsezten, in mancherley Fehler verfallen sind, oder ihrer Hochachtung und Liebe bey vielen geschadet haben; diese historische Gerechtigkeit hat Sokrates dem Chrysostomus mehr erwiesen, als andere Schriftsteller jener Zeiten. Er wiederholt die oben (S. 449.) angeführte Abschilderung, welche er von ihm macht, noch an einem andern Orte, (L. VI. c. 21.) und man sieht daraus wiederum, daß er ihn keineswegs verächtlich vorzustellen gesucht, sondern nur Licht und Schatten in seinem Bilde gehörig vertheilt habe.

Würcklich helfen uns auch die uneingeschränckten Lobsprüche, mit welcher so viele jenen berühmten Mann in alten und neuen Zeiten überschüttet haben, zu seiner Beurtheilung beynahe gar nichts. Sie zeigen nur, daß diejenigen, welche sie ihm ertheilten, seine Schüler, Freunde und Verehrer gewesen sind; oder, daß sie ihm gleichsam dadurch das Unrecht haben vergüten wollen, das ihm in seinen lezten Jahren wiederfahren ist. Tillemont (l. c. p. 352. sq.) und Montfaucon (Tom.

(Tom. XIII. Opp. Chryſ. p. 256. ſq. 284. ſq.) haben eine Menge ſolcher Stellen geſammlet; worunter doch die aus dem Photius und Suidas genommenen, mit etwas freyerer Einſicht geſchrieben ſind. Die Lebensbeſchreibungen des Chryſoſtomus haben auch größtentheils den panegyriſtiſchen Ton, an ſtatt des Biographiſchen, an ſich. Inſonderheit hat die bisher oft angeführte Schrift ſeines Freundes, *Palladii* Dialogus cum *Theodoro*, Eccles. Rom. Diacono, de vita et converſatione *Iohannis Chryſoſtomi*, welche Bigot zuerſt griechiſch und lateiniſch mit einer Vorrede zu Paris im Jahr 1680. 4. herausgegeben, Montfaucon neu hat abdrucken laßen, (l. c. p. 1. ſq.) und wovon die Pariſer Ausgabe im Jahr 1738. mit einem neuen Titelblate erſchienen iſt, zur Abſicht, die chriſtliche Größe und die unverſchuldeten Leiden des Patriarchen in einem rührenden Denckmal aufzuſtellen. Glaubwürdig genug ſcheint dieſer Schriftſteller in der Haupterzählung, und auch in vielen einzelnen Umſtänden zu ſeyn. Zugleich aber bekömmt alles bey ihm eine ſo einſeitige Geſtalt; er geräth ſo oft in andächtige theologiſche oder homiletiſche Ausſchweifungen; alle Gegner des Chryſoſtomus werden von ihm ſo ſchwarz abgemahlt, daß es ein großer Fehler ſeyn würde, ſich auf ſeine Nachrichten und Urtheile allein zu verlaßen. Ueber die Lebensumſtände des Palladius iſt ſchon anderwärts (Chr. K G. Th. VII. S. 204. fg. Th. VIII. S. 339. fg.) das Erheblichſte mitgetheilt worden. Von den übrigen alten Schriftſtellern, welche das Leben des Chryſoſtomus ausführlich beſchrieben, oder Lobreden auf ihn hinterlaßen haben, hat Heinr. Savile eine leſenswürdige Abhandlung geſchrieben, welche Cave (Hiſt. Litter. Scriptor. Eccleſiaſt. p. 327. ſq. Vol, I. Baſil. 1741. fol.) ans Licht gezogen hat. Ein noch vollſtändigeres, wenn gleich nicht ſo genau beurtheilendes Verzeichniß jener

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Schriftsteller, bis ins zwölfte Jahrhundert herab, auch der Neuern bis auf seine Zeit, hat Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VII. p. 555. sq.) gesammelt. Georgius, Patriarch von Alexandrien im siebenten Jahrhunderte, welches am wahrscheinlichsten ist, braucht allein noch unter den Alten genannt zu werden, weil die von ihm verfertigte Lebensbeschreibung des Chrysostomus nicht nur eine der weitläufigsten ist, sondern auch von den spätern Griechen immer ausgeschrieben wurde, und selbst den Beyfall einiger Neuern erhalten hat. Schon Photius, der einen Auszug daraus aufgesezt hat, (Biblioth. Cod. XCVI. p. 252. sq. ed. Schotti,) wirft dem Verfaßer Fehler wider die Geschichte vor. Nachdem aber Savile (Opp. Chrysost. Tom. VIII. p. 157-265.) die griechische Urschrift des Buchs vollständig hat abdrucken laßen, von welcher vorher schon eine lateinische Uebersezung bekannt gemacht war, hat man es noch genauer beurtheilen können: und Savile hat es selbst am besten beym Cave (l. c. p. 338. sq.) gethan. Ob Georgius gleich die Erzählungen des Palladius, Sokrates, und anderer aus jenen ersten Zeiten zum Grunde gelegt, auch vieles andere dazu fleißig zusammengetragen hat; so wird doch seine Glaubwürdigkeit fast in allem was ihm eigen ist, durch eine Menge fabelhafter Erscheinungen, Wunder und ähnlicher, zum Theil ziemlich ungereimter Nachrichten, überaus verdächtig. Die erste sehr vollständig und angenehm abgefaßte Lebensbeschreibung des Chrysostomus von einem neuern Gelehrten, gab im Jahr 1664. zu Paris in einem Quartbande Gottfried Hermant in französischer Sprache heraus. Sie ward daselbst im J. 1669. und zu Lyon im J. 1683. in zwey Oktavbänden neu gedruckt. Die gute Aufnahme, welche sie in Frankreich fand, gebührte ihr jedoch nur wegen ihrer beredten Schreibart, guten Ordnung,

und

und der vielen lehrreichen Auszüge aus den Schriften des Chrysostomus. Uebrigens ist sie eine so vollkommene Lobschrift, daß es am Ende derselben in einer Vergleichung zwischen dem Patriarchen und dem Apostel Paulus wenig fehlt, daß jener nicht diesem vorgezogen werde. Zuweilen regen sich zwar bey ihm einige Zweifel über die Mährchen jüngerer Griechen; doch hat er unter andern ein sehr kindisches von der Unbeweglichkeit des Leichnams Chrysostomi, als man ihn nach Constantinopel abführen wollte, und von der Biegsamkeit desselben, nach einem Schreiben des Kaisers an den todten Lehrer, ohne Bedenken abgeschrieben. (Vol. II. p. 711-713. ed. de Lyon.) Mit mehr prüfender Bedachtsamkeit schrieb Dü Pin sein Leben des Chrysostomus; (Nouv. Biblioth. des Auteurs Ecclesiast. T. III. p. 7-75.) sezte meistentheils brauchbare Auszüge aus den Schriften desselben hinzu, wenn er gleich den Werth der wichtigsten darunter nicht scharf genug bestimmte; brachte auch seine merkwürdigsten Stellen über die Sittenlehre in eine Sammlung; wagte sich aber nirgends an freyere Urtheile. Tillemont übertraf diese beyden Gelehrten durch die äußerste Genauigkeit, mit welcher er eine Menge von Umständen in dem Leben des Chrysostomus, besonders die Zeitordnung seiner Schriften und Homilieen, untersuchte; durch die sorgfältigste Anführung aller Quellen, auch einige gute Beobachtungen über die Lehrart und Gesinnungen des Patriarchen. Den Inhalt seiner Schriften hingegen zergliederte er nicht mit gleicher Aufmerksamkeit, und durchgehends erscheint bey ihm der gepriesene Heilige, niemals der Mensch mit einigen Schwachheiten. (Mémoires, Tome XI. p. 1-405. Notes sur St. Iean Chrysost. p. 547-626. ed. de Paris.) Eine neue Lebensbeschreibung des Chrysostomus hat Montfaucon in seine Sammlung von deßen Wercken

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

cken (Tom. XIII. p. 91-177.) eingerückt. Ob sie gleich der vorhergehenden an Vollständigkeit gewißermaaßen weicht, auch in die Gemüthsart, Gelehrsamkeit und Schriften des Patriarchen nicht so tief eindringt, als man von diesem Verfaßer vor vielen andern hätte erwarten können; so besizt sie doch auch ihr Vorzügliches. Die Zeitrechnung, über welche Tillemont alles ergründet zu haben schien, ist darinne öfters noch sicherer festgesezt worden. Zwölf neuentdeckte Homiliceen des Chrysostomus haben dazu, und zur Kenntniß einiger merckwürdiger Auftritte seines Lebens, viel Licht gegeben. Die ganze Erzählung ist weniger bewundernd, und mehr historisch; Wahl, Ordnung und Zusammenhang sind wohlgerathen; und wenn man die vorläufigen Erläuterungen, (Monita) die Montfaucon einer jeden Schrift des Chrysostomus vorgesezt hat, ingleichen seine ausgesuchten Anmerkungen, die er aus eben diesen Wercken über den kirchlichen Zustand der damaligen Zeiten, den Lehrbegriff, die gottesdienstlichen Gebräuche, die ketzerischen Partheyen, und manches Eigenthümliche des Verfaßers gezogen hat, (Synopsis eorum, quae in Operibus Chrysostomi observantur, l. c. p. 178-184.) damit verbindet: so wird man noch eine Reihe nüzlicher Ergänzungen zu dieser Lebensbeschreibung finden. Mit diesen Hülfsmitteln versehen, aber auch mit Gebrauch der Quellen selbst, hat in unsern Tagen der Herr Kanzler Cramer das Leben des Chrysostomus, im Eingange des ersten Bandes der von ihm und einigen andern Gelehrten herausgegebenen treuen und zierlichen deutschen Uebersezung vieler Schriften deßelben, (Leipzig, 1748. fg. 10 Bände in 8.) beschrieben, einige Fehltritte seiner Vorgänger verbeßert, und hin und wieder mit der Freymüthigkeit eines Protestanten geurtheilt. Noch weit mehr aber zeichnen sich die Abhand-

handlungen aus, welche er dem zweyten, sechsten, siebenten und zehnten Bande der gedachten Uebersezung beygefügt hat. Sie betreffen den Charakter der Beredsamkeit des Chrysostomus; die Ordnung in denselben; seine Kunst, sich edel und erhaben, und doch für den Begriff des großen Hauffens deutlich auszudrücken; die Fehler seiner Beredtsamkeit, und seine Theologie. Man hat über die rednerischen Eigenschaften des Chrysostomus nichts so Richtiges und Scharfsinniges, als diese Untersuchungen. Sie haben den Wunsch nach ähnlichen Abhandlungen über den exegetischen und moralischen Charakter seiner Schriften rege gemacht.

Diese Schriften, welche durch die dem Chrysostomus nachgeschriebenen Predigten, zu einer so großen Menge angewachsen sind, hat man nach seinen Zeiten noch mit sehr vielen unächten, freygebiger als bey irgend einem andern alten Kirchenlehrer, vermehrt; ein Zeichen der immer steigenden Verehrung gegen ihn, die alles mit Freuden, obgleich nicht mit Unterscheidungskraft annahm, was unter seinem Nahmen angeboten wurde. Die erste vortreffliche Ausgabe derselben, aber bloß in der griechischen Urschrift, veranstaltete der Englische Gelehrte Heinrich Savile, auf seine Kosten zu Eton im Jahr 1612. in acht Foliobänden, nachdem er diese Schriften aus allen Büchersammlungen vollständig zu sammeln, lange Mühe angewandt hatte. Die ungemeine Schönheit und Richtigkeit des Drucks, die wohlgetroffene Kritik des Herausgebers, seine und anderer Gelehrten sehr nüzliche Anmerkungen, sind einige Hauptempfelungen dieser Ausgabe, und desto stärkere, je seltner sie in unsern Zeiten geworden ist. Fast um gleiche Zeit stellte der Jesuit Fronton le Duc seit dem Jahr 1609. viele von den Werken des Chrysostomus in sechs Foliobänden zu Paris ans Licht, sezte die lateinische Uebersezung

J. n. C. G. 363 bis 430.

sezung, und hin und wieder einige Anmerkungen dazu. Im Jahr 1633. vollendete Carl Morel diese Ausgabe durch sechs andere Bände, in welchen er die Homilieen des Chrysostomus über das neue Testament, aus Commelins Heidelbergischer Ausgabe (vom Jahr 1591. bis 1603. in Fol.) abdrucken ließ. Diese ordentlich vom Le Dûc genannte Ausgabe in zwölf Bänden, die freylich in Absicht auf die Prüfung der Aechtheit mancher Schriften, Genauigkeit des Abdrucks, Treue der Uebersezungen, und manche nöthige Erläuterungen, noch genug zu wünschen übrig ließ, ist dennoch wegen ihrer Brauchbarkeit zu Frankfurt am Mayn, seit dem Jahr 1698. in eben so viel Bänden, aber mit weit engerm Drucke, und einigen Verbeßerungen, wiewohl nicht mit äußerlicher Schönheit, nachgedruckt worden. Endlich hat Bernhard von Montfaucon, mit Beystand einiger andern Benediktiner, durch seine Ausgabe der Werke des Chrysostomus, (zu Paris vom J. 1718. bis 1738. in dreyzehn Foliobänden,) die eben genannte sehr verdunkelt, die Savilische zwar keineswegs überflüßig gemacht; aber an Vollständigkeit und neuen Hülfsmitteln merklich übertroffen, und überhaupt eine der prächtigsten und fast vollkommenen Ausgaben von einem alten Kirchenlehrer zu Stande gebracht. Der ächten, zweifelhaften und untergeschobenen Schriften, welche sie enthält, sind zusammen tausend sieben hundert vier und vierzig. Beynahe funfzig derselben sind zum erstenmal bekannt gemacht, keine ist ohne Begleitung von kritischen und andern Erörterungen abgedruckt worden. Eine Menge von Handschriften und eigene Beurtheilung, haben dem Herausgeber zur größern Berichtigung des Textes viele Dienste geleistet. Die Uebersezungen sind verbeßert, manche ganz von neuem verfertigt worden. Die Ordnung, in welche die Schriften gestellt werden, ist theils von der Zeitfolge, theils

von

von gewissen Claßen derselben hergenommen. Außer demjenigen, was bereits vorher bey der neuen Lebensbeschreibung des Chrysostomus vom Montfaucon, über dieses und andere Verdienste deßelben um den Kirchenlehrer gesagt worden ist, muß noch hinzugesezt werden, daß sich in dem leztem Bande ein, zwar nur kurzes Onomasticon, seu voces in libris Chrysostomi vel novae, vel singularis significationis, ein nach den griechischen Anfangsworten der Schriften eingerichtetes Verzeichniß derselben, und sehr ausführliche Register vorkommen. Aehnliche Verzeichniße nebst dem Inhalte und der Ordnung der beyden erstern Ausgaben, findet man beym Fabricius, und von allen drey beym Cave, an den angeführten Orten, mit andern guten Erläuterungen. Der angenehmen Hoffnung, die seit einiger Zeit erregt worden ist, daß ein Mann von den vorzüglichsten Fähigkeiten zu einer so gemeinnüzlichen Arbeit, Herr D. Morus, eine neue Ausgabe der Homilieen des Chrysostomus über das Neue Testament besorgen werde, wird jedermann eine baldige Erfüllung wünschen.

J. n. C. G. 363. bis 430.

Es ist schwer, sich von einem solchen Lehrer und Schriftsteller zu trennen, über den so ungemein viel Lehrreiches gesagt werden kann. Eine allgemeine Religions- und Kirchengeschichte erlaubt hier nicht ganz diejenige Vollständigkeit, welche von einer musterhaften Lebensbeschreibung desselben gefordert werden kann; aber nach allem, was für die gegenwärtige Absicht bereits beygebracht worden ist, scheint noch eine Anmerkung am bequemsten den Beschluß zu machen. Chrysostomus hat überaus stark auf die christliche Nachwelt durch das Beyspiel seines Lebens, seine Lehrart und seine Schriften gewürkt. Allein so sehr seine rühmlichen u. Nachahmungswürdigen Seiten hervorglänzen; so schwer ist es oft geworden, zu urtheilen, ob und worinne er getadelt werden müße? Einige Fehler sind von einer gleichsam so

J. n. C. G. 363 bis 430.

heroischen Art, so schmeichelnd und beruhigend für denjenigen, der sie in der redlichsten Absicht begeht, so verwandt mit Größe und Erhabenheit der Seele in den Augen der Zuschauer, auch oft von einem so scheinbar wichtigen Nutzen, daß beynahe jedermann verführt wird, sie Tugenden zu nennen. Dahin gehört jene unerschrockene Freymüthigkeit, mit der man über alles geradezu seine Meinung, die unangenehmsten Wahrheiten auch am unschicklichen Orte, ohne Maaß und Achtung für irgend eine Person, sogar zum Schaden der Wahrheit, sagt, bloß weil man sich einbildet, die Wahrheit dürfe sich niemals scheuen, ans Licht zu treten; die Heftigkeit gegen anders Denkende, die man mit aller Friedensliebe und Verträglichkeit vereinigen zu können glaubt, weil es unverzeihlich sey, in wichtigen Angelegenheiten gelaßen und kalt zu bleiben; auch der übertrieben hohe Begriff von der Würde und dem Ansehen seines Standes, in Rücksicht gegen andere Stände, selbst den obrigkeitlichen, weil man dadurch eine desto lebhaftere Würksamkeit im Guten zu erlangen denckt. Chrysostomus hatte einen nicht geringen Antheil von diesen Schwachheiten. Aber er verließ sich auf das Bewußtseyn seiner guten, uneigennützigen, edlen Absichten, auf seine Menschen- und Friedensliebe, auf die Vortheile, welche er der Religion und Gottseeligkeit sichtbarlich verschaffte. Mehr als Philosoph, und weniger als Mönch, oder doch als ein von der Welt abgesonderter strenger Sittenrichter zu denken, würde für ihn ein ungemeiner Gewinn gewesen seyn. Er arbeitete mit aller Anstrengung für Endzwecke, über welche sich nichts Höheres denken läßt; sehr oft mit beneidenswerthem Glücke, nicht selten unter Verirrungen und Anstößen, und bleibt dem ohngeachtet der ehrwürdigste Lehrer der alten Kirche.

Ende des zehnten Theils.

Register.

Register.

A.

Abelonier, Abelianer oder Abeliten. 94. fg.

Abendmahl, heil. schauderhafte und übertriebene Vorstellung von demselben. 281. fg. 303. 372. vom Kaltsinn der Christen gegen dasselbe. 371. von dessen würdigem Genuße. 442.

Aetius, widerlegt vom Epiphanius. 77. fg.

Akacius, Bisch. von Beröa. 504. fg.

Aloger, ihre Einwürfe gegen die Offenbarung Johannis. 64. fg.

Ammian. Marcell. B. XXI. C. 2. 386.

Ammonius, ein sehr bewunderter Mönch. 222.

Anastasius, Röm. Bischof, sein Antheil an den Origen. Händeln. 191. fg. seine grobe Unwissenheit. 194.

Anker des christl. Glaubens, ein Werk des Epiphanius. 14.

Anomöer, Predigten des Chrysostomus wider dieselben im Auszuge. 363 fg.

Anthropomorphiten, öffentliche Bestreitung derselben. 149. 223. ob Theophilus, B. von Alexandr. zu ihnen übergegangen sey? 224. fg.

Antiochien, Aufruhr in dieser Stadt, und Predigten darüber. 409. fg.

Antiochus, Bisch. von Ptolemais, genannt Chrysostomus. 500.

Antoninus, Bisch. zu Ephesus, Händel wegen deßelben. 497. fg.

Apostel, von ihren mündlichen Vorschriften. 7. ihre Anrufung vom Chrysostomus begünstigt. 466.

Apostelgeschichte, Predigten über dieselbe vom Chrysostomus. 485.

Apostolisches Glaubensbekenntniß, Erklärung deßelben. 128. fg.

Arianer, Bestreitung derselben vom Epiphanius. 71. fg.

Arsacius, Patriarch von Constantinopel. 514.

Ἀρχιμανδρῖται. 48.

Aterbius, ein Feind des Origenes. 146.

Auferstehung des jezigen Leibes vertheidigt. 39. aus dem A. Test. bewiesen. 42. fg. wider die Heyden vertheidigt. 137. wider den Origenes. 165. viele biblische Stellen für dieselbe gebraucht. 167. fg.

Augustinus, sein Buch von den Ketzereyen. 92. bezeigt dem Hieronymus sein Mißfallen über deßen Streithändel. 209. tadelt den lauten und lärmenden Beifall, der seinen Predigten gegeben wurde. 354.

B.

Babylas, Abhandlung über diesen Märtyrer. 337.

Barbarismus, ein Religionszustand. 50. fg.

Basilius, ein Freund des Chrysostomus. 275. fg.
Beseßene in der Gemeine. 373. fg.
Beyfall, lauter und lärmender, welcher den Predigten gegeben wurde, in Beyspielen. 349. f. Tadel desselben bey den Kirchenlehrern. 350. warum sie ihn gleichwohl geduldet haben? 357. fg.
Bild Gottes, wo es zu suchen ist? 30.
Bischöfe, von ihrer Wahl und ihren Pflichten. 287. ihre Gaben und Aufführung. 291. ihre Aufsicht über die Jungfrauen, und ihr Richteramt. 293.
Brüder, die langen, ihre Schicksale. 221. fg.

C.

Cäsarius, berühmter Brief des Chrysostomus an denselben. 517. fg.
Carmeliter, rechnen den Bischof Johannes von Jerusalem zu ihrem Orden. 120.
Christen, ihre Sitten zur Zeit des Epiphanius. 89. zur Zeit des Chrysostomus. 350. 371.
Christus, Beweis seiner Gottheit beym Epiphanius. 14. fg. 24. fg. 33. fg. ob er eine menschliche Seele angenommen habe? 37. seine Auferstehung. 41. Vertheidigung seiner göttlichen Würde gegen die Arianer. 71. wider die Anomöer. 392. 398. wider die Juden und Heyden. 402. Christi Höllenfahrt soll in den Psalmen vorhergesagt seyn. 134. seine Auferstehung in Weißagungen des A. Test. 135. warum ihm kein nachahmender Betrüger ganz nahe gekommen sey? 339. von seinem Geburtsfeste. 378. 380. fg. Ursprung deßelben. 381. Vertheidigung der Lehre von seiner Geburt. 382. das Fest seiner Taufe. 388. vom Sitzen zu seiner Rechten und Linken. 393. fg. über seine Auferweckung des Lazarus. 395. fg. von seinen erniedrigenden Reden und Handlungen. 396. fg. von seinem Kreuze. 404.
Chrysostomus, Johannes, sein Betragen bey den Origen. Händeln in Aegypten. 240. sein sanftes Verhalten gegen die Beleidigungen des Epiphanius. 244. fg. wird vom Theophilus verfolgt. 249. sein großmüthiges Bezeigen gegen denselben. 250. Klagschriften wider ihn. 251. weigert sich, auf der Synode seiner Feinde zu erscheinen. 253. er wird von derselben seines Amts entsezt. 254. er wird aus der Stadt vertrieben, und zurückberufen. 255 fg. seine Verweisung. 257. er wendet sich an die vornehmsten Italiänischen Bischöfe. ebend. sein Leben und seine Schriften. 267. fg. seine Lehrer. 268. sein Mönchsleben. 269. lernt die Schriftauslegung vom Diodorus,

B. von Tarsus. 270. fg. wird Vorleser. 274. entweicht dem zugedachten Bißthum. 275. fg. Auszug aus seinem Werke vom Priesterthum. 277 = 309. Beurtheilung deßelben. 309-312. sein Einsiedlerleben. 314. sein Buch von der Zerknirschung des Herzens. 314. wird Diakonus. 320. seine Ermahnungsschrift an einem vom Teufel geplagten Asceten. 321. seine Bücher an eine junge Wittwe. 334. fg. seine Abhandlung über die Jungfrauschaft. 337. seine Schrift über den Märtyrer Babylas. 337. wird Presbyter. 345. seine Fertigkeit und sein lauter Beyfall im Predigen. 346. fg. er mißbilligt denselben oft und nachdrücklich. 350. fg. bisweilen duldet er ihn. 356. seine erste Predigt. 358. fg. scheuet sich Gott zu loben. 360. seine Predigten wider die Anomöer im Auszuge. 363. fg. 391. fg. seine Lobrede auf den heil. Philogonius. 377. fg. seine Predigt am Geburtsfeste Christi. 380. am Feste der Tauffe Christi. 388. seine Streitart auf der Kanzel. 401. sein Buch wider die Juden und Heyden im Auszuge. 402. fg. seine Predigt vom Anathema. 407. seine ein und zwanzig Homilieen über die Bildsäulen im Auszuge. 410. fg. seine Lebensart zu Antiochien. 449. er wird Patriarch von Constantinopel. 450. er greift daselbst herrschende Laster an. 451. fg. wird bey vielen wider seine Schuld verhaßt. 452. fg. seine strenge Lebensart. 455. seine Eingezogenheit. 456. erweitert das Kirchencärimoniel. 457. fg. fehlt bey einem öffentlichen Religionsgepränge. 459. Nachricht von der ihm beygelegten Liturgie. 461. fg. begünstigt das Anrufen der Apostel, und die Verehrung von Märtyrern und ihren Reliquien. 337. 441. 466. 467. sein Antheil an dem Schicksal des Eutropius. 471. widersteht dem mächtigen Feldherrn Gainas. 472. hält die öffentliche Erklärung der h. Schrift vor die wichtigste Pflicht seines Lehramts. 475. seine Methode bey derselben. 476. seine Predigten über die Bibel in Auszügen und Beschreibungen. 477 = 490. sein Auszug aus der heil. Schrift. 490. seine moralischen Predigten. 491. von seiner Art zu predigen, und dabey gebrauchten Beredsamkeit. 494. seine Lobreden auf den Apostel Paulus. 443. sein Antheil an Asiatischen Kirchenangelegenheiten. 498. fg. seine Händel mit dem Severianus. 501. fg. wird bey der Kaiserinn verhaßt, vom Epiphanius und Theophilus verfolgt und verkezert. 502. fg.

fg. Klagpunkte wider ihn. 505. fg. seine Predigt nach seiner Zurückberufung. 507. seine Predigt wider die Kaiserinn. 509. seine Absezung und Landesverweisung. 510. sein Zustand als eines Verwiesnen. 515. fg. sein Briefwechsel. 516. fg. sein Brief an den Mönch Cäsarius. 517. fg. sein Todt. 522. Versezung seines Leichnams nach Constantinopel. ebend. Lebensbeschreibungen von ihm. 525. fg. vornehmste Ausgaben seiner Schriften. 529. fg. einige seiner glänzenden Fehler. 532.

Constit. Apost. L. V. c. 13. L. VIII. c. 33. 385.

Cramer, J. A. sein Leben des Chrysostomus, und Uebersezung seiner Schriften. 528. fg.

D.

Diakonißinnen, ihre Bestimmung. 84.

Diodorus, Bisch. von Tarsus, ein berühmter Schriftausleger. 270. fg. seine Schriften. 271. fg. sein Lob vom Chrysostomus. 273.

E.

Ebioniten, Beschreibung und Widerlegung dieser Parthey. 58. fg.

Edelgesteine im Kleide des Aaron erklärt. 98. f.

Ehe, Beobachtungen in Ansehung derselben. 83.

Einsamkeit, ist für den christlichen Lehrer nicht immer dienlich. 456. fg.

Ἐπακὴειν τῆς εὐχαριστίας. 85.

Ἐπιφάνεια, ein Fest. 385. 386. 388. 390.

Epiphanius, ein merkwürdiger Mann in der Geschichte der Religionsstreitigkeiten. 3. fg. sein Leben. 4. fg. seine Freundschaft mit dem Hilarion. 7. seine schöne Regel. 8. sein Bischöfl. Amt. ebendas. sein Ansehen. 12. fg. seine Schriften. 13. fg. Auszug aus seinem Anker des Glaubens. 14. fg. Beschreibung seines historischpolemischen Werks wider die Ketzer. 48. fg. Fehler und Entschuldigungen deßelben. 90. sein Auszug aus dem Wercke wider die Ketzer. 91. sein Buch von den Gewichten und Maaßen in der h. Schrift. 97. andere Schriften deßelben. 101. Verfaßer seiner Lebensgeschichte. 104. fg. verkezert zuerst den Origenes. 113. greift denselben und dem B. Johannes zu Jerusalem öffentlich an. 148. fg. seine Eingriffe in einen fremden Kirchensprengel. 151. fg. sein Gebet für den Johannes. 154. seine Reise nach Constantinopel, und sein unbesonnenes Betragen daselbst. 244. söhnt sich mit den langen Brüdern aus. 247.

Eremiten, Lebensbeschreibungen derselben. 127.

Ernesti, J. A. sein Anti-Muratorius. 465.

Evangelisten, Erzählungen von denselben. 62.

Eusebius, Uebersezung seiner Kirchengeschichte durch den Rufinus. 124. fg.
Eutropius, Staatsbedienter zu Constantinopel. 448. fg.

F.

Fasten der Christen beschrieben. 86. fg. Fastenzeit, und weßen man sich in derselben enthalten soll. 238.
Flavianus, Bisch. von Antiochien. 345. sein Lob vom Chrysostomus. 361. 419. seine Fürbitte bey dem Kaiser für Antiochien. 418. bewürkt dieser Stadt Verzeihung. 437.
Fragen, ob sie der Gottheit unanständig sind? 26. 44.

G.

Gebet, warum man es mit der Gemeine verrichten müße? 371. fg. Empfelung des nächtlichen in und außerhalb der Kirchen. 459. fg. ohne vorgeschriebene Formeln. 461. fg.
Geburtsfest Christi. S. Theophania. Gründe für die Zeitbestimmung deßelben am 25. December. 381. fg. 384.
Geist, heiliger, Gottheit deßelben und Ausgang vom Vater. 15 fg. 33. fg.
Geist des Gebets, eine Wundergabe. 487.
Geistlicher Stand, Beschreibung deßelben. 83. S. auch Priesterthum. Chrysostomus mißbilligt die übermäßige Freygebigkeit gegen denselben. 452. fg.
Georgius, Patr. von Alexandrien, sein Leben des Chrysostomus. 526.
Gericht, Tag deßelben ist dem Sohne Gottes bekannt. 22.
Gervais, seine Lebensbeschreibung des Epiphanius. 106.
Gewichte und Maaße der h. Schrift. 97.
Gnostiker, Beschreibung und Widerlegung derselben beym Epiphanius. 56. fg.
Gothen, Sorgfalt des Chrysostomus für das Christenthum unter ihnen. 470. fg.
Gott, Lehre des Epiphanius von demselben. 14. fg. Glaube an denselben, im Apostol. Symbolum ausgedrückt. 129. fg. von der Unbegreiflichkeit seines Wesens. 363. fg. 367. fg. 370. fg. selbst für die Engel. 374. ist nur dem Sohne Gottes und dem H. Geiste bekannt. 376.
Gottesdienstliche Versammlungen der Christen. 84. Nuzen von denselben für die Christen. 389.
Gotteslästerer, Ermahnung sie nachdrücklich zu bestrafen. 413.
Gregorius von Nazianzus ist nicht unzufrieden mit dem lauten Beyfall seiner Predigten. 356.

H.

Heilig und Seine Heiligkeit, das Unbedeutende dieser Ehrennahmen. 188. 193. 212.
Heilige, warum Gott sie so viele Trübsale leiden läßt? 412.
Hellenismus, oder Abgötterey. 52.

Hermant, Gottfr. seine Lebensbeschreibung des Chrysostomus. 526.

Heydenthum, Gründe wider daßelbe. 340. fg.

Hieronymus, seine Gesinnungen gegen den Rufinus. 122. fg. tadelt ein Werk deßelben. 127. sein rühmliches Urtheil vom Origenes. 145. Er ändert sich darinne. 146. fg. erklärt den Origenes vor einen Keʒer. 147. seine Händel mit dem B. Johannes von Jerusalem. 148. fg. sein Schreiben wider den Origenes und Johannes v. Jerus. im Auszuge. 162. fg. sein Streit mit dem Rufinus über den Origenes. 185. fg. seine Erklärung über den leztern. 188. fg. Vorwürfe gegen ihn vom Rufinus. 197. fg. seine Vertheidigungsschrift wider den Rufinus. 200. fg. Fortsezung derselben. 205. fg. seine Spottnahmen wider den Rufinus. 207. fg. bekömmt Verweise vom Augustinus. 208. fg. seine Verbindung mit dem Theophilus wider den Origenes. 231. sein bitteres Urtheil über den Chrysostomus. 261.

Hilarion, seine Unterredung mit dem Epiphanius. 7. fg.

Höllenfahrt und Begraben ist einerley. 133. Stelle davon im Apostol. Symbolum. 138. fg.

J.

Innocentius, B. von Rom, sein Betragen bey der Verfolgung des Chrysostomus. 258.

Johannes, von seiner Evangel. Geschichte. 63. fg. Predigten des Chrysostomus über dieselbe. 484.

Johannes, Bischof zu Jerusalem. 118. Sammlung unächter Schriften deßelben. 119. seine Händel mit dem Epiphanius und Hieronymus. 148. fg.

Johannes, Erzb. von Nicäa, seine Nachricht vom Geburtsfeste Christi. 386.

Johanniten, Anhänger des Chrysostomus. 512. 514.

Isidorus, ein ägyptischer Geistlicher. 213. 218.

Israeliten, ihr Recht an die Schenkung Canaans. 45.

Judaismus, sieben Partheien deßelben. 53.

Julianus, Schrift des Chrysostomus wider denselben. 337.

Jungfrauen ohne Zahl. 81.

Iustin. Mart. Apol. I. c. 87. 461.

K.

Kaiser, sind durch ihr Begräbniß Thürhüter der Fischer geworden. 404.

Kebsweiber im Hohenliede. 60. 81. 100.

Kenntniß, angebohrne des Guten und Bösen. 429.

Keʒer, Beschreibung und Widerlegung derselben in dem Hauptwercke der alten Kirche. 48. fg. nüzlichste Methode

thode eines solchen Wercks für diese Zeiten. 49 fg. von jüdischen und christlichen Ketzern. 33. fg. Augustins Schrift darüber. 92. fg. sollen die Schriften des Origenes verfälscht haben. 175. fg. Sanftmuth gegen sie, empfielt Chrysostomus. 365. fg.
Kirche, Gesetze der rechtgläubigen. 83. anständiges Betragen in derselben. 353.
Kirchengeschichte, in den Abendländern durch den Rufinus verbreitet. 126.
Kirchenversammlung zur Eiche. 251.
Königinnen im Hohenliede. 81.
Kreuz Christi, Gedanken des Rufinus darüber. 132. fg. des Chrysostomus. 404. fg.
Κρότος der Zuhörer bey Predigten. 350.

L.

Λατρεία τῆς οἰκονομίας, vom heil. Abendmahl. 87.
Lehre des göttlichen Worts bey einem Geistlichen. 295.
Lehrer, christliche, ihre wahre Bestimmung u. Würde. 311.
Libanius, sein Urtheil vom Joh. Chrysostomus. 268. ob er als Abgeordneter von Antiochien nach Constantinopel gereiset sey? 418.
Liturgien der alten Kirche überhaupt, und besonders die dem Chrysostomus zugeschriebene. 461. fg.
Lucas, seine Evangelische Geschichte. 63.
Luciferianer, Nachricht von denselben. 93. fg.

M.

Macarius schreibt wider die Sterndeuter. 173.
Märtyrer, Verehrung ihrer Reliquien. 467. fg.
Manes, Schriftstellen, deren er sich bedient hat. 69. fg.
Marcella, ihr Antheil an den Origen. Händeln. 187.
Marcus, von seiner Evangel. Geschichte. 63.
Maria, Θεοτόκος. 37. Anmerkungen über dieselbe vom Rufinus. 131.
Matthäus, Predigten über die Evangel. Geschichte desselben vom Chrysostomus. 482.
Meletianische Spaltung. 344. fg.
Missam audire. 85.
Mönche, und verschiedene Arten von Asceten. 88. Empfelung ihrer Lebensart vom Chrysostomus. 319. viele derselben sind mit ihm unzufrieden. 454.
Μονογενές, vom h. Geiste. 17.
Μονότης. 88.
Montfaucon, seine Verdienste um die Lebensbeschreibung und die Schriften des Chrysostomus. 528. 531.
Moses, Predigten über Stellen aus seinem ersten Buche. 425. fg. über dieses ganze Buch, vom Chrysostomus. 477.
Muratori, sein Werck über die alte Römische Liturgie. 465.

Mv-

Μυςήρια, das heil. Abendmahl. 217.

N.

Nasaräer, eine jüdische Parthey. 54.
Natur, Belehrungen derselben für den Menschen. 426. fg.
Nazoräer, eine christliche Sekte. 58.
Noetianer widerlegt. 66.

O.

Olympias, Freundinn des Chrysostomus, eine reiche und gottselige Wittwe. 453.
Ὁμοούσιος, Vertheidigung dieses Worts. 74. fg.
Origenes, widerlegt vom Epiphanius. 29. 31. fg. 40. Streitigkeiten über seine Lehrsätze. 108. fg. Urtheile der alten Lehrer von ihm. 109. fg. wird gegen den Vorwurf des Arianismus vertheidigt. 111. ihn nennt zuerst Epiphanius einen Kezer. 112. verzeichnet seine Irrthümer. 113. Quellen seiner Meinungen. 114. fg. seine Schriften unter den Mönchen. 116. fg. Urtheil des Hieronymus über ihn. 145. dieser erklärt ihn vor einen Kezer. 147. Verzeichniß seiner Irrthümer. 156. fg. ein anderes vom Hieronymus 162. fg. über die Verfälschung seiner Schriften durch die Ketzer. 175. fg. 182. 202. Urtheil darüber. 177. fg. Streit darüber zu Alexandrien. 179. Urtheile des Sulpit. Severus und Vincent. Lirin. von ihm. 180. fg. latein. Uebersezung seines Werks περὶ ἀρχῶν durch den Rufinus. 183. Beurtheilung der Streitigkeiten über seine Lehrsäze zwischen dem Hieronymus, Rufinus und andern. 210. fg. neue Streithändel über ihn, in Aegypten und zu Constantinopel. 211. fg. seine Lehrsäze werden vom Theophilus verdammt. 227. Verzeichniß seiner Irrthümer von diesem. 228. Urtheil über die ägyptischen Händel wegen seiner Lehrsäze. 262. fg.
Origenier, eine kezerische Parthey. 112.
Oßener, eine jüdische Parthey. 54.
Ουσία und ὑπόστασις sind einerley. 74.

P.

Pachomius wirft Schriften des Origenes ins Waßer. 116.
Palladius, sein Leben des Chrysostomus. 525.
Pamphilus, Uebersezung seiner Schuzschrift für den Origenes. 174.
Πανάριον, ein Werk des Epiphanius. 48.
Paradies, Meinungen von demselben. 29. fg.
Patristik, polemischer Mißbrauch derselben. 105.
Paulinianus, seine gezwungene Weihung zum Diakonus und Presbyter. 152. fg.
Paulus, der Apostel, seine Beredsamkeit. 296. Predigten über deßen Briefe vom

Chrysostomus. 486. seine Lobreden auf diesen Apostel. 443. fg.
Paulus von Samosata widerlegt. 8.
Pelagius, eine Schrift von ihm. 141.
Petavius, seine Ausgabe des Epiphanius. 103.
Pharisäer, ihr Eigenthümliches. 53.
Philipp. C. III. v. 12. 13. 368.
Philogonius, heiliger, Lobrede auf denselben. 377. fg.
Photinus widerlegt. 76.
Predigt, komische Auftritte bey einer zu Jerusalem. 148. fg.
Predigten, auf dieselben muß viel Arbeit gewandt werden. 298. am meisten von einem sehr beredten Lehrer. 299. sie müßen Gott gefallen. 300. man macht künstliche Reden daraus. 348. die Zuhörer derselben bezeigen ihren Beyfall mit lautem Zujauchzen, Klatschen u. dgl. m. 349. fg. ohne Gebet helfen nichts. 371. des Chrysostomus. 358. fg. Hauptinhalt derselben. 431. über die heilige Schrift vom Chrysostomus. 477. fg. seine Kunst, wenig in einer Predigt zu sagen. 496.
Priesterthum, oder Lehrstand, Buch des Chrysostomus davon. 277. fg. Würde und Schwierigkeiten deßelben. 278. fg. 281. fg. 302. fg. deßen Gewalt zu binden und zu lösen. 282. erfordert mehr als menschliche Tugend. 285. damit verbundene Rechenschaft. 301. Vergleichung deßelben mit dem Einsiedlerleben. 304. ist für christliche Lehrer kein schicklicher Ausdruck. 310.
Proceßionen der Katholischen und Arianer mit Gesängen zu Constantinopel, veranlaßen eine Schlägerey. 457. fg.
Psalmen, Predigten des Chrysostomus über eine große Anzahl derselben. 479.
Propheten, Predigten des Chrysostomus über dieselben. 481.

R.

Reiche und Arme, Betrachtungen über dieselben vom Chrysostomus. 416. fg.
Renaudot, sein Werck über die morgenländischen Liturgieen. 465.
Rufinus, seine Lebensgeschichte. 121. fg. sein Todt, seine Uebersezungen und Schriften. 124. fg. seine Lebens-bensbeschreibungen von Eremiten. 127. seine Erklärung des Apostol. Glaubensbekenntnißes. 128. andere Schriften desselben. 139. und untergeschobene. 140. fg. Urtheil und Untersuchungen über ihn. 142. fg. sein Antheil an den Origen. Händeln. 148. 151. seine Streitigkeiten mit dem Hieronymus. 173. fg. seine Uebersezungen von Schriften des Pamphilus und Origenes. 174. 185. seine Händel mit dem

dem Hieronymus. 186. er verantwortet sich. 191. fg. seine Schuzschrift wider den Hieronymus. 195. fg. vom Hieronymus gemißhandelt, von andern gelobt. 207. fg.
Rusticana haeresis. 94.

S.

Sacramenta Domini conficere. 152.
Sacramentum omne christiani dogmatis. 166.
Salomons Hohes Lied erklärt vom Epiphanius. 99. Proben seiner Erklärung. 100.
Salom. Sprüche C. VIII. v. 22. S. 26.
Samariter, vier Partheien derselben. 52.
Schrift, heilige, wie sie Chrysostomus ausgelegt habe. 475. fg. seine Predigten über Bücher und Stellen derselben. 477. fg. Auszug aus denselben vom Chrysostomus. 490.
Schwören, Warnungen vor demselben. 423. fg. 431. fg. von den schlimmen Folgen des Leichtsinnes bey demselben. 430.
Scultetus, Abr. seine Bibliothek von Kirchenvätern. 105.
Scythismus, eine Art von Religionszustande. 51.
Seelen, Fragen über dieselben. 163.
Seeligkeit, wer sie nur erlangen könne? 307.
Serapio, Diakonus und Vertrauter des Chrysostomus. 247. 453. seine Händel mit dem Severianus. 501.
Severianus, Bisch. von Gabala. 499.
Sittenlehre, christliche, wird vom Chrysostomus sehr fleissig vorgetragen. 491. seine Denkungsart über dieselbe. 492. fg.
Socrates, ob er in der Beurtheilung des Chrysostomus partheiisch sey? 523. fg.
Sünde, nur vor dieser muß man sich fürchten. 423.
Symbolum beym Epiphanius. 46. warum das den Aposteln beygelegte Glaubensbekenntniß so heiße, und deßen Erklärung. 129. fg.

T.

Taufe über den Todten. 57. Christi. 390.
Täuflinge, Predigten für dieselben vom Chrysostomus. 444. fg.
Tertullianus und Tertullianisten, beyde Ketzer. 94.
Teufel, Meinung des Epiphanius von deßen Verhalten. 60. ingleichen des Rufinus. 133. plagt einen Asceten gewaltig. 320. fg. Trostgründe dawider. 321. fg. wie man wider seinen Willen, viele Vortheile durch ihn erlangen könne? 324. fg. warum Gott zuließ, daß er die Menschen verführte? 325. ob alle Reizungen zum Selbstmorde von ihm herkommen? 330. von seiner Würckung auf die Beseßenen. 375.
Theodoretus, sein Werck von allen Ketzereyen. 95. fg.
Theodosius vergiebt der Stadt Antiochien. 439.

Theodotus, seine Einwürfe wider die Gottheit Christi widerlegt. 65. fg.

Theophania, wie dieses Fest begangen werden sollte. 216. 378.

Theophilus, B. von Alexandrien, sein Antheil an den Origen. Händeln in Palästina. 159. fg. 171. fg. seine Lebensgeschichte. 212. fg. sein Charakter. 214. seine Schriften. 215. fg. sein Kunstgriff zur Besänftigung wütender Mönche. 224. fg. er verdammt die Lehrsäze des Origenes. 227. seine Gewaltthätigkeiten gegen die Origenianer. 234. fg. seine drey Osterbriefe. 236. fg. bestreitet Irrlehren des Origenes. 237. wird zu Constantinopel verklagt. 241. erscheint daselbst, und verfolgt den Joh. Chrysostomus. 249. sein Buch wider denselben. 249. Urtheil des Facundus über ihn. 260.

Theotimus, ein scythischer Bischof. 245.

Timotheus, Anmerkungen über denselben. 411.

Traurigkeit, Warnung und Gründe wider dieselbe. 331. 333.

U.

Uebersezungen, griechische, des A. Test. Nachricht davon. 98.

V.

Valesier, Nachricht von ihnen. 67.

Verfluchung, kirchliche, Predigt darüber. 407.

Versöhnung mit den Feinden empfolen. 430.

Versuchungen, allerley Fragen über dieselben. 327. fg. 329.

Vigilantius wirft dem Hieronymus Origenis Meinungen vor. 146. fg.

Vincentius von Lirinum, sein Urtheil vom Origenes. 180.

W.

Wahlen der Geistlichen, Regeln darüber. 286. fg. 290. fg.

Walchs, C. W. F. Beschreibung der Origen. Händel. 265.

Wallfahrten zu Hiebs Misthaufen. 424.

Wasser, um Mitternacht eines Festes geschöpft, erhält sich Jahre lang frisch. 390.

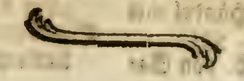
Wittwe, junge, Trostschriften an dieselbe vom Chrysostomus. 335. Erinnerungen an dieselben überhaupt von ihm. 454. fg.

Z.

Zerknirschung des Herzens, ein Buch davon. 314. fg.

Zeugung des Sohnes Gottes, Folgen die Aetius daraus zog. 77. fg.

Zweyheit Gottes in den Propheten. 36.



Verbesserungen.

Im achten Theil.

S. 274. ist aus der im zehnten Theil S. 275. befindlichen Stelle zu berichtigen.

Im neunten Theil.

S. 161. Z. 11. st. lauter l. lautern.

Im zehnten Theil.

S. 59. Z. 4. statt Evanglische l. Evangelische.
S. 77. Z. 6. st. Anomäer l. Anomöer.
S. 136. Z. 28. st. als wenn durch die l. als wenn die.
S. 159. Z. 7. st. suchte l. versuchte.
S. 261. Z. 24. et de Imag. L. III. l. de Imagin. Orat. III. p. 385. T. I. Opp. ed. Paris.) der es wieder aus der Chronographie des Diakonus Isidorus nahm, die Nachricht, u. s. w.
S. 271. Z. 9. st. διαφορὰ l. διαφορὰ.
Z. 379. Z. 16. st. μεμνημένοι l. μεμυημένοι.
Auch sind die Zahlen der Seiten 433, 437 und 440. zu berichtigen.

